Die Ostereyer.

Eine Erzählung

zum

Ostergeschenke

für

Kinder.

Von

dem Verfasser der Genovefa.

Landshut. 1816.

in der Krüll'schen Buchhandlung.

Bibliothek Cassianeum
Donauwörth

Vorerinnerung
an
die Kinder.

Die folgende kleine Erzählung ward schon einmal vielen Kindern, die längst zuvor über den hohen Sinn und die schöne Bedeutung des heiligen Osterfestes unterrichtet worden, zu einer lehrreichen und angenehmen Unterhaltung vorgelesen, und nicht nur die Kinder,

sondern auch mehrere Erwachsene hörten sie mit Freuden an.

Weil ich nun dachte, daß diese Erzählung auch euch, meine lieben Kinder — ja wohl auch euren größern Geschwistern und selbst euren Aeltern — Vergnügen machen dürfte, so ward sie als ein kleines Ostergeschenk für euch gedruckt.

Die Erzählung handelt, wie es der Titel sagt, freylich nur von einer Kleinigkeit — den Ostereyern; indeß werdet ihr gewiß gerne lesen, wie auch die kleinste Gabe Gottes — ein Ey! —

ein groſses Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes und eine mannigfaltige Wohlthat für die Menſchen ſey, ja wie Gott ſich oft einer geringen Sache bediene, ſeine heilige Vorſicht und liebreiche Vaterſorgfalt an den Menſchen zu verherrlichen.

Dieſe und andere gute Lehren ſind in dieſem Büchlein die Hauptſache; das übrige ſoll blos dazu dienen, euch eine unſchuldige Freude zu machen —. wie etwa eure Mutter euch auf das Oſterfeſt ein Ey ſchenkt, das nicht nur durchaus voll kräftiger Nahrung iſt,

sondern auch durch ein gefälliges Aeuße-
res und eine freundliche Farbe das Au-
ge vergnügt.

der Verfasser.

Erstes Kapitel.

„O weh, da giebts noch nicht einmal Hühner!"

Es lebten einmal vor vielen hundert Jahren, in einem kleinen Thale tief im Gebirge, einige armen Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felsen eingeschlossen. Die Hütten der armen Leute lagen im Thale umher zerstreut. Einige Kirschen- und Pflaumenbäume bey jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren all ihr Reichthum. Indeß erwarben

sie noch einiges mit Kohlenbrennen für die Eisenschmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, so waren sie dennoch ein sehr glückliches Völklein; denn sie wünschten sich nicht mehr. Sie waren bey ihrer harten Lebensart, bey steter Arbeit und strenger Mässigkeit vollkommen gesund und man sah in diesen armen Hütten — was man in Palläsien vergebens suchen würde — alte Männer, die über hundert Jahre zählten.

Eines Tages, da schon der Haber anfing sich zu bleichen und es in dem Gebirge sehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hüthete, fast außer Athem nach Hause gesprungen, und brachte den Aeltern die Nachricht, es seyen fremde Leute in dem Thale angekommen von gar wundersamer Tracht und seltsamer Redensart — eine vornehme Frau, und zwey Kinder, und ein

sehr alter Mann, der, ob er gleich sehr prächtige Kleider anhabe, doch nur ihr Diener scheine. „Ach, sagte das Mädchen, die guten Leute sind hungrig und durstig, und sehr müde. Ich traf sie, als ich eine verlorne Ziege suchte, ganz abgemattet im Gebirge an, und zeigte ihnen den Weg in unser Thal. Wir wollen ihnen doch etwas zu essen und zu trinken hinaus tragen — und sehen, ob wir sie die Nacht bey uns und den Nachbarn nicht unterbringen können.“ Die Aeltern nahmen sogleich Haberbrod, Milch und Ziegenkäse und gingen hin.

Die Fremden hatten sich indeß in den Schatten einer buschigen Felsenwand gelagert, wo es sehr kühl war. Die Frau saß auf einem bemoosten Felsenstücke, und hatte ihr Angesicht mit einem weißen Schleyer von feinem Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunder-

schönes Fräulein, saß ihr auf dem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beschäftigt, das schwer beladene Maulthier abzupacken, das sie bey sich hatten. Das andere Kind, ein muntrer, schöner Knabe, hielt dem Thiere einige Disteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und sein Weib näherten sich der fremden Frau mit Ehrerbiethung. Denn an ihrer edlen Gestalt, ihrem Anstande und ihrem langen, weißen Gewande merkte man sogleich, daß sie von hohem Stande seyn müsse. „Sieh nur, sagte die Kohlenbrennerinn leise zu ihrem Manne, den zierlich ausgezackten, stehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — der tausig! — sogar die Schuhe sind so weiß, wie Kirschen-

blüthe, und mit silbernen Blümchen geziert!“ Der Mann tadelte aber sein Weib und sagte zu ihr: „Dir steckt doch nichts im Kopfe, als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemt eine vornehmere Kleidung. Indeß macht das Kleid den Menschen um nichts besser, und mit den zierlichen Schuhen hat die gute Frau wohl schon manchen harten Tritt thun und manche rauhe Wege gehen müssen.“

Der Köhler und die Köhlerinn bothen der fremden Frau jetzt Milch, Brod und Käse an. Die Frau schlug den Schleyer zurück und beyde wunderten sich über die Schönheit und die edle, sanfte Gesichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich, und ließ sogleich das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken — und die hellen Thränen drangen ihr aus den

Augen, und benetzten die blühenden Wangen, als das Kleine die Schale mit beyden Händchen festhielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbey und trank auch. Darauf theilte sie von dem Brode aus — und dann trank sie erst selbst, und aß von dem Brode. Der fremde Mann aber ließ sich besonders den Käs' sehr gut schmecken. Während sie aßen, kamen aus allen Hütten groß und klein herbei, standen im Kreise umher, und betrachteten neugierig und wundernd die neuangekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann satt war, bath er flehendlich, die Leute möchten der Frau doch in irgend einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sondern alles reichlich bezahlen. „Ach ja, sagte die Frau mit sanfter, lieb-

licher Stimme, erbarmt euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwey Kleinen, die durch ein schreckliches Schicksal aus ihrer Heimath vertrieben wurden.“ Die Männer traten sogleich zusammen, und hielten Rath, wie das zu machen sey.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelsen ein Bächlein hervor, stürzte sich, schäumend und weiß wie Milch, von Felsen zu Felsen, und trieb eine Mühle, die gleichsam nur so an den Felsen dort hing. Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freylich war es, wie alle übrigen Häuser im Thale, nur ganz von Holz; aber gar freundlich anzusehen, von Kirschenbäumen lieblich beschattet, und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieses Häuschen both der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Hüttchen da droben, sagte er, indem er mit der Hand hinauf zeigte, räume ich euch, wie es dasteht, herzlich gerne ein. Es ist spannen, und noch kein Mensch hat darin gewohnt. Ich baute es eigentlich, um einmal dahin zu ziehen, wenn ich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — Ihm sey Dank! — so wunderbar für euch sorgt! Erst gestern bin ich damit vollends fertig geworden, und heute könnet ihr nun schon einziehen. Es ist recht so, als wenn ich es gerade nur für euch gebaut hätte. Es wird euch gewiß gefallen!“

Die gute Frau war über dieses freundliche Anerbiethen hocherfreut. Nachdem sie etwas ausgeruht hatte, ging sie sogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme und der alte Mann führte den Knaben an der Hand.

Der Müller aber beſorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen, zur groſſen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tiſche, einigen Stühlen, und Bettſtätten war es ſchon verſehen. Schöne Teppiche und prächtige Decken zur Nachtruhe hatte die Frau, auf dem Maulthiere, mitgebracht. Sie übernachtete daher ſogleich da — und dankte Gott mit ihren beyden Kleinen vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß Er ihr nach langem Herumirren einen ſo angemeſſenen Zufluchtsort habe finden laſſen. „Wer hätte es geglaubt, ſagte ſie, daß ich, in Palläſten erwachſen, mich noch glücklich ſchätzen würde, in eine ſolche Hütte aufgenommen zu werden. Wie nöthig hat auch der Höhere, gegen den Niedrigſten gut und gefällig zu ſeyn! Könnte er auch ſo hart ſeyn, es nicht aus Menſchenfreundlichkeit zu thun, ſo

sollte ihn doch die Klugheit dazu bewegen. Denn kein Mensch weiß, was ihm bevorsteht.“

Den andern Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren Kleinen aus der niedern Wohnung hervor, sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Denn am Tage zuvor waren sie dazu allzumüde. Mit Entzücken betrachtete sie die schöne Aussicht ins Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief unten im grünen Thale wie hingesät, nur immer zwey oder drey beysammen. Das Mühlbächlein schlängelte sich hell wie Silber mitten durchhin. Die bunten Felsen voll grüner Gesträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, so wie sie jetzt von der Morgensonne beleuchtet waren, nicht schöner mahlen können.

Der alte Müller kam, sobald er die Frau mit ihren Kindern erblickte, sogleich aus der Mühle heraus, und über den

ſchmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr, rief er, ein ſchöneres Plätzchen als dieſes, giebt es doch im ganzen Thale nicht! Hier ſcheint die Morgenſonne immer am erſten hin. Wenn die Hütten unten, wie eben jetzt, noch im ſchwarzen Schatten liegen, ſo iſt da droben ſchon alles von der Sonne wie vergoldet. Ja oft, wenn in dem tiefen, feuchten Thal kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren blauen Himmel.“

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das ſich beſtändig ſo geſchäftig umdrehte, am beſten. Den Knaben ergötzte beſonders das Klappern der Mühle, und das Rauſchen des Waſſers, das wie ſiedende Milch zu kochen ſchien. Das Mädchen hingegen hatte ihre vorzügliche Freude an den funkelnden

Edelsteinen von allen Farben, die, wie sie sagte, im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, sich einzurichten, so gut es in diesem armen Thale seyn konnte. Die Leute wetteiferten, sie mit Lebensmitteln, mit Brennholz, irdenem Küchengeschirre, und andern Kleinigkeiten zu versehen. Das Mädchen, das ihr zuerst den Weg in das Thal gezeigt hatte und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienst.

„Vor allem brauche ich Eyer! sagte die Frau, als sie sich zum Kochen anschickte. Sieh doch, daß du mir für Bezahlung einige auftreibest.“ „Eyer? fragte Martha ganz verwundert. Je wozu denn?“ „Närrisches Mädchen, sagte die Frau, wozu? — zum Kochen. Gehe nur, und mache, daß du bald wieder kommest.“

„Zum Kochen? sagte das Mädchen; aber die Vögelein haben ja nun keine Eylein mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Personen hätten ja wohl einige hundert Eylein von Finken oder Hänflingen nöthig, sich satt zu essen.“ „Was plauderst du da, sagte die Frau; wer redet denn von den Eyerchen der Vögelein. Ich meyne Hühnereyer.“ Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „Was das für Vögel sind, weiß ich gar nicht. In meinem Leben habe ich noch keine gesehen.“ „O weh, sagte die Frau, so giebts bey euch noch nicht einmal Hühner!“

Denn da die Hühner erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, so war damals in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas so seltenes, als jetzt ein Pfau. Die Frau wußte sich, da hier auch nichts von Fleischspeisen zu haben

war, in ihrer kleinen Küche fast nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht, sprach sie, was es um ein Ey für eine Wohlthat Gottes ist, bis jetzt, da ich keines haben kann. So gings mir aber auf meiner Wanderung schon mit hundert Dingen. Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem sie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerksam machen, und uns Dankbarkeit lehren.“

Die gute Frau mußte sehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was sie nur immer glaubten, daß ihr angenehm seyn könnte. Wenn der Müller eine schöne Forelle oder ein Köhler ein Paar Krametsvögel fing, so brachten sie ihr dieselben sogleich. Die größten Dienste that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatte noch einige goldene Kleinodien und kostbare

Edelsteine. Von diesen gab sie ihm von Zeit zu Zeit, und er verreiste damit, und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurück kam, brachte er immer allerley mit, das er für die kleine Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten indeß, daß die Frau nach seiner Zurückkunft oft sehr traurig war, und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gar gerne dahinter gekommen, wer sie denn eigentlich sey, und woher sie komme. Allein sie selbst zu fragen, hatten sie den Muth nicht. Der alte Mann aber sagte ihnen, wenn sie ihn fragten, so seltsame Namen, daß sie dieselben kaum nachsprechen konnten, und sie in einer Viertelstunde schon wieder vergessen hatten, bis sie endlich merkten, daß der muntere Greis sie nur zum Besten habe. Da machten sie sich an die Kleinen. „Sag' uns doch, sagten sie zum Knaben, wie heißt denn

deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht weiter sagen. Sag es uns nur ins Ohr.“ Da sagte ihnen denn das Kind sehr geheimnißvoll, aber auch sehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt eigentlich Mamma.“ Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die Leute mußten es also der Zeit überlassen, dieses Geheimniß zu enthüllen.

Zweytes Kapitel.

„Gottlob, nun sind doch einmal die Hühner da!“

Einmal kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reise heim, und trug einen Hühnerstall auf dem Rücken. In dem waren ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale den alten Mann kommen sahen,

liefen sie alle zusammen; denn er brachte ihnen immer etwas mit — weißes Brod, getrocknete Pflaumen, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen oder sonst eine Kleinigkeit.

Dießmal waren die Kinder sehr neugierig, was denn in dem vergitterten Kästchen sey, das fast ganz mit Tuch bedeckt war, so daß man nicht recht hinein sehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwey Kleinen sogleich freudig heraus kam und ihn grüßte. „Gottlob, rief das kleine Fräulein und klatschte in die Hände, nun sind doch einmal die Hühner da!“

Der Mann stellte den Kasten nieder, öffnete daß Thürchen, und da kam denn zuerst ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erstaunten. „Was

für ein sonderbarer Vogel das ist! riefen sie; denn wie man ihn heiße, wußten sie noch nicht. In unserm Leben haben wir noch keinen so schönen Vogel gesehen! Was er für eine schöne Krone auf dem Kopfe hat, noch schöner roth, als Kornblumen; und wie wunderschön bräunlich und gelblich seine Federn schimmern, noch schöner als reifes Getreid in der Abendsonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, fast wie eine Sichel gekrümmt!" Auch die Hennen gefielen ihnen sehr wohl. Es waren ein Paar Schwarze mit hochrothem Kamme, ein Paar Weiße mit Schöpfen, und ein Paar Röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau streute den Hühnern einige Hände voll Haberkörner hin. Die Hühner pickten sie geschäftig hinweg, und die Kinder standen

den und knieten im Kreiſe umher, und ſahen mit vergnügten Geſichtern zu.

Als der Haber aufgefreſſen war, da ſchwang mit einem Male der Hahn die Flügel und krähte — und alle Kinder lachten laut zuſammen, ſo freuten ſie ſich darüber. Und im Heimwege ſchrien die Knaben alle: „Kikiriki“ und die Mädchen machten es ihnen wohl auch nach, aber doch nicht gar ſo laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten ſie von den Wundervögeln, die viel größer ſeyen, als die Ringeltauben, ja wohl größer, als die Raben, und wie ſie ſo ſchöne Farben hätten, noch viel ſchöner als alle Vögel im Walde. „Und, ſagte die kleine Marie, Marthas Schweſterlein, wie ſie ſo ein rothes Käpplein auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bey keinen Vögeln

des Waldes gebräuchlich gewesen.“ Auch die Aeltern wurden neugierig und kamen, die fremden Vögel zu sehen, und waren nicht weniger darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ sich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte einmal den Kindern aus dem Thale das Nest, und die Kinder wunderten alle laut über die Menge von Eyern. „Fünfzehn Eyer! riefen sie; die Holztauben legen nur zwey, andere Vögelein nur fünf Eyer. O wie wird die Henne so viele Junge auffüttern!“

Da die Jungen anfiengen auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ sie rufen. Es kamen aber, da es eben Feyertag war, auch viele große Leute mit. Sie

zeigte ihnen ein aufgepicktes Ey. O wie freuten ſich die Kinder, als das junge Hühnlein ſo geſchäftig pickte, herauszukommen. Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Verwunderung noch größer, daß das kleine Vögelein ſchon über und über ſo ſchöne gelbe Flaumfederlein habe, ſo munter aus den ſchwarzen Aeuglein blicke, und ſogleich davon laufen könne, da doch andere junge Vögelein nackt, blind und ganz hülflos zur Welt kämen. „Das iſt doch etwas unerhörtes, ſagten die Kinder, ſolche Vögel giebt es in der ganzen Welt nicht mehr!“

Als die ſchöne, glänzend ſchwarze Glucke mit dem purpurrothen Kamme, in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen, das erſte Mal auf den grünen Raſen herausſchritt, da war die

Freude der Kinder und Aeltern gar über alle Weise. „Schöneres kann man doch nichts sehen!“ sagte ein Köhler. „Und horcht nur, sprach die Köhlerinn, wie die Alte den Jungen lokt, und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verstehen, und sogleich folgen. Es wäre zu wünschen, daß ihr Kinder auch immer so auf den Ruf ginget.“

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen, um es näher zu betrachten. Das kleine Dingelchen schrie aber kläglich, und auf das Geschrey schoß die Alte plötzlich und mit weitgeöffneten Flügeln herbey, und flog dem Knaben, der heftig erschrack und jammernd um Hülfe rief, auf den Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augenblicklich wieder hätte laufen lassen. Der Vater schmähte den Knaben, und die Mutter

ſagte: „Wie das treue Thier ſich ſeiner Jungen ſo eifrig annimmt! Menſchen könnten ſogar von ihm lernen.“

Wenn die Henne nun einen guten Biſſen fand, ſo erhob ſie ſogleich ein Geſchrey, und die Jungen eilten alle zuſammen. Die Alte zerhackte ihn erſt mit ihrem Schnabel und legte ihnen gleichſam vor. Jedermann wunderte ſich, daß ſo junge Thierchen, die kaum über einen Tag alt wären, nicht nur ſogleich laufen, ſondern auch ſchon freſſen könnten.

Da jetzt die Sonne ſich etwas unter die Wolken verbarg — ſo ſammelten ſich alle Jungen unter die Alte, und verſteckten ſich da, um ſich zu wärmen. „Das iſt noch das allerſchönſte, ſagten die Leute. Es iſt gar artig und munter, wie hie und da ein Köpfchen

unter den Flügeln der Henne hervorsieht, oder sich ein Junges hervorwagt, und sogleich wieder an einer andern Stelle unter sie hineinkriecht.“

Der Müller, der in seiner weißbestäubten Kleidung in Mitte der schwarzen Köhler sich gar sonderbar ausnahm, aber auch an Einsicht sich eben so vor ihnen auszeichnete, sprach: „Was das doch ein Wunderding mit diesen fremden Vögeln ist! Wir erblicken zwar Gott überall in der Natur; aber wenn wir etwas ungewöhnliches sehen, fällt uns seine Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es ist, daß diese kleine Vögelein sogleich laufen und fressen können; wenn die Alte so vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde sie nicht fertig! Wie gut ists,

daß schon die Natur der Jungen so ist, der Alten nachzulaufen und ihrer Stimme zu folgen. Liefen sie, weil sie doch auf der Stelle laufen können, sogleich auseinander; die Alte könnte sie nicht mehr zusammen bringen, und die Jungen gingen verloren. Besonders wundert mich aber, wo die Henne den Muth hernimmt, ihre Jungen so tapfer zu vertheidigen! Habe ich mich doch oft schon über die Hühner geärgert, und sie dumme Thiere gescholten, weil sie allemal, so oft ich an ihnen vorbey ging, vor Furcht scheu auseinander flogen, obwohl sie längst merken konnten, daß ich ihnen nichts zu leid thue. Und nun ist die Natur des Thieres ganz verändert, und sie setzt sich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergötzt, wie die Hennen um einen Bissen zanken, oder wie diejenige,

die ein größeres Bröcklein fand, so neidig ist, und sogleich davon läuft, und wie die andern ihr nachlaufen, und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat sie ihre Gefräßigkeit ganz abgelegt, und ruft den Jungen selbst und rührt nichts an, bis alle satt sind. Ich glaube, das gute Thier stürbe lieber selbst Hungers, als daß sie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Diese zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für sie aufsucht, sie ernährt, sie beschützt, sie unter ihren Flügeln wärmt — hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich ist Gott für diese jungen Hühnlein besorgt! Und wie sollten nun wir verzagen? Sollte Er nicht noch mehr für uns besorgt seyn? Freylich sorgt Er noch mehr für uns. Darum nur guten Muth, lieben Leute! Gott macht alles

wohl. Er sorgt für alle seine Geschöpfe — am meisten aber für den Menschen, der in seinen Augen mehr ist, als alle Hühner und alle andern Vögel in der ganzen Welt."

Drittes Kapitel.

„Jetzt giebt es Eyer im Ueberfluß."

—

Weil die guten Leute im Thale gegen die fremde Frau immer gar so gefällig gewesen, so war sie schon lange darauf bedacht, ihnen auch wieder eine Freude zu machen, und ihre ärmliche Haushaltung zu erleichtern. Die gute Frau hatte daher Eyer und Hühner sehr geschont, und da sie nun einen schönen Vorrath von Eyern und auch mehrere Hühner beysammen hatte, schickte sie Martha ins Thal, alle

Hausmütter auf den morgigen Tag, der ein Sonntag war, einzuladen. Sie kamen mit Freuden, und in ihrem schönsten Aufputze. In dem kleinen Gärtchen hatte der alte Diener einen ländlichen Tisch mit einigen Bänken bereitet. Hier mußten sie Platz nehmen.

Martha brachte hierauf einen grossen Korb voll Eyer. Die waren alle so reinlich, daß man kein Flecklein daran sah, und weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinnen erstaunten und wunderten sich nicht wenig über die Menge von Eyern. „Gottlob! sagte die Frau, jetzt gieb es Eyer im Ueberfluß, und es ist allerdings ein schöner Anblick, so viele reinliche Eyer beysammen zu sehen. Nun will ich euch aber auch zeigen, wie man sie in der Haushaltung nützen kann.“

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felsen, war Feuer aufgemacht. Eine große Pfanne voll Wasser hing über dem Feuer. Die Frau schlug zuerst ein Ey auf, um zu zeigen, wie es innen aussehe, bevor es in das heiße Wasser komme. Alle betrachteten mit Aufmerksamkeit die schöne, kristallhelle Feuchtigkeit, in der gleich einer gelben Kugel der Dotter schwamm. Nun wurden so viele Eyer, als es Gäste waren, weich gesotten. Auf dem Tische war Salz und weißes länglichgeschnittenes Brod in Bereitschaft. Die Frau lehrte sie die Eyer öffnen, und nun wunderten sich alle, wie das durchsichtige des Eys so schön weiß wie Milch aussah, und eben so, wie das Gelbe, fester geworden. Alle lobten, indem sie nach Anweisung der Frau die Eyer mit dem Brode aus-

tunkten, die treffliche Speise. „Da hat man, sagten sie, Geschirr und Speise sogleich beysammen. Und wie schön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb alles aussieht! Wie schnell, ohne Kunst, ohne allen Aufwand ein Ey gekocht ist. Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speise finden.“

Die Frau schlug hierauf Eyer in heißes Schmalz. Dieses war für die Köhlerinnen wieder eine neue Erscheinung. „Wie das Gelbe so schön vom Weißen umgeben ist, sagten sie, wie bey den großen weiß- und gelben Wiesenblumen; die man Ochsenaugen nennt.“ Die Eyer wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüssel bereit stand — und auch diese Speise wurde von allen gelobt. So machte die Frau

noch andere Eyerspeisen, und unterrichtete die Köhlerinnen, wie die Eyer nicht nur an und für sich eine gesunde Speise seyen, sondern mit noch größerm Vortheil zur bessern Bereitung anderer Speisen benützt werden können.

Zuletzt wurde schöner grüner Ackersalat aufgetragen. Kuno brachte ein Teller voll Eyer, die schon früher hart gesotten wurden, damit sie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus Scherz die Eyer fallen, daß sie auf dem steinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinnen am Tische erschracken, daß sie laut aufschrien. Sie meynten, die Eyer würden ausfließen. Aber wie wunderten sich alle, als die Frau die Schalen rein ablöste, und jedes Ey so durchaus hart erschien, daß es sich schneiden ließ. Die Sache schien ihnen ein Wunder. Indeß sagte ihnen

die Frau, wie man die Eyer hart siede und legte die zierlich geschnittenen Eyer auf den Salat und auch diese Speise schmeckte den Gästen sehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, vertheilte die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter die Hausmüter. Sie sagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert, bis hundert fünfzig Eyer lege — worüber alle erstaunten. „Ueber hundert Eyer! riefen sie. Welch ein Vortheil in der Haushaltung!“ Die guten Hausmütter brachten mit den Hühnern eine große Freude ins Thal. In allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Thale segneten die Frau, und dankten Gott für so schöne wohlthätige Geschenke.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Gespräch. Immer bemerkten

die Leute noch etwas neues daran, das sonderbar und zugleich nützlich war. Die Eigenschaft, daß der Hahn morgens krähe, war den Hausvätern besonders lieb. „Er verkündet so, sagten sie, den nahen Tag und fordert die Menschen auf, an ihr Tagwerk zu gehen. Es ist ein ganz neues Leben im Thal, wenn am Morgen die Hähne so zusammen krähen, und man geht ordentlich munterer an die Arbeit!“ „Freylich wohl! sagte der Müller. Wann der Hahn aber gegen Mitternacht das erste Mahl kräht, so ruft er den lustigen Gesellschaften mit lauter Stimme zu, jetzt sey es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.“

Den Hausmüttern gefiel es noch besonders, daß die Henne es gackend ankündete, wenn sie ein Ey gelegt hatte. Allemal war Freude im Hause, wenn

sie sich hören ließ. „So weiß man es doch gleich, sagten sie, und kann das nützliche Geschenk sogleich in Empfang nehmen.“

Hausväter und Hausmütter sagten oft unter einander: „Diese Vögel sind wahrhaftig von Gott recht eigentlich zu Hausthieren geschaffen. Sie halten sich so treulich an das Haus, entfernen sich nie weit davon, kommen, sobald man ihnen lockt, sogleich alle zurück, ja, sie gehen am Abende von selbst heim, und warten an Hausthür oder Fenster, bis man sie hereinlasse. Nicht nur bringen sie in der Haushaltung einen großen Nutzen; ihr Unterhalt kostet auch sehr wenig. Sie nehmen mit Kleye, mit dem Abfalle vom Gemüse, und mit andern schlechten Dingen vorlieb, die man im Hause sonst nicht weiter nützen könnte. Ja sie

gehen von Morgen bis Abend außer dem Hause überall umher und scharren und suchen ihr Futter selbst auf. Viele tausend Körnlein, die besonders zur Aerntezeit und bey dem Dreschen verloren gingen, kommen so noch den Menschen zu gut. Die Hennen lesen sie fleißig auf und geben uns Eyer dafür. Die ärmste Wittwe, die sonst kein Hausthier halten konnte, vermag doch noch eine Henne, und das tägliche Ey ist ein tägliches Almosen für sie."

Auch die zwey Kinder der Frau sahen nun ein, woran sie im Ueberflusse nie gedacht hatten, was die Eyer für gütige Geschenke Gottes seyen. O wie froh waren sie, als sie hie und da morgens ein Ey in Milch essen konnten! Wie gut fanden sie nun manche Speise, die ihnen vorhin nicht recht genießbar schien, weil das Ey

daran fehlte. Wie sehr dankten sie Gott dafür!

Viertes Kapitel.

Das Fest der bemahlten Eyer, ein Kinderfest.

—

Indeß gingen Sommer und Herbst vorüber, und der Winter kam. Er war, zumal in dieser rauhen Gegend, sehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monate lang, wie im Schnee vergraben. Nur die rauchenden Kamine und etwas von den Dächern schauten noch aus der weissen Hülle hervor. Von dem Hohlwege zwischen den Felsen herauf sah man gar nichts mehr. Die Mühle stand still, und die Wasserfälle hingen starr und geräuschlos an den Felsen da. Man konnte nur wenig zusammen kommen. De-

ſto größer war die Freude, als der Schnee ſchmolz und es nun wieder Frühling ward.

Die Kinder aus dem Thale kamen ſogleich wieder herauf, und brachten den beyden fremden Kindern, Edmund und Blanda, die erſten blauen Veilchen und gelben Schlüſſelblümchen, die ſie im Thale finden konnten. Ja ſie flochten ihnen, ſobald es mehrere dieſer holden Frühlingsblümchen gab, die ſchönſten blauen und gelben Kränze. „Ich muß, ſagte die edle Frau, den guten Kindern doch auch eine Freude machen. Ich will ihnen auf den kommenden Oſtertag ein kleines ländliches Kinderfeſt geben. Denn es iſt gar ſchön, daß man ſolche Tage den Kindern, ſo gut man nur immer kann, zu Freudentagen mache. Aber was ſoll ich ihnen geben? Auf Weihnachten konnte ich ſie mit Aepfeln und Nüſſen be-

schenken, die ich für sie hätte bringen lassen. Allein zu dieser Zeit hat man nichts im Hause, als etwa ein Ey. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche stehen ohne Früchte und Beeren. Eyer sind die ersten Geschenke der wieder auflebenden Natur."

„Aber, sagte Martha, wenn die Eyer nur nicht so ganz ohne alle Farben wären! Weiß ist wohl auch schön. Allein die allerley Farben der Früchte und Beeren, zumal die schönen rothen Wangen der Aepfelein, sind doch noch schöner."

„Du bringst mich da auf einen Einfall, sagte die gute Frau, der nicht gar übel seyn mag. Ich will die Eyer hart sieden, und sie, was sich während des Siedens leicht thun läßt, zugleich färben.

Die mancherley Farben machen den Kindern gewiß große Freude.“

Die verständige Mutter kannte verschiedene Wurzeln und Moose, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eyer auf verschiedene Art. Einige wurden schön himmelblau, andere gelb wie Zitronen, andere so schön roth wie das Innere der Rosen. Einige hatte sie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die sich dann auf den Eyern abbildeten, und ihnen ein unvergleichlich schönes buntes Aussehen gaben. Auf einige setzte sie auch einen kleinen Reim.

„Die bemahlten Eyer, sagte der Müller, als er sie erblickte, sind gerade recht für das Fest, wo die Natur ihr weißes Kleid ablegt, und sich mit allerley Farben schmückt. Die gute Mutter macht es gerade wie der liebe Gott, der

uns nicht nur schmackhafte Früchte giebt, sondern sie auch noch für das Auge schön und freundlich macht. Wie Er die Kirsche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, so macht sie es mit den Eyern.“

Der Ostertag war diesesmal ein überaus schöner Frühlingstag — ein wahrer Auferstehungstag der Natur. Die Sonne schien so schön und warm, der Himmel war so rein und blau, daß es eine Lust war, und alles neues Leben fühlte. Die Wiesen im Thale waren bereits schön grün und hie und da schon bunt von Blumen.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno sich auf den Weg zur Kirche gemacht, die über zwey Stunden weit entfernt jenseits mehrerer Berge lag. Die

Väter und Mütter aus dem Thale, und die größern Kinder, die so weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau mit Hülfe des Maulthieres, das Kuno führte, wieder zurück; die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erst lange nach Mittag, oder gar erst gegen Abend nach Hause.

Sobald die Frau angelangt war, eilten jene Kinder, die man daheim gelassen hatte, und die mit Edmund und Blanda ungefähr von einerley Alter — und schon lange eingeladen waren, voll Freude herauf.

Die Frau führte sie in das Gärtchen, das Kuno im vorigen Jahre sehr verschönert hatte. Nahe an der Felsenwand, auf einem zierlich mit Kiese beschütteten Grunde, war ein länglicht runder Tisch. Der war jetzt mit ei-

nem farbigen Teppiche belegt. Rosensitze von jungem, frischen Grün umgaben ihn. Die Kinder setzten sich rings um den Tisch, und mitten unter ihnen Edmund und Blanda. Alle sahen freundlich und fröhlich aus den Augen und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den schönen Kreis von gelb- und braunlockichten Köpfchen und alle die blühenden Gesichtchen zu sehen. „So schön ist kein Blumenkranz, sagte die Frau bey sich selbst, und wäre er auch aus den schönsten Rosen und Lilien gewunden.“

Nun erzählte ihnen die Frau zuerst sehr schön und deutlich, warum der heilige Ostertag ein so großes Freudenfest sey — und dann wurde eine große

irdene

irdene Schüssel voll heißer Milch aufgetragen, darein Eyer geschlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüsselchen vor sich stehen. Jedes bekam nun seinen Theil und ließ sichs trefflich schmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthür des Gärtchens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten stieß. Zwischen den jungen Tännchen waren hie und da schöne grüne Rasenplätze. Da sagte die Frau den Kindern, jedes solle aus Moos, mit dem die Felsen und Bäume umher reichlich bewachsen waren, ein kleines Nestchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die geschicktern helfen. Jedes mußte sich sein Nestchen recht wohl merken.

Nun kehrten die Kinder wieder in den Garten zurück. Aber sieh — da erblickten sie auf dem Tische einen großen Kuchen von Eyerbrod, der wie ein großer gewundner Kranz gestaltet war. Jedes bekam nun ein großes Stück Kuchen. Indeß nun die Kinder aßen, schlich Martha mit einem großen Korbe voll gefärbter Eyer heimlich in das Wäldchen und vertheilte die Eyer in die Nestchen, und die blauen, rothen, gelben oder bunten Eyer nahmen sich in den zierlichen Nestchen von zartem, grünlichem Moose ungemein schön aus.

Nachdem die Kinder genug geessen hatten, sagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Nestchen sehen.“ In jedem Nestchen lagen fünf gleichfarbige Eyer, und auf Einem derselben stand ein Reim. Was da die

Kinder für ein Freudengeschrey erhoben! Die Freude und der Jubel gieng über alle Beschreibung. — „Rothe Eyer! Rothe Eyer! rief das eine, in meinem Nestchen sind lauter rothe Eyer.“ „Und in dem meinigen blaue, rief ein anderes, o alle so schön blau, wie jetzt der Himmel.“ „Die meinigen sind gelb, schrie ein drittes, noch viel schöner gelb, als die Schlüsselblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt.“ „Die meinigen, rief das vierte, haben gar alle Farben!“ „O das müssen wunderschöne Hühner seyn, rief ein kleiner Knabe, weil sie so schöne Eyer legen. Die möchte ich einmal sehen.“

„Ey, sagte Martha's Schwesterchen, das Kleinste aus allen Kindern, die Hühner legen freylich keine so schö-

Bibliothek Cassianeum
Donauwörth

ne Eyer. Ich glaube gar, das Häschen hat sie gelegt, das aus dem Wacholderbusche herausſprang und davon lief, als ich dort das Neſtchen bauen wollte.“ Und alle Kinder lachten zuſammen, und ſagten im Scherze, der Haaſe lege die bunten Eyer. Ein Scherz, der ſich in manchen Gegenden bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

„O mit wie wenigem, ſagte die Frau, kann man den Menſchen eine große Freude machen! Wer ſollte nicht gerne geben; indem ja geben ſeliger iſt, als empfangen! — Wer doch noch ein Kind ſeyn könnte! Eine ſolche Freude empfinden unter den Erwachſenen nur diejenigen, die ihr Herz rein und ſchuldlos bewahrten. Nur die leben noch in dem Paradieſe der Kindheit — dieſem Gottesreiche ſchuldleſer Freude.“

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andre Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eyer bekam, hätte gerne auch ein rothes oder gelbes gehabt. Denen, mit den rothen, gelben oder bunten Eyern ging es eben so. Die Frau sagte daher den Kindern, sie sollen mit einander tauschen. Nur das Ey mit dem Sprüchlein durfte nicht vertauscht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf diese Art Eyer von allen Farben erhielt. „Seht, sagte die Frau, so muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eyern hier ist, so ist es mit tausend andern Dingen. Gott theilte seine Gaben so aus, daß die Menschen einander davon wechselweise mittheilen können, und so einander Freude machen und einander lieber gewinnen sollen. Möchte doch je-

der Tausch oder Kauf, wie euer kleiner Eyerhandel beschaffen seyn, daß immer beyde Theile gewinnen, und keiner verliere.“

Der kleine Edmund las seinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erstaunen. Denn damals gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachsene wußte kaum, daß es um das Lesen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches sey. Der Köhlerknabe wollte nun sogleich wissen, was denn da auf seinem Ey geschrieben stehe. „O ein unvergleichlich schönes Sprüchlein! sagte die Frau. Höre einmal! Für Speis und Trank — dem Geber dank!“ Sie fragte die Kinder, ob sie dieses immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erst ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die schönen Eyer zu danken, was sie

denn nach Anleitung der Frau auch sogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wissen, was auf seinem Ey stehe. Alle drängten sich um die Frau. Alle die kleinen Händchen, und in jedem der Händchen ein Ey, waren gegen sie ausgestreckt. Alle riefen wie mit einem Munde: „Was steht auf meinem? Was auf meinem? Wie heißt meines? O meines zuerst lesen!“

Die Frau mußte Friede machen und die Kinder in einen Kreis stellen. Jetzt las sie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde zu wissen, wie sein Reimlein heiße. Alle horchten auf die Frau, und wandten kein Auge von ihr, wenn sie wieder ein Sprüchlein las.

Die Reimlein bestanden nur immer aus einigen Wörtchen. Alle zusammen, sowohl auf den Eyern, die sie jetzt, als auf jenen, die sie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende:

1. Nur Eins ist noth,
   Kind, liebe Gott!
2. Gott sieht dich, Kind,
   Drum scheu die Sünd.
3. Für Speis und Trank
   Dem Geber dank'.
4. Ein dankbar Herz
   Flammt himmelwärts.
5. Vertrau' auf Gott,
   Er hilft in Noth.
6. Höchst elend ist,
   Wer Gott vergißt.
7. Wer Jesum ehrt,
   Thut, was Er lehrt.
8. Gebeth und Fleiß
   Macht gut und weis'.
9. Fromm, gut und rein,
   Drey Edelstein.
10. Ein gutes Kind
    Gehorcht geschwind.

11. Beym Eigenſinn
Iſt kein Gewinn.
12. Ein reines Herz
Erſpart viel Schmerz.
13. Kind, wirſt du roth,
So warnt dich Gott.
14. Wie Roſen blüht
Ein rein Gemüth.
15. Beſcheidenheit
Das ſchönſte Kleid.
16. Wer Lügen ſpricht,
Dem glaubt man nicht.
17. Die Heucheley
Ein faules Ey.
18. Verdientes Brod,
Macht Wangen roth.
19. Unmäſſig ſeyn
Bringt Schmach und Pein.
20. Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz.
21. Ein frommer Mann,
Hilft wo er kann.
22. Zorn, Haß und Neid
Bringt dir nur Leid.
23. Still, ſanft und mild,
Ein goldner Schild.
24. Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.

25. Gutſeyn, nicht Gold,
Macht lieb und hold.
26. Ein gut Gewiſſen,
Ein ſanftes Kiſſen.
27. Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.
28. Zur Ewigkeit
Sey ſtets bereit.
29. Weltluſt vergeht,
Tugend beſteht.
30. Den Frommen lohnen,
Dort ew'ge Kronen.

Jedes Kind gab ſich alle Mühe, ſein Reimlein zu merken und wiederholte es in der Stille immer bey ſich ſelbſt, um es nicht zu vergeſſen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob jedes ſein Sprüchlein noch wiſſe. Hie und da mußte ſie ein wenig nachhelfen. Aber bald wußte jedes das ſeine ſchön und deutlich zu ſagen. Ja viele merkten auch die Reimlein der übrigen. Nach und nach wußte faſt jedes Kind alle Reime auswen-

dig. Wenn man nur das erſte Wort nannte, ſo wußten ſie faſt allemal das Sprüchlein bis ans Ende zu ſagen. Und wenn man die erſte Hälfte ſagte, ſo wußten ſie die zweyte ganz ſicher. So viel auf einmal, und ſo leicht, unter Luſt und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter und die andern Kinder, die indeß nach Hauſe gekommen waren, und den lauten Jubel, der in das Thal hinabſcholl, vernahmen, eilten herauf, zu ſehen und zu hören, was es denn gebe, und waren ganz erſtaunt. „So viel, ſagten ſie, lernen ja die Kinder zu Hauſe kaum in einem halben Jahre auswendig, als hier in einer halben Stunde. Es bleibt doch wahr, Luſt und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh und Arbeit ring.“ „Aber den Kindern Luſt zu machen, ſagte der Müller, das iſt das

Kunststückchen. Da steckts! — Das heißt einmal viel gelernt. Das ist ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau doch mit Kindern umzugehen weiß!"

Die Frau beschenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eyern und mit Kuchen, und sagte noch zu allen: „Die gefärbten Eyer mögt ihr zu Hause essen; nur die mit dem Sprüchlein, müßt ihr zum Andenken aufbewahren." „Die essen wir freylich nicht! sagten die Kinder. Die heben wir auf. Das Sprüchlein ist ja mehr werth, als das Ey." „Das ists wahrhaftig, sagte die Frau, wenn ihr das befolgt, was es euch lehrt."

Sie ermahnte die Aeltern nun, die Kinder bey guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Aeltern thatens. Wenn ein Kind nicht sogleich

auf das Wort folgen wollte, erhob der Vater den Finger und sagte: „Ein gutes Kind —“ und das Kind sprach: — „gehorcht geschwind!“ und gehorchte dann auch geschwind. Wenn ein Kind Miene machte, zu lügen, sprach die Mutter: „Wer Lügen spricht —“ „dem glaubt man nicht!“ fuhr das Kind fort, erröthete und schämte sich zu lügen. Und so machten die Aeltern es auch mit den übrigen Reimen.

Die Kinder sagten noch gar oft, in ihrem Leben hätten sie keinen so vergnügten Tag gehabt. „Nun, sagte die Frau allemal, so thut nur fleißig, wie es in den Sprüchlein heißt, und dann gebe ich euch alle Jahre ein solches Eyerfest. Wer aber böse ist und nicht folgt, darf nicht dazu kommen. Denn es soll nur ein Fest für gute

Kinder seyn.“ O, wie da die Kinder im Thale so gut und so folgsam wurden!

Fünftes Kapitel.

Ein Paar Eyer — mehr werth, als wenn sie von Gold wären.

Unter den Zuschauern, die dem kleinen Kinderfeste beywohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreise fröhlicher Menschen ganz traurig dastand. Der Jüngling mochte etwa im sechzehnten Jahre seyn. Er war nur sehr ärmlich gekleidet, allein von einem sehr edlen Aussehen und von einer blühenden, unverderbenen Gesichtsfarbe; seine schönen gelben Haare hingen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderstab.

Nachdem ſich die meiſten Zuſchauer zerſtreut hatten, fragte ihn die Frau voll Mitleids, warum er denn ſo traurig ſey. „Ach, ſprach der Jüngling, und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen, mein Vater, der ein Steinhauer war, iſt erſt vor drey Wochen geſtorben. Meiner Mutter gehe es nun mit meinen zwey kleinen Geſchwiſterten, einem Knaben und einem Mädchen, ſehr hart. Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen, und mich das Handwerk des Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten und mich in der Welt fortbringen könne. Zu dieſem reiſe ich jetzt. Ich komme ſchon zwanzig Stunden weit her und habe faſt noch ſo weit zu gehen. Denn der Vetter wohnt weit hin in einer andern Gegend des Gebirges.“

Die Frau wurde, besonders da ihr eignes Schicksal dem Schicksale der armen Wittwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, sehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eyern und Eyerkuchen zu essen, und schenkte ihm einiges, seine Mutter damit zu unterstützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da, sagte Blanda, bring dieses rothe Ey deinem kleinen Schwesterchen und grüße sie mir recht freundlich.“ „Und, sagte Edmund, dieses blaue Ey bringe deinem Brüderchen zum Gruße, und sag' ihm, er soll uns einmal heimsuchen! Wir wollen ihm dann auch Milchsuppe und Eyerkuchen auftischen.“ Die Mutter lächelte, holte noch ein bemahltes Ey, und sagte: „Dieses Ey da gieb deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf ist der beste Trost, den ich ihr geben kann: Vertrau auf Gott, — Er hilft in

Noth! und so wird ihr das Ey kein unangenehmes Geschenk seyn; ja wenn sie das Sprüchlein befolgt, so ist es das beste Geschenk von der Welt, das man ihr nur immer machen könnte."

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felsen, die das Thal einschlossen, sich rötheten, setzte er seinen Stab weiter, nachdem der Müller ihm noch zuvor Haberbrod und Ziegenkäse in seinen Queersack gesteckt hatte.

Fridolin, denn so hieß der Jüngling, wanderte durch das Gebirge, über hohe Felsen und durch tiefe Thäler, rüstig fort. Am Abende des dritten Tages war er nur mehr ein Paar Stunden von der Wohnung des Vetters entfernt. Aber sieh da — als er so auf schmalem Wege, längs einer

himmelhohen Felsenwand hinkletterte, und in die tiefe, schauerliche Kluft zwischen den buschigen Felsen mit Grausen hinabschaute, erblickte er auf einmal ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd; die Decke war schön purpurroth und der Zügel schien lauter Gold. Das Pferd aber schaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es sich, einen Menschen zu sehen, und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„Alle Welt, sagte der Jüngling, wie kommt das edle Thier in diese tiefe Schlucht hinab. Allem nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn, dem es angehört, nur kein Unglück begegnet ist. Ein gesatteltes Pferd ohne Reiter an einem solchen Orte ist immer ein Anblick, über den man erschrickt. Mir wird ganz bange; ich muß doch einmal nachsehen.“ Er versuchte lange

vergebens hinab zu klettern, wiewohl er im Bergsteigen sehr geübt war. Endlich fand er einen engen Steig zwischen den Felsen, den ein wildes Bergwasser ausgehöhlt hatte, der aber jetzt trocken lag, und kam glücklich hinunter. Da sah er einen Mann von edlem Aussehen und in ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felsen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche lag neben ihm, und der Spieß steckte darneben. Der Mann aber sah sehr blaß aus, und der Jüngling wußte nicht, ob er nur schlafe oder gar todt sey. Mitleidig ging er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bey der Hand und sagte: „Fehlt euch etwas, lieber Herr?“

Der Mann schlug die Augen auf, blickte den Jüngling starr an, seufzte, und versuchte zu reden. Aber er konn-

te kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand auf den Mund, und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verstand, daß er trinken wolle, nahm den Helm, und ging Wasser zu holen. Ein paar graue Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Wasser in der Nähe seyn müsse. Er ging hin, fand feuchten Grund, wand sich eine Strecke zwischen Felsen und Gesträuchen hinauf, und sieh — da rann ein kleines Quellchen, hell wie Kristall, aus einem moosigen Felsen hervor. Fridolin füllte den Helm, und eilte dem Durstenden zu. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder.

„Gott sey Dank!" war sein erstes Wort. „Und auch dir sey Dank, freundlicher Jüngling, fuhr er mit

heißerer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand ſtützte. Dich hat mir Gott zugeſendet, damit ich nicht verſchmachte. — Aber, wie mich jetzt hungert! Haſt du nicht einen Biſſen Brod bey dir?“

„O du mein Gott, rief Fridolin, wenn ich es nur früher gewußt hätte. Haberbrod und Ziegenkäſe, die ich da im Queerſacke trug, ſind rein aufgezehrt. Doch halt, halt! rief er jetzt freudig aus, da habe ich ja noch die Eyer. Die ſind eine geſunde, nahrhafte Speiſe. Er ſetzte ſich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachsnen Boden, langte die gefärbten Eyer hervor, machte ſogleich eines von der Schale los, ſchnitt es mit ſeinem Taſchenmeſſer, gleich Apfelſchnitzchen, in länglichte Stücklein, und gab ein Stückchen nach dem andern dem Man-

ne. Der Mann aß begierig, trank dann wieder dazwiſchen, und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ey auch aufklopfen. Aber der Mann ſagte: „Laß es gut ſeyn. Zuviel auf einmal eſſen, beſonders nachdem man lange gehungert, iſt nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So gut hat es mir in meinem Leben noch nicht geſchmeckt. Es war ein Königsmahl.“ „Ich fühle mich, Gott ſey Dank, ſchon kräftiger, fuhr er fort und ſetzte ſich vollends auf. O wenn du nicht gekommen wäreſt, ſo wäre ich dieſe Nacht ſicher verſchmachtet.“

„Aber, ſagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, wie kommt ihr, edler Ritter, mit eurem Pferde denn in dieſe ſchauerliche Schlucht herab?“

„Ich bin nur ein Edelknecht, ſagte der Mann, und reiſe ſchon mehrere Wo-

chen in Angelegenheit meines Herrn weit umher. Da hab ich mich in dieſem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich. Auf einmal ſtürzte ich in der Finſterniß, ſamt meinem Pferde, den ſteilen Abhang dort herunter in dieſe Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen iſt, geſchah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beſchädigt, daß ich nicht mehr gehen, und mich nicht einmal mehr auf das Pferd ſchwingen kann. Indeß iſts ein Wunder, daß Mann und Roß nicht ſogleich zu Grund gingen. Ich kann Gott nicht genug danken! Ich verband mir die Wunde; aber das Wundfieber ſetzte mir hart zu. Ich hatte mich ſchon darein ergeben, zwiſchen dieſen Felſen Hungers zu ſterben. Da erſchienſt du mir, guter Jüngling — wie ein Engel des Himmels. Sag doch an, wie kommſt du hieher in dieſe menſchenleere, einſame Wüſte?“

Fridolin erzählte, und der Mann hörte aufmerksam zu, und that dazwischen allerley Fragen. „Wunderlich, sagte er, indem er auf die Eyerschalen zeigte, die auf dem Moose umherlagen, daß sie so schön roth und blau sind. Ich habe noch nie solche Eyer gesehen. Wie, laß mich das Ey, das noch ganz ist und das du wieder in den Queersack steckteſt, doch einmal näher betrachten.“

Fridolin gabs ihm, und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ey sehr aufmerksam, und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott, sagte er, was da auf dem Ey steht, ist wohl recht wahr: Vertrau auf Gott, — Er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Inbrunst flehte ich in diesem Abgrunde zu Gott um Hilfe, und Er hat

mein

mein Flehen erhört. Seine Güte sey dafür dankbar gepriesen. Gesegnet seyen die guten Kinder, die dir das Paar Eyer schenkten. O sie dachten wohl nicht, daß sie damit einem fremden Manne das Leben retten würden. Gesegnet sey die gute Frau, die auf dieses Ey hier den tröstlichen Reim schrieb.“

„Du, fuhr er fort, gieb das Ey mir. Ich will es aufheben, damit ich den schönen Spruch, der sich an mir so schön bewährte, immer vor Augen haben kann. Ja, meine Kinder und Kindeskinder sollen noch im Vertrauen auf Gott gestärkt werden, so oft sie das Ey erblicken und den Spruch lesen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroßvater durch ein Paar Eyer vom Hungertode gerettet habe. —

Ich will dir für die Eyer etwas anders geben.“ Er zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm für jedes Ey, das er geessen hatte, ein Goldstück — für das mit dem schönen Reim aber zwey. Fridolin wollte ihm das Ey zwar nicht lassen. Der Mann aber bath so lange, bis er es ihm gab.

„Doch sieh, sagte der Mann jetzt, indem er an der Felsenwand hinauf blickte, es will Abend werden, und die Felsen und Gesträuche da oben schimmern in der Abendsonne schon wie rothes Gold. Versuch es doch einmal, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem du herabkamst in diese fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinscheinet, läßt mich doch einen Ausgang hoffen.“

Fridolin half ihm auf das Pferd, und führte es am Zügel. Sie kamen

durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich herauf. O wie ſich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte, und Wald und Gebirg umher, von ihren glühendrothen Strahlen herrlich beleuchtet.

„Zu meinem Vetter, ſagte Fridolin, kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen ſtarken Schritt und euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird euch mit Freuden aufnehmen. Er iſt ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, ſondern ſicher auch, bis ihr wieder hergeſtellt ſeyd, eine liebreiche Pflege.“

Mit anbrechender Nacht kamen ſie vor der Hütte des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf, und klopfte ſeinem jungen Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er

so brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug seine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten und seiner Mutter und seinen Geschwistern die gefärbten Eyer nicht senden könne. „Ach was, Eyer, sagte Fridolins Vetter, ich weiß zwar nicht, was du alles von rothen und blauen und bunten Eyern daher schwatzest, oder was diese Eyer vor andern Vogeleyern, deren viele gewiß noch weit schöner und zarter bemahlt sind, besonders haben sollen; aber wären sie auch pures Gold, so wären sie dennoch wohl fort — da nur der brave Mann hier nicht Hungers sterben durfte, und du einmal ein braver Kerl wirst. Du hast gehandelt, wie der wohlthätige Samariter — und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfst du mir nichts, setzte er noch lächelnd hinzu. Hörst du?“

Der Edelknecht zeigte das Ey mit mit dem Spruche. „Es ist wunderschön, sagte der Vetter zu Fridolin. Indeß laß ihms nur; das Gold da wird deiner Mutter lieber seyn. Komm, ich will es dir auswechseln!“ Der Jüngling erstaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam; denn er hatte das Gold nicht gekannt. Sieh, sagte der Vetter, auch an deiner Mutter wird der Spruch wahr: Gott hilft in Noth! Der Spruch ist mehr werth, als all das Gold. Es ist indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ey merken kann. Vergiß ihn daher dein Lebenlang nicht.“

Der Edelknecht blieb so lange, bis er ganz gesund war, und beschenkte, ehe er auffaß, noch alle im Hause reichlich.

——

Sechstes Kapitel.

Ein Ey, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

——

Den Frühling und Sommer über fiel in dem Thale nichts besonders vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld und gingen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber besorgten die Haushaltung und zogen viele Hühner; und die Kinder fragten sehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Ostern sey. Die edle Frau aber war jetzt manchmal sehr traurig. Ihr alter, treuer Diener, der sie hieher begleitet hatte, und anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald kleinere Reisen machte, und ihre Geschäfte besorgte, konnte das Thal schon lange nicht mehr verlassen. Denn er fing an zu kränkeln. Ja, als es Herbst ward und die Gesträuche an den

Felsen umher bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre, um sich, was er sonst so gerne that, ein wenig zu sonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten, alten Manne, und aus Besorgniß, ihre letzte Stütze zu verlieren, manche stille Thräne. Auch das fiel ihr sehr schwer, daß sie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhaten konnte, und in diesem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt wie abgeschieden war.

Um diese Zeit setzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Aengsten und Schrecken. Die Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim, und erzählten, als sie die vergangene Nacht wohlgemuth bey ihren brennenden Kohlhaufen gesessen wären, da seyen auf einmal vier fremde Männer zu ihnen gekommen, die eiserne

Kappen auf dem Kopfe und eiserne Wammse angehabt, und große Schwerter an der Seite und lange Spiese in der Hand geführt hätten. Sie hätten sich Dienstleute des Grafen von Schroffeneck genannt, der mit vielen Reisigen in dem Gebirge angekommen sey. Sie hätten sich auch nach allem in der Gegend wohl erkundigt. Der Müller eilte mit dieser Neuigkeit sogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des kranken Kindes saß. Sie wurde, als der Müller den Namen Schroffeneck nannte, todtenbleich, und rief: „O Gott, der ist mein schrecklichster Feind! Ich glaube nicht anders, als er stellt mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben!“ Der Müller versicherte, so viel er wisse, sey von ihr gar nicht die Rede gewesen. Die Männer hätten sich an dem Feuer nur

gewärmt und seyen gegen Tag wieder weiter gegangen. Daß sie aber noch in dem Gebirge umherstreiften, sey dennoch gewiß.

„Lieber Oswald! sagte die Frau zum Müller, ich habe, seit ihr mich in euer Haus aufnahmet, euch immer als einen gottesfürchtigen, rechtschaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geschichte anvertrauen, und euch die große Angst entdecken, die jetzt mein Herz erfüllt; denn auf euern guten Rath und auf euern treuen Beystand mache ich sichere Rechnung."

„Ich bin Rosalinde, eine Tochter des Herzoges von Burgund. Zwey angesehene Grafen warben um meine Hand — Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichste und mächtigste Herr weit umher,

und hatte viele Schlösser und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferste und edelste Ritter im Lande; allein in Vergleich mit Hanno arm; denn er hatte von seinem edlen, uneigennützigen Vater nur ein einziges alterndes Schloß geerbt, und war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere an sich zu reissen. Ihm gab ich, mit Gutheißen meines Vaters, meine Hand, und brachte ihm eine schöne Strecke Landes mit mehreren festen Schlössern zum Brautschatze. Wir lebten so vergnügt, wie im Himmel."

„Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl, und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er seinen Groll, und ließ ihn nicht in öffentliche Feindseligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiser in den Krieg gegen

die wilden heidnischen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen sollen. Allein unter allerley Vorwänden wußte er seine Rüstungen zu verzögern, blieb zurück, und versprach blos, dem Heere sobald möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit seinen Leuten an den fernen Grenzen für sein Vaterland kämpfte, und alle genug zu thun hatten, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treulose Hanno in unser Land ein — und niemand war, der sich ihm widersetzen konnte. Er verwüstete alles weit umher, und erstürmte ein festes Schlos nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwey lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein inziger Schutzengel auf dieser gefährlichen Flucht, auf der ich keinen Augenblick vor Hannos Nachstellungen sicher war. Er führte mich in dieses Gebirg, wo ich in diesem

vor aller Welt verborgenen Thale einen so ruhigen Aufenthalt fand.“

„Hier wollte ich nun weilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurück kommen, und unsre Habe dem unrechtmässigen Besitzer wieder entreißen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohntere Welt, Kunde von dem Kriege einzuholen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böse Hanno in unserm Lande, immer noch dauerte der Krieg an den Grenzen mit abwechselndem Glücke fort. Nun aber ist es schon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank ist, und seit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuren Vaterlande, und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er schon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mir mit seinen Leuten so na-

he ist, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beste, das mir begegnen könnte! —

O redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß sie mich doch nicht verrathen!" „Was verrathen! sagte der Müller. Ich stehe euch gut für alle; jeder gäbe sein Leben für mich. Ehe der von Schroffeneck euch etwas zu leid thun sollte, muß er es mit uns allen aufnehmen. Seyd daher außer Sorgen, edle Frau!" Eben so sprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die Sache vortrug. „Er soll nur kommen, sagten sie, dem wollen wir mit unsern Schürhacken den Weg weisen."

Die gute Frau brachte indeß ihr Leben unter beständigen Sorgen und Aengsten zu. Sie getraute sich kaum

mehr aus der Hütte, und ließ auch keines ihrer Kinder vor die Thüre. Ihr Leben war sehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde, und man von den gehar-nischten Männern nichts mehr sah und hörte, wagte sie es einmal, einen klei-nen Spaziergang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein schöner, lieblicher Tag spät im Herbste. Einige hundert Schritte von ihrer Hütte war eine Art ländlicher Kapelle. Sie war nur aus rohen Tannenstämmen erbaut, und an der Vorderseite ganz offen. In der Kapelle sah man die Flucht nach Aegypten, ein sehr liebliches Gemähl-de, das Kuno einmal von einer seiner Wanderungen mitgebracht hatte, die gute Frau über ihre eigene Flucht zu trösten. Hinter der Kapelle erhob sich eine hohe Felsenwand, und vor der Ka-pelle standen einige schöne Tannen, und

beschatteten den Eingang derselben. Das Plätzchen hatte so etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg über grünen Rasen, zwischen mahlerischen Felsen und Gesträuchen führte dahin. Dies war ihr liebster Spaziergang. Sie gieng — nicht ganz ohne Bangigkeit — auch dieses Mal dahin. Sie kniete mit ihren Kindern einige Zeit auf dem Bethstuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit dem der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte sie, und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie bethete eine Zeit, und setzte sich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felsen umher Brombeeren, freuten sich, daß jede Beere gleichsam ein kleines, glän-

zendschwarzes Träubchen bilde, und entfernten sich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau so einsam da saß — sieh, da kam ein Pilgeromann zwischen den Felsen hervor und näherte sich der Kapelle. Er hatte nach Art der Pilger ein langes, schwarzes Gewand an und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit schönfarbigen Meermuscheln geziert, und in der Hand führte er einen langen, weißen Stab. Er war, wie es schien, schon sehr alt, aber doch ein stattlicher, sehr wohlaussehender Mann. Seine langen Haare, die auf beyden Seiten der Scheitel schlicht herab hingen, und sein langer Bart waren weiß wie Schneeblüthe, aber seine Wangen noch röther, als die schönsten Rosen. Die Frau erschrack, als sie den fremden Mann sah. Er grüßte sie ehrerbiethig und fing ein Ge-

ſprach mit ihr an. Sie aber war in ihren Reden ſehr vorſichtig und zurückhaltend. Sie blickte ihn nur ſehr ſchüchtern an, als wollte ſie ihn erſt ausforſchen, ob ſie ihm — als einem ganz Fremden — wohl auch trauen dürfe.

„Edle Frau, ſagte endlich der Pilger, habt keine Furcht vor mir. Ihr ſeyd mir nicht ſo fremd, als ihr denket. Ihr ſeyd Roſalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schickſal euch zwang, zwiſchen dieſen rauhen Felſen eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen. Auch euer Gemahl, von dem ihr nun ſchon drey Jahre getrennt ſeyd, iſt mir recht wohl bekannt. Seit ihr hier in dieſer abgelegenen Gegend wohnet, hat ſich in der Welt vieles geändert. Wenn euch je noch daran liegt, von dem guten Arno von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in

eurem Herzen noch nicht erloſchen iſt, ſo kann ich euch die fröhlichſten Nachrichten von ihm mittheilen. Es iſt Friede! Mit Siegeskränzen geſchmückt kehrte das Chriſtliche Heer zurück. Euer Gemahl hat ſeine geraubten Feſten wieder erobert. Der Böſewicht Hanno rettete ſich mit genauer Noth in dieſes Gebirg, und auch aus dieſem hat er ſich ſchon weiter flüchten müſſen. Der innigſte Wunſch eures Gemahls iſt nun, euch, ſeine geliebte Gemahlinn, wieder aufzufinden.“

„O Gott, rief jetzt die Frau, welch eine Freudenbothſchaft! O wie dank ich Dir, lieber Gott!“ Sie ſank auf die Knie, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen. „Ja, ſprach ſie, Du, guter Gott, haſt meine heißen Thränen geſehen, meine ſtillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Fle-

hen erhört! — O Arno, Arno, daß mir doch bald der selige Augenblick würde, dich wieder zu sehen, und dir deine Kinder, die bey deiner Abreise noch ganz unmündig waren, vorzuführen, damit du nun aus ihrem Munde das erste Mal den holden Vaternamen vernehmest!"

„Ja wohl zweifeln, du fremder Mann, sagte sie zum Pilger, ob ich meines Gemahls noch gedenke — ob nicht sein Andenken in meinem Herzen erloschen?" — „O meine Kinder, rief sie jetzt ihren zwey Kleinen zu, die schüchtern in einiger Entfernung standen, und den fremden Mann neugierig betrachteten — o kommt hieher!" Beyde Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund, sprach sie jetzt zum Knaben, indem sie das Kind küßte, und ermunterte, nicht scheu, sondern hübsch

dreist zu seyn, sage dem Manne hier das kleine Gebeth, das wir alle Morgen für den Vater bethen.“ Der Kleine faltete, als ob es allzeit so seyn müßte, auch wenn man es nur auswendig hersagte, andächtig die Hände, und sprach mit sichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! Sieh auf uns zwey arme Waislein herab! Unser Vater ist im Kriege. O laß ihn nicht umkommen! O wir wollen auch recht fromm und gut seyn, damit der liebe Vater Freude habe, wenn er uns einmal wiedersieht! Ach ja, erfülle unsre Bitte!“

„Und du, Blanda, sagte sie zum gelblockichten Mädchen mit den Rosenwangen, sag, wie bethen wir Abends für den Vater, ehe wir uns schlafen legen?“ Das Kind faltete eben so

wie der Knabe die kleinen Händchen, schlug die blauen Augen zum Himmel auf, und bethete schüchtern mit sanfter, leiser Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu Dir für unsern Vater auf Erde. Laß ihn sanft ruhen und dein Engel beschütze ihn vor feindlichem Ueberfall. Schenke auch der lieben Mutter sanften Schlaf, damit sie ihres tiefen Kummers ein wenig vergesse. Oder wenn Du ihr auch den süßen Schlaf entziehen willst — so laß ihn auf die Augenlieder des Vaters sanft herabsinken. O möchte dieser Abend der letzte unsrer traurigen Trennung seyn — möchte bald der frohe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wiedersehen!“

„Amen, Amen!“ sagte die Mutter, indem sie die Hände faltete, und weinend zum Himmel aufblickte. — —

Jetzt fing der Pilger mit einem Mal an laut zu weinen. In einem Augenblicke hatte er die Verkleidung — Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock hinweg geworfen — und ſtand nun in prächtiger, ritterlicher Tracht in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Leben da, und breitete ſeine Arme weit gegen Frau und Kinder aus, und rief mit lauter, tiefgerührter Stimme: „O Roſalinde, meine Gemahlinn — o Edmund und Blanda, meine liebſten Kinder!“

Die Frau war von plötzlichem Freudenſchrecken ganz betäubt. Die Kinder, die bey dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten ſie um Hülfe für den Mann flehen, ſchauten, als ſie jetzt ihren Namen hörten, um —

und erſchracken über das Wunder, das ſie zu ſehen glaubten; denn ſie meynten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende erzählt hatte, nicht anders, als der Greis habe ſich mit einem Male in einen ſchönen Jüngling des Himmels — in einen Engel verwandelt; ſo ſchön kam ihnen ihr Vater vor. Denn wirklich war er auch der ſchönſte Mann unter dem ganzen Chriſtlichen Heere. O wie entzückt waren ſie, als die Mutter ihnen nun ſagte, der ſchöne Herr ſey ihr lieber Vater, von dem ſie Ihnen ſo oft erzählt habe. Vater und Mutter und Kinder fühlten ſich ſo glücklich, als wären ſie ſchon im Himmel, und ein Paar Stunden verſchwanden ihnen wie ein Paar Augenblicke.

Roſalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter

ſtarker Bedeckung ſpornſtreichs hieher geritten ſey, um ſie hier abzuholen; daß er aber wegen der ſteilen, gefährlichen Felſenwege ſein Gefolge von Reitern zurückgelaſſen habe, und in Pilgertracht, derer ſich die Vornehmen damals oft bedienten, wenn ſie unbekannt reiſen wollten, zu Fuße vorausgeeilt ſey, ſchneller bey ihr zu ſeyn, ſich unter dieſer fremden Geſtalt von ihrem Wohlbefinden und von dem Wohlverhalten ſeiner Kinder zu überzeugen, und ſie auf ſeinen Empfang vorzubereiten. Roſalinde fragte, wie es gekommen ſey, daß er ihren Aufenthalt ſo ſicher erfahren habe.

„O Roſalinde, ſagte er, unſer Wiederſehen iſt die Frucht deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, beſonders gegen die Kinder in dieſem Thale. Darum hat Gott deinen Kindern den Vater

wieder

wieder geschenkt. Ohne diese deine wohlthätigen Gesinnungen hätten wir uns nicht so bald, ach vielleicht gar nicht mehr gesehen! Denn überall wareſt du von unsern Feinden umgeben, und leicht hätteſt du in ihre Hände fallen können. Erſt nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge. „Sieh da, sprach er, und zeigte ihr das gefärbte Ey mit dem Spruche: Vertrau auf Gott, Er hilft in Noth. Dieſes Ey ward in der Hand Gottes das Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte lange Zeit her Leute ohne Zahl ausgesendet, dich zu suchen — aber immer vergebens. Da kam einmal Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich ſchon für verloren hielt, weil er mir gar lange ausblieb, von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund gestürzt, und wäre

da bald verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit einem Paar Eyer vom Hungertode, und ließ ihm noch obendrein dieses Ey mit dem schönen Spruche zum Andenken an seine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ey. Aber, lieber Himmel, wie erstaunte ich! Auf den ersten Blick erkannte ich deine Hand. Augenblicklich saßen wir auf, und ritten dem großen Marmorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieser zeigte mir den Weg hieher. Hättest du den schönen freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eyern ein Fest zu machen; hättest du bey den leiblichen Wohlthaten nicht auch auf den Geist so schön Bedacht genommen, und die schönen Denkreime nicht auf die Eyer geschrieben, wäret ihr alle — du mein lieber kleiner Edmund da, und du meine kleine holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht so wohlthätig ge-

wesen: o so wäre uns der heutige Freudentag nicht geworden. Auf jeder milden Gabe — sie sey auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie ist ein Saamenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon groſses Heil. Merkt euch das euer Leben lang, ihr lieben Kinder! Gebt den Armen gerne, sucht andern einen frohen Tag zu machen, gleicht eurer Mutter! Helft andern aus der Noth, und euch wird auch geholfen werden! Erbarmet euch, und ihr werdet auch Erbarmen finden. Freudig werdet ihr dann auf Gott vertrauen können, und die felsenfeste Wahrheit auf der zerbrechlichen Eyerschale da, die heute so schön in Erfüllung ging, wird auch fernerhin an euch herr-

lich in Erfüllung gehen. Er wird euch nie ohne Hülfe lassen. — Dieß seht ihr aus dieser Geschichte. In Gold und Perlen werde ich deßhalb dieses Ey fassen, und zum steten Andenken in unsrer Burgkapelle am Altare aufhängen.“

Indeß war es Abend geworden, und schon glänzte hie und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno ging mit seiner Gemahlinn am Arme ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwey Kleinen gingen voraus. Hier erwartete sie neue Freude. Der Edelknecht und Fridolin, sein Erretter, waren hier und hatten sich indeß mit Kuno unterhalten, den die Ankunft seines geliebten Herrn schon fast gesund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfinn die Eyer geschenkt hatte, kam zuerst herbey, und grüßte sie und die Kinder als alte Bekannte auf das freundlichste und frew-

digſte. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eyer vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbietig herbey und ſagte: „Laßt mich, theure Gräfinn, die wohlthätige Hand küſſen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete.“ Den braven Kuno umarmte der Graf als ſeinen treuſten Diener, und auch dem wackern Müller, der feſtlich geputzt in ſeinem hellblauen Sonntagsrocke daſtand, ſchüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie ſpeisten den Abend alle zuſammen und waren von Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war groſſer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer — vornehmer Herr, ſey angekommen, ſetzte alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu ſehen, und die kleine Hütte ward ganz

von Leuten umringt. Der Graf trat mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern heraus und grüßte die Leute auf das liebreichste, und dankte ihnen für alles Gute, das sie seiner Gemahlinn und seinen Kindern erwiesen hätten. „O nicht wir sind ihre Wohlthäter, sagten die Leute mit Thränen in den Augen, sie ist unsre größte Wohlthäterinn!“ Der Graf unterhielt sich lange mit den guten Leuten, und sprach mit einem jeden aus ihnen, und alle waren über seine Freundlichkeit entzückt. Indeß hatte das Gefolg des Grafen, mit Hülfe einiger Kohlenbrenner einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter, und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwischen zwey waldigen Bergen hervor, zogen in das Thal herein, und ihre Helme und Spiese leuchteten im Glanze

der Sonne wie Blitze. Alle begrüßten ihre wiedergefundne Gebietherinn mit hoher Freude — und ihr Freudenruf hallte rings von den Felsen zurück.

Graf Arno blieb noch ein Paar Tage hier; am Abende, bevor er mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreiste, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler saßen zwischen Rittern und Knappen, und die Tafel sah sehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beschenkte der Graf seine ländlichen Gäste, vorzüglich den Müller, noch sehr reichlich. Martha blieb in den Diensten der Gräfinn. Für die Mutter und Geschwister des guten Jünglings Fridolin sorgte er noch ganz besonders. Zu den

Kindern der Köhler aber sagte er: „Für euch, ihr lieben Kleinen, will ich zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlinn unter so guten Leuten eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr sollen auf Ostern allen Kindern Eyer von allen Farben ausgetheilt werden.“ „Und ich, sprach die gute Gräfinn, will diesen Gebrauch in unsrer ganzen Grafschaft einführen, und auch dort zum Andenken meiner Befreyung alle Jahre auf Ostern gefärbte Eyer unter die Kinder austheilen lassen.“ Dieß geschah auch. Die Eyer nannte man Ostereyer, und die schöne Sitte verbreitete sich nach und nach durch das ganze Land.

Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, sagten: „Die Erlösung der guten Gräfinn aus ih-

rem Felsenthale und jenes Edelknechtes aus dem Abgrunde und vom nahen Tode, geht uns zwar nicht so nahe an, ihr Andenken jährlich zu feyern. Die bunten Eyer sollen daher unsre Kinder an eine größere, herrlichere Erlösung erinnern, die uns sehr nahe angeht — an unsre Erlösung von Sünde, Elend und Tod, durch Denjenigen, der vom Tode auferstand. Das Osterfest ist das rechte Erlösungsfest — und die Freude, die wir da den Kindern machen, ist ganz dem Sinne des Erlösers gemäß. Die Liebe, die gerne groß und klein erfreut, ist ja die Summe seiner heiligen Religion, und das schönste Kennzeichen seiner wahren Verehrer. Ja, die Sitte, den Kindern Eyer zu schenken, kann auch den Aeltern und allen Menschen eine schöne Erinnerung an die Vaterliebe

Gottes gegen uns Menschen, gleichsam ein Pfand der wohlwollenden Gesinnungen seines treuen Vaterherzens seyn. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja selbst gesagt: Wo ist unter euch ein Vater, der seinem Sohne, der ihn um ein Ey bittet, einen Skorpion geben könnte? Wenn nun ihr euren Kindern gute Gaben zu geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten — (die beste aller Gaben) den guten Geist geben?"

Blühten,

dem

blühenden Alter

gewidmet

von

dem Verfaſſer der Oſtereyer.

C. Chriſtoph v. Schmid.

Landshut, 1819.

In der Krüll'ſchen Buchhandlung.

195.1173

An

die Schuljugend

zu

München.

Dem blühenden Alter, und unter diesem vorzüglich Ihnen, meine geliebten jungen Freunde und Freundinnen, sey dieses Büchlein gewidmet; denn Ihre freundliche Güte, mit der Sie Ihr vortreffliches Gesangbuch mir zueigneten, bestimmte mich, Ihnen diese Lieder und Erzählungen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gedruckt zu übergeben.

Blühten mögen diese Kleinigkeiten in Reimen genannt werden, nicht so fast weil die mehreren dem Jugendalter des Verfassers angehören, als weil er sich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichnissen und Bildern darzustellen.

Allein nur Sie können bewirken, daß man diese kleinen Stücke in einer noch schö-

nern Bedeutung Blühten nennen möge, wenn Sie das Wahre und Gute darin ſich aneignen und es zu Blühten Ihres Geiſtes machen — die nicht ohne Früchte bleiben.

Gott laſſe die ſchönen Hoffnungen, die auf Ihnen, und auf dem heranblühenden Alter Ihres und meines Vaterlandes ruhen, aufs vollkommenſte in Erfüllung gehen.

Dieß iſt ſtets der Wunſch und das Gebeth

Ihres

Stadion, im Jänner
1818.

aufrichtigen Freundes,
Chriſtoph Schmid.

Der Morgen im Gebirge.

Sieh, der Himmel ſtrahlet
Hell und roth wie Glut!
Der ſo ſchön ihn mahlet,
Gott, o Gott iſt gut!

Wie im goldnen Schimmer
Das Gebirge ruht!
Schweigend ſpricht es immer:
Gott, o Gott iſt gut!

Sieh der Felſenquelle
Purpurhelle Fluth!
Ruft nicht jede Welle:
Gott, o Gott iſt gut!

Aus goldgrünen Blättern
Pippt des Hänflings Brut,
Tönt des Alten Schmettern:
Gott, o Gott ist gut!

Und der Hirtenknabe,
Schön wie Milch und Blut,
Singt, gestützt vom Stabe:
Gott, o Gott ist gut!

Auf, mein Herz, und schlage
Froh auch und voll Muth!
Jeder Pulsschlag sage:
Gott, o Gott ist gut!

Gott ist die Liebe.

Du bist die Liebe, guter Gott,
Mir sagt es, was ich schau;
Der Morgenstern, das Abendroth,
Das Gräslein auf der Au.

Die Vögel singen früh und spat:
„Du Mensch, Er hat dich lieb!“
Auf Lilien- und Rosen-Blatt
Es klar Dein Finger schrieb.

Die große Sonn' in Goldespracht,
Allsegensreich, allmild
Für Gut' und Böse, Tag und Nacht,
Ist Deiner Liebe Bild.

Mehr noch, mehr noch der edle Mann
In Allem, was er thut;
Sein leuchtend Werk — wir sehen 's an
Und jubeln: Gott ist gut.

Gott macht alles wohl,

oder

Das Glasgemählde.

Ein armer Pilger fromm und gut,
Mit weißem Stab' und Muschelhut,
Im schwarzen, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land;
Er sah die Unschuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Band geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl,
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt' er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit, und stürmet sehr —

Da zeigt ſich, moosbedeckt und alt,
Ein einſam Kirchlein in dem Wald;
Er zieht den Hut, und geht hinein —
Und ſchau'rlich Dunkel ſchloß ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierrath, kahl und leer;
Der kleine, ſteinerne Altar
Vielfältig grün von Schimmel war;
Des Kirchleins einzig Fenſterlein
Nimmt des Altarblatts Stelle ein,
Und ſchwärzlich-roth und ungeſtalt
Sind alle Scheiben übermahlt.

„Pfui, ſpricht der Mann, welch garſtig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das mahlte wohl in Fieberswuth
Ein blinder Mann mit Ruß und Blut;
Man ſieht ja nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja dieſes dunkle Chaos ſtellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.“

Indem der Pilger dieſes ſpricht,
Die Sonne aus den Wolken bricht,
Entzündet wie mit Einem Strahl
Des Glasgemähldes Farben all';
Ein Bild von wunderſamem Glanz
Erſcheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düſtre Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbuſch man erkennt,
In dem der Namen Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht
Liegt Moſes auf dem Angeſicht,
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar
Erſcheinen lieblich, hell und klar.

„Hä, rief der Pilgrim, welch ein Bild,
Wie feuerreich und doch wie mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie iſt es nun ſo licht und klar!

Was vorhin ohne Zweck mir schien,
Setzt' wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein durfte anders seyn,
Sollt' ich mich dieser Schönheit freu'n!"

Auch seine düstre Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf —
Geht einst die Wahrheitsonne auf,
Dann wird, was dir jezt dunkel scheint,
Zu einem Lichtgemählde vereint.
Drum glaube jezt und bethe an;
Was Gott thut, das ist wohlgethan."

Die Kinder bey der Krippe.

Ihr Kinderlein, kommet,
o kommet doch all'!
Zur Krippe her kommet
in Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser
hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel
für Freude uns macht.

O seht in der Krippe,
im nächtlichen Stall,
Seht hier bey des Lichtleins
hellglänzendem Strahl,
In reinlichen Windeln
das himmlische Kind,
Viel schöner und holder
als Engel es sind.

Da liegt es — ach, Kinder!
auf Heu und auf Stroh;
Maria und Joſeph
betrachten es froh;
Die redlichen Hirten
knien bethend davor,
Hoch oben ſchwebt jubelnd
der Engelein Chor.

Manch Hirtenkind trägt wohl
mit freudigem Sinn,
Milch, Butter und Honig
nach Bethlehem hin,
Ein Körblein voll Früchte,
das purpurroth glänzt,
Ein ſchneeweißes Lämmchen
mit Blumen bekränzt.

O beugt wie die Hirten
anbethend die Knie,
Erhebet die Händlein
und danket wie ſie!

Stimmt freudig, ihr Kinder,
wer ſoll ſich nicht freu'n?
Stimmt freudig zum Jubel
der Engel mit ein!

O bethet: Du liebes,
Du göttliches Kind,
Was leideſt Du Alles
für unſere Sünd'!
Ach, hier in der Krippe
ſchon Armuth und Noth,
Am Kreuze dort gar noch
den bitteren Tod.

Was geben wir Kinder,
was ſchenken wir Dir,
Du Beſtes und Liebſtes
der Kinder dafür?
Nichts willſt Du von Schätzen
und Freuden der Welt —
Ein Herz nur voll Unſchuld
allein Dir gefällt.

So

So nimm unſre Herzen
zum Opfer denn hin;
Wir geben ſie gerne
mit fröhlichem Sinn —
Und mache ſie heilig
und ſelig wie Dein's,
Und mach' ſie auf ewig
mit Deinem nur Eins.

Der Knabe Jesus.

Holder Himmelsknabe,
Ueber Alles mild,
Gottes schönste Gabe,
Jeder Anmuth Bild!
Dich im Geist erblicken
Bringt schon Himmelsluft,
Füllet mit Entzücken
Meine junge Bruft.

In den goldnen langen
Locken stehst Du ja,
Schlank und unbefangen
Wie ein Engel da;
Deine Wangen mahlet
Junger Rosen Zier,
Und ein Himmel strahlet
Aus den Augen Dir.

Engelreine Güte,
Himmelsfreundlichkeit,
Holder Unſchuld Blüthe
Und Beſcheidenheit —
Sanftheit, Milde, jede
Tugend und ihr Glück
Zeigt Geberd' und Rede
Zeiget jeder Blick.

Wenn die Morgenröthe
Früh ins Fenſter ſchien,
Fand ſie im Gebethe
Dich ſchon auf den Knie'n.
Gottes Wege gehen,
Thun, was Er gebeut,
Immer auf Ihn ſehen,
War Dir Seligkeit.

Unter freyem Himmel,
Auf der grünen Flur,
Fern vom Weltgetümmel
Sahſt Du ſeine Spur.

Jeder Blume Farbe,
Jedes Laubes Grün,
Baumfrucht, Traube, Garbe,
Mahnte Dich an Ihn.

Ohne Ihn zu preisen,
Ohne Herzensdank,
Nahmst Du keine Speisen,
Nahmst Du keinen Trank.
Wie in seinem Arme,
Schliefst, bey Sternenschein,
Du entfernt vom Harme
Süß und ruhig ein.

Deiner Aeltern Freude
Warst Du — warst ihr Glück,
Ehrtest, liebtest beyde,
Folgtest ihrem Blick.
Freudeweinend blickten
Sie oft Himmelwärts;
Wechselweise drückten
Sie Dich an das Herz.

Treulich gingst Du Deinem
Vater an die Hand,
Halfest ihm bey seinem
Schweren Handwerksstand;
Harte Arbeitstage,
Voll von Müh' und Schweiß,
Trugst Du ohne Klage
Mit rastlosem Fleiß.

Gern nach alter Sitte
Gingst mit frommem Sinn
In der Aeltern Mitte
Du zum Tempel hin;
Gottes Näh' durchglühte
Ganz Dein edles Herz —
Riß Dein ganz Gemüthe
Mächtig himmelwärts.

Voll der Freude eiltest
Du den Lehrern zu,
Unter ihnen weiltest
Ganze Tage Du.

Still war Dein Betragen,
Und Du warst ganz Ohr,
Brachtest Deine Fragen
So bescheiden vor!

Deine Worte flossen
Sanft wie Honig fließt,
Wie auf junge Rosen
Sich der Thau ergießt.
Selbst die Weisen standen
Hocherstaunet da;
Tiefgerührt empfanden
Alle: Gott ist nah.

Holder Gottesknabe,
Jeder Anmuth reich,
Reich an jeder Gabe,
Wäre ich Dir gleich!
Daß ich hier auf Erde
Fromm und gut wie Du,
Ganz Dir ähnlich werde —
Hilf mir doch dazu!

Jesus der Kinderfreund.

Ein Frühlingsabend hell wie Glut
Beschien den grünen Hügel,
Der See, mit waldumkränzter Fluth,
Glich einem goldnen Spiegel;
Die Schäflein, roth vom Abendstrahl,
Verließen schon das Blumenthal;
Der Schiffer heimwärts dachte —
Ans Land sein Schifflein brachte.

Vom Morgen bis zum Abendroth
Hatt' Jesus stets gelehret,
Gehoben der Bedrängten Noth,
Und jedem Trost gewähret.
Des Volkes dichtgedrängte Schaar,
Von der Er stets umgeben war,
Zog fort — befreyt von Schmerzen,
Und Gottes Trost im Herzen.

Dort ſchaut ein Greis, heut früh noch blind,
Das Licht der Sonne wieder;
Hier hört zum erſten Mal ein Kind
Der Vögel Abendlieder;
Die Kranken, die man erſt hertrug,
Sind friſch und roth und ſtark genug
Ihr Bett nach Haus zu tragen,
Indem ſie Gott Dank ſagen.

Und Jeſus, ganz ermüdet, ſitzt
Am grünen Felſenhange;
Die Rechte, müd' von Wohlthun, ſtützt
Die röthlich ſchöne Wange;
So lieblich, wie ſein Angeſicht,
Iſt wohl die Frühlings-Sonne nicht,
Die Licht und Luſt und Leben
Ringsum der Welt gegeben.

Und ſieh — dort in der Ferne ſteh'n,
Voll Andacht und Vertrauen,
Mit ihren Kindlein zart und ſchön,
Noch edel-fromme Frauen!

Sie brächten noch die Kleinen gern
Voll Mutterliebe zu dem Herrn;
Die Kinder ſelbſt verlangen
Den Segen zu empfangen.

Unwillig ſpricht der Jünger Schaar:
„Er iſt ſchon müd' vom Lehren;
Sah't ihr nicht, wie geplagt Er war?
Müßt Ihn nun nicht mehr ſtören!“
Die Kleinen, die ſich ſo gefreut,
Erfüllet plötzlich Traurigkeit;
Die Mütter ſeh'n betroffen
Getäuſcht ihr ſüßes Hoffen.

Doch Er, der Freund der Unſchuld ſpricht,
Da Er das Wort vernommen:
„O wehret doch den Kleinen nicht,
Und laßt ſie zu Mir kommen!
Denn wahrlich, wahrlich ſag' Ich euch,
Nur ſolcher iſt das Himmelreich;
Wollt ihr es je erreichen,
So müßt ihr ihnen gleichen.“

Von ſeiner Freundlichkeit gerührt
Die frommen Mütter weinen,
Und an der Mütter Hand geführt
Nah'n freudig ſich die Kleinen;
Sie drängen ſich um ſeine Knie,
Bey ſeinem Anblick fühlen ſie,
Mehr als in Mutterarmen,
Ihr Herz von Lieb' erwarmen.

Das Kleinſte, das ſein Arm umſchloß,
Es lächelt uperſchrocken,
Ein anders ſpielt auf ſeinem Schooß
Vertraut mit ſeinen Locken;
Die übrigen im Kreiſe ſteh'n,
Und unverwandt zu Ihm aufſeh'n,
Und fromm die Händchen falten,
Den Segen zu erhalten.

Und unausſprechlich liebreich giebt
Er ihnen nun den Segen;
Es fühlt, wer je das Gute liebt:
Gott, Gott iſt hier zugegen.

Es ſchweigt der Vogel in der Luft,
Die Blumen hauchen ſüßern Duft,
Die Sonn' ſcheint ſtill zu ſtehen,
Den Segnenden zu ſehen.

Mit Dankesthränen in dem Blick,
Im Herzen Himmelsfreuden,
Beglückt durch ihrer Kinder Glück,
Die frommen Mütter ſcheiden;
Zu ihren Kindern jede ſpricht:
„Vergeſſet dieſes Abends nicht;
O bleibt durch's ganze Leben,
Dem Heiland treu ergeben!“

Sie blieben in dem Guten treu,
Ihr Thun war — Ihn zu lieben;
Sie flohen ſtets mit heil'ger Scheu,
Was Ihn je könnt' betrüben;
Er blieb ihr Freund in jeder Noth,
Schenkt ihnen Himmelstroſt im Tod —
Und dann an ſeinem Throne
Des Himmels Strahlenkrone.

Die Unschuld.

Die Unschuld bringt Freude
und fröhlichen Sinn,
Sie führet auf Blumen
durch's Leben uns hin;
Sie zieret uns schöner
als Perlen und Gold,
Und machet gleich Engeln
uns lieblich und hold.

Froh ist wohl das Täubchen
auf ländlichem Dach,
Froh hüpfet das Lämmlein
im Grünen am Bach;
Doch freudiger schlägt noch
ein schuldloses Herz.
Es weiß nichts von Reue,
von Unruh und Schmerz.

Ihm glänzet die Sonne
noch einmal ſo klar,
Und goldner der Sternlein
hellfunkelnde Schaar;
Die Knoſpe der Roſe
ihm freundlicher lacht,
Und milder der blauen
Vergißmeinnicht Pracht.

Die Freuden der Wolluſt
vergiften das Herz,
Sie bringen nur Jammer
und endloſen Schmerz;
Sie gleichen dem Abgrund'
mit Blumen bedeckt,
Der Schlange, die ſchlau ſich
im Graſe verſteckt.

Gleich welkenden Roſen
verſtäubet ihr Glück,
Und läßt in dem Herzen
nur Dornen zurück.

Sie pflücken die Blüthe
der Wangen bald ab,
Und graben der Jugend
ein früheres Grab.

Daher, wenn das Laster
Verderben uns droht,
So warnet uns freundlich
der gütige Gott;
Von brennender Röthe
erglüht das Geſicht;
„Das wäre ja Sünde!“
im Herzen was ſpricht.

Wir folgen der Warnung
recht willig und gern,
Fern blieb' der Gedanke,
o ferne — weit fern,
Der uns mit Schamröthe
die Wangen entflammt,
Und den das Gewiſſen
als ſchändlich verdammt.

Dann führet ein Engel
an traulicher Hand,
Uns freundlich hinüber
ins beſſere Land;
Dann, o dann umſtrahlt uns
dort himmliſcher Glanz,
Es ſchmücket die Schläfe
der Lilienkranz.

Friedensliedchen.

Friedlich wandelt Stern an Stern
Dort am blauen Himmel,
Zank und Hader iſt dort fern,
Fern das Kriegsgetümmel.

Friedlich fließt durch junges Grün
Hier die Silberquelle,
Und die Sterne ſpiegeln drin
Ruhig ſich und helle.

Erd' und Himmel ruft uns zu:
Menſchen, lebt im Frieden!
Sonſt, ach, iſt euch keine Ruh
Und kein Glück beſchieden.

Friedlich wollen wir denn seyn —
Uns einander lieben,
Stets in Eintracht uns erfreu'n,
Andre nie betrüben.

Dann fließt, wie die Quelle hier,
Uns dahin das Leben,
Bis in ew'gen Frieden wir
Ueber Sternen schweben.

Das Bild der Tugend.

Einſt ſchloß Papa
Ein Briefchen — da
Kam Fritz herbey:
„Laß einmal ſeh'n,
Ob's Siegel ſchön
Gerathen ſey?“

Im Siegel glänzt,
Mit Laub umkränzt,
Gar Engel-mild
Der Tugend Bild.
Der Abdruck war
So ſcharf wie Haar.

„Nun ſieh doch an,
Ob ich's nicht kann
So ſchön, wie du!“
Der Vater liebt
Das Kind und giebt
Es lächelnd zu.

Der kleine Wicht
Hält's Wachs an's Licht,
Nimmt das Signet —
Doch das zu spät!
Der Abdruck war
Fast unkennbar.

„Dem Wachse gleich,
Das warm und weich,
Ist jetzt dein Herz;
Ist es einst alt,
Für's Gute kalt —
Wird's hart wie Erz.“

„Drum, Knabe, jetzt,
Jetzt drück' dir, jetzt
Die Tugend ein!
Jetzt ist's nicht schwer;
Und hält doch sehr,
Trotz Stahl und Stein.“

Troſt im Leiden.

Erſtes Lied.

Sag', was ſollen dieſe Thränen
Auf der Wange blaß und bleich?
Kennt nicht Gott dein banges Sehnen?
Iſt Er denn nicht gut und reich?

Sieh, wie ſchön die Blumen blühen,
Weiß und roth und gelb und blau!
Er iſt's, der nach Mittagsglühen
Sie erquickt mit kühlem Thau.

Horch, wie froh die Vögel ſingen —
Ihm, der ſie ſo reichlich nährt,
Lerchen, Finken, Emmerlingen,
Stets ihr Körnlein treu beſchert.

Trockne deine heißen Zähren
Von dem bleichen Angeſicht;
Bald wird Er dir Troſt gewähren —
Er vergißt dich ewig nicht.

Zweytes Lied.

Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbſten Schmerz;
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unſer Herz.

An des Sommers ſchwülem Hauche
Reift die goldne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenſtrauche
Blüht die ſchönſte Blum' der Flur.

Nur in finſtern Nächten ſtrahlet
Herrlichſchön der Sterne Pracht;
Und der Regenbogen mahlet
Sich nur in der Wolken Nacht.

O ſo nehmet denn die Leiden
Dankbar an aus Gottes Hand;
Sie ſind Bothen naher Freuden,
Sind des Glückes ſich'res Pfand.

Die Menschenfreundlichkeit Gottes.

Lied mit einem Chor.

Schön nach den finsteren
Schatten der Nacht
Strahlet des Morgens
Goldene Pracht!
Was das Morgenroth der Erde —
Ist dir, Mensch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menschen gern.

Lieblich erquicket
Funkelnder Thau
Blumen und Kräuter,
Garten und Au.
Was des Himmels Thau den Blumen —
Ist dir, Mensch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menschen gern.

Mild bey der Sonne
Brennendem Strahl
Kühlt uns der Laube
Schattichter Saal!
Was am heißen Tag der Schatten —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Segen verbreitend,
Schimmernd und hell
Tränkt die Gefilde
Reichlich der Quell!
Was ein Quell dem dürren Lande —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Hold aus des Wetters
Furchtbarem Zelt
Strahlet des Friedens
Bogen der Welt!
Was nach Wettern Regenbogen —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Der Abend im Gebirge.

Glutroth mahlen
Abendſtrahlen
Wald und Hain,
Und des kahlen
Berg's Geſtein.

Goldne Sträuche,
Eſp' und Eiche —
O wie ſchön
Sie im Teiche
Sich beſeh'n!

Doch was hallte
Dort am Walde
Für ein Tritt?
Ach, der alte
Eremit!

Dort, wo Nüſtern
Schau'rlich flüſtern,
Wankt in Ruh
Er der düſtern
Klauſe zu.

Aus dem tiefern
Grün der Kiefern
An dem Bach
Ragt von Schiefern
Blau das Dach.

Der Kapelle
Kreuz glänzt helle,
Wie aus Gold,
Ob der Zelle
Traut und hold.

O dort wohnen —
Fern von Thronen
Glück und Ruh' —
Dich zu lohnen,
Tugend, du!

Gottes Frieden
Fühlt hienieden
Schon die Bruſt —
Abgeſchieden
Eitler Luſt.

Horch — das kleine,
Helle, reine
Glöcklein ſchallt —
Und im Haine
Wiederhallt!

Andacht regend,
Kummer legend,
Tönt's mit Macht —
Sagt der Gegend
Gute Nacht.

Und nun ſchweiget
Alles — zeiget
Heiligthum;
Thauſchwer neiget
Sich die Blum'!

Heil'ge Stille,
Ach, erfülle
Auch mein Herz!
Sänft'ge, ſtille
Luſt und Schmerz.

Die lieblichsten drey Blümchen auf Deutscher Flur.

Es blühen drey Blümchen gar hold und schön
In Gottes reichblühendem Garten;
In Wäldern und Feldern, auf Bergen und Höh'n
Der Engelein Hände sie warten.
Die kindliche Einfalt mit Freuden sie bricht,
Zu Sträuschen sie füget, zu Kränzchen sie flicht.

Das zarte Mayblümchen, so hell und weiß,
Die Glöcklein wie Perlein gereihet;
Es blüht zu der göttlichen Vorsicht Preis,
Es blühet der Unschuld geweihet.
Ehrt, saget das Blümchen, wo immer es blüht,
Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüth'.

Das liebliche Veilchen, bescheiden blau,
In grünende Blättchen verhüllet,
Den Augen verborgen, die Frühlingsau
Mit süßen Gerüchen erfüllet;
Es duftet so heimlich, so süß und mild,
Bescheid'ner Wohlthätigkeit liebliches Bild.

Das holde Vergißmeinnicht mahlt den Rand
Des Bächleins mit himmlischer Bläue,
Es blühet, und welkte auch rings das Land,
Es treibet der Blüthen stets neue.
Wo Freundschaft und Liebe sich immer erneut,
Da bleibt es der Freundschaft und Liebe geweiht.

Nehmt, Edle, die holden drey Blümchen hin,
Zum zierlichen Sträuschen vereinet;
Mit frommen wohlthuendem treuen Sinn
Bewahret, was jegliches meynet.
So lang euch der Blümchen Bedeutung entzückt,
Da lebet wie Engel ihr froh und beglückt.

Rosen und Vergißmeinnicht.

An dem Silberquellchen,
Das durch grünes Moos
Seine muntern Wellchen
Hell und klar ergoß;
Von der Erle Blättchen
Leicht beschattet ruht'
Einst ein Hirtenmädchen,
Schuldlos; sanft und gut.

Wie im Paradiese
Froh und hochbeglückt,
Hatte auf der Wiese
Blumen sie gepflückt;
Unter Blumenträumen
Schlummerte sie ein,
Und auf allen Bäumen
Sangen Vögelein.

Träumend ſah voll Freude
Sie — gar hold und ſchön
Im ſchneeweißen Kleide
Einen Engel ſteh'n.
Seine Locken kränzen
Roſen, hell wie Licht,
In der Rechten glänzen
Ihm Vergißmeinnicht.

„Ich, der Unſchuld Engel,
Sprach er, dir geſandt,
Bieth' durchs Thal der Mängel
Traulich dir die Hand.
Soll ich nun auf deine
Wege Roſen ſtreu'n,
So, du gute Kleine,
So — Vergiß nicht mein."

Lilien und Rosen.

Einen Kranz von Blumen wand
Hannchen mit geschickter Hand,
Und es prangt im bunten Kranze
Zwischen zweyer Rosen Glanze
Eine Lilie, hell und rein
Wie im Ring der Edelstein.

„Mutter, sprach sie, sieh wie schön
Lilien bey Rosen steh'n!
Sieh, der Schnee der Lilie strahlet
Von der Rosen Glut bemahlet —
Wie mit rothem Duft behaucht,
Wie in Morgenroth getaucht!“

„Liebes Kind, die Mutter sprach,
Denk' dem holden Sinnbild nach!
So wird, wenn nur edle Seelen
Zur Gesellschaft wir uns wählen —
Unser Wandel Wiederschein
Ihres schönen Lebens seyn.“

Die Mayblümchen.

Im ſtillen Thälchen
Der Felſenſchlucht,
Die kaum ein Strählchen
Der Sonn' beſucht,
Lebt, Blümchen, ihr
Verborgen hier.

Wie aus der Stöcklein
Saftreichem Grün,
Die weißen Glöcklein
So ſchön aufblüh'n! —
Wer euch erblickt,
Der ſteht entzückt.

O wohl nicht immer,
Wo Ruhm und Pracht
Im Sonnenſchimmer
Des Glückes lacht,
Füllt reine Luſt
Des Menſchen Bruſt.

Im Schooß' der ſüßen
Verborgenheit
Sich ſelbſt genießen
Bringt Seligkeit.
Wär', Blümchen, euch
Mein Leben gleich!

Das Vergißmeinnicht an der Quelle.

In der klaren, ſtillen Quelle,
Die wie Silber rein und helle,
Strahlet himmliſch ſchön und mild,
Blaue Blümchen, euer Bild!

Gleicht ein Herz den Silberwellchen
In dem reinen lautern Quellchen —
O dann ſpiegelt immerhin
Luſt und Freude ſich darin!

Aus beflecktem Herzen ſcheiden
Alle wahre Lebensfreuden —
Brauſ't der Bach getrübt und wild,
Schwindet jeder Blume Bild.

Der Knabe und die Rose.

Ein holder muntrer Knabe pflückte
Im Garten Blumen, da erblickte
Er plötzlich ihre Königinn —
Die, frischgeöffnet von dem Hauche
Der Luft, am hohen Dornenstrauche
In aller ihrer Pracht erschien.

„O welche wunderschöne Blüthe!“
Rief er und seine Wange glühte
Wohl röther als die Rose noch.
Er wirft mit Unmuth auf der Stelle
Sein Sträuschen in die nahe Quelle,
Und seufzt: „Hätt' ich die Blume doch!“

Er macht ſich auf, ſie abzubrechen,
Er achtet nicht der Dörner Stechen,
Allein umſonſt ſchien ſeine Müh;
So ſehr der Kleine ſich auch ſtreckte,
Es iſt, als ob die Blum' ihn neckte —
Doch endlich haſcht und bricht er ſie.

O welche Luſt! Er hüpft vor Freude
Hoch in der Hand die holde Beute;
Doch kaum, daß er die Blume brach,
Konnt' ſie ihn ſchon nicht mehr vergnügen —
Er ließ ſie in dem Graſe liegen
Und eilte Schmetterlingen nach.

Sprecht, gleichen wir nicht dieſem Knaben,
Ein eingebildet Glück zu haben,
Was geben wir uns nicht für Müh'?
Und wird uns denn dieß Glück zu Theile,
So freuen wir uns eine Weile,
Doch dieſe Weil' — wie kurz iſt ſie!

Die Sinnviole.

(Auch Tag- und Nacht-Blümchen genannt.)

Hellgelb und dunkelblau
Zierst, Blümchen, du die Au,
Und paarst des Tages Pracht
So mit der dunkeln Nacht.

Wer sieht wohl nicht darin
Den weisen, ernsten Sinn,
Wie sich in dieser Welt
Stets Freud' und Leid gesellt?

Drum sprich, wenn ich im Glück
Dein dunkles Blau erblick':
„Sey weis', der Freude, ach!
Folgt bald das Leiden nach."

Dein Goldglanz strahl' im Schmerz
Mir sanft den Trost ins Herz:
„Hab' Muth, dem Leid ist ja
Die Freudenstunde nah!"

Die Nachtviole.

An dem Sonnenglanze sehen
Wir dich still bescheiden stehen,
Einfach in gemeiner Tracht,
Ohne Duft und Farbenpracht,
Und es zieht deßhalb der Thor
Dir die bunten Schwestern vor.

Aber wann der Mond erglänzet,
Sich die Nacht mit Sternen kränzet,
Wann das Lied der Nachtigall
Weckt des Waldes Wiederschall —
Haucheſt, stille Blum', mir du
Reiche Wohlgerüche zu.

Holde Blum' der Nacht, ich preise
Menschen deiner Art und Weise,
Deren Sinn, in sich gekehrt,
Keines Menschen Lob begehrt,
Die, wenn aller Augen ruh'n,
Noch im Stillen Gutes thun.

Die weinenden Blumen.

Im Morgengolde glühten
Der Bäume Laub und Blüthen
Und jedes Wölkleins Rand;
Die Mutter ging zum Garten,
Der Blumen da zu warten,
Ihr Malchen an der Hand.

„Sieh, rief das zarte Mädchen,
Auf allen Blumenblättchen,
Die Tröpflein hell und klar!
Sag', liebe Mutter, weinen
Vielleicht die holden, kleinen
Geliebten Blümchen gar?"

Die Mutter sprach: „O Mädchen,
So oft noch jedes Blättchen
Voll solcher Tropfen lag,
So brachten diese Thränen
Noch immer einen schönen
Und heitern Frühlingstag.

Wird einst dein Herzchen bange,
Bethauen deine Wange
Auch solche Tröpflein, Kind!
Dann denk' in Schmerz und Leider
Daß Thränen naher Freuden
Getreue Bothen sind."

Das Thautröpflein.

Eine holde Mutter saß
In der Gartenlaube bey
Ihrer bunten Stickerey;
Ihr zu Füßen in dem Gras
Spielt' mit Blumen still ein Kind —
Schön, wie's keine Blumen sind.

Und ein köstlich Perlein fiel
Ungefähr hinab ins Gras.
Ach, das liebe Kind vergaß,
Aengstlich suchend, alles Spiel,
Suchte, suchte — sieh was blitzt
Perlenhell im Grünen itzt?

Freudig rief die Kleine: „Da!“
Griff darnach mit flinker Hand —
Und die Perl' von Thau verſchwand.
Lächelnd ſagte die Mamma:
„Menſchen, wie oft irren wir,
Gleich dem lieben Kinde hier?“

„Eine ächte Perle ſcheint
Uns manch Erdenglück zu ſeyn —
Dauernd feſt wie Edelſtein;
Doch iſt's anders, als man meynt!
Ach, das Tröpflein — ſieh, verſiegt
Und in leeren Dunſt verfliegt.“

Der Regentropfen.

Ein Frühlingsregen überfiel
Drey Knaben einſt bey ihrem Spiel
Auf bunter Au am Buchenhain —
Sie flüchteten in Wald hinein.

Da kaum die Sonn' aus Wolken bricht
Glänzt etwas, wie ein brennend Licht,
Hellſchimmernd aus des Waldes Nacht
In wunderbarer Farbenpracht.

„Ha, welch ein wunderſchöner Schein,
Rief Karl, da ſeht einmal hinein;
Schau, Fritzchen, dort im Buſche, ſchau,
O welch ein unvergleichlich Blau!"

„Ich seh', sprach Fritz, das Licht wohl auch
Dort in dem wilden Rosenstrauch,
Doch ist's, so wahr ich ehrlich bin —
Ganz grünlich Gold und golden-grün."

„Was grün, was blau, fing Gustchen an,
Wie man sich doch betrügen kann!
Roth wie Rubin, seht ihrs denn nicht,
Ganz glutroth strahlt das Wunderlicht."

Sie traten hin — der Schimmer war
Ein Regentropfen hell und klar —
An einem einzeln Sonnenstrahl,
Der sich ins tiefe Dunkel stahl.

In buntverschied'nem Glanze seh'n
Die Wahrheit wir — nachdem wir steh'n;
Wird sie einst näher uns gerückt —
Wird sie in reinem Licht erblickt.

Liedchen

bey dem Ausſäen der Blumen.

Sink', o Körnlein, denn hinab,
Sink' ins ſtille, kühle Grab,
In das Beet von Erde!
Erde ſtreu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir ſehen werde.

Wäßteſt du, was ich da thu,
Hätteſt Sprache du dazu,
Ach, du ſprächſt mit Weinen:
Nie ſeh' ich den Himmel mehr,
Nie den Garten um mich her,
Nie die Sonn' mehr ſcheinen.

Aber, Körnlein, habe Muth!
Sieh, du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen!
Blickst dann aus der Erd' hervor,
Blühst als eine Blum' empor,
Bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab,
So wie du, ins kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers: Werde!

Das gute Lieschen.

Lieschen, gar ein gutes Kind,
Fromm, wie Gottes Engel sind,
Ging einst in den Wald voll Buchen,
Sich Erdbeeren da zu suchen,
Und im kleinen Körblein trug
Sie ihr Brod, und Milch im Krug.

Horch, wie bang und kläglich schalle
Ein Gewimmer aus dem Wald! —
Furchtsam sah sie durch die Sträuche,
Sah bey einer alten Eiche
Einen armen, schwachen Greis
Dessen Haar wie Schnee so weiß.

„Gott,

„Gott, sprach er, zwey Tage bald,
Irr' ich schon in diesem Wald!
Weiter kann ich nicht mehr gehen,
Werd' die Meinen nicht mehr sehen;
Gott, o Gott, Du guter Gott,
Ach, erbarm' Dich meiner Noth!"

Trocknend seine Stirn voll Schweiß,
Legt er seine Bürde Reis
Seufzend nieder auf die Erde,
Sank, erliegend der Beschwerde,
Selbst dahin — und kurze Ruh
Schloß ihm sanft die Augen zu.

Lieschen schlich nun still und leis'
Hin zum armen, müden Greis' —
Und, im Aug' die hellen Zähren,
Stellte sie ihr Körblein Beeren,
Milch und Brod auch, neben ihn
Zwischen Gras und Blumen hin.

Still und leis' schlich sie zurück,
Thränen noch im frommen Blick,
Blieb versteckt und ungesehen,
Hinter dem Gebüsche stehen,
Lauschend, ob auch Milch und Brod
Linderten des Armen Noth.

„Gott, rief drauf der Mann erwacht,
Ach, wer hat mir das gebracht?
Gott, voll Huld mit Deinen Kindern
Hast Du, meine Noth zu lindern,
Einen Engel mir geschickt,
Der so liebreich mich erquickt."

Froh genoß er Speis und Trank,
Froh mit lautem Lob und Dank,
Ging dann, neugestärkt und heiter,
Mit der schweren Bürde weiter,
Rief noch oft: „Vertraut auf Gott!
Er erbarmt sich unsrer Noth."

Lieschen fühlte Engelsluft
In der unschuldsvollen Bruſt,
Eilte jetzt auf andern Wegen
Unſerm guten Greis entgegen,
Sicher, unverſehrt und bald,
Ihn zu führen aus dem Wald.

„Grüß Euch Gott, mein lieber Mann!“
Fing ſie hold und freundlich an —
Sagte dann, ganz unbefangen:
„Sicher ſeyd ihr irrgegangen!
Ich zeig' euch den Weg recht gern,
Und er iſt auch gar nicht fern.“

„Gute Tochter, ſprach der Mann,
Sag' mir treu und redlich an,
Haſt du niemand hier geſehen,
Durch die Buchenwaldung gehen,
Der, da ich verſchmachtet ſchier,
Rettete das Leben mir?“

Lieschen sprach: „Ihr tragt so schwer!
Gebt mir Eure Bürde her. —
So! — Die Wahrheit zu gestehen,
Hab' ich niemand hier gesehen.
Danket nur dem lieben Gott,
Er hilft ja aus aller Noth."

Weiter sprach das Mädchen nicht,
Glühendroth ward ihr Gesicht —
Und nun kam des Waldes Ende,
Da drückt sie in seine Hände
All ihr Geld — ein Groschenstück,
Eilte schnell nach Haus zurück.

Wohl ist es schon himmlisch schön,
Armen Menschen beyzustehn,
Aber edler noch und besser,
Wahrhaft besser ist und größer,
Wer barmherzig sich erzeigt —
Und die gute That verschweigt.

Die Erdbeeren.

Lieblich ist's im grünen Wald,
Wenn durch dunkle Tannenspitzen
Goldne Sonnenstrahlen blitzen —
Zwischen Moosen zart wie Sammt,
Roth wie Glut die Erdbeer' flammt!

Holde Beeren, frisch und süß,
Wer hat euch so schön gemahlet,
Daß ihr hell wie Purpur strahlet?
Wer gab euch den süßen Duft,
Würzend rings die laue Luft?

Lieber Gott, wer sonst als Du!
Deiner Größe hohe Ehre
Preiset auch die kleine Beere;
Tanne, Fichte, Laub und Moos
Rufen: Kinder, Gott ist groß!

Laßt uns denn nach Herzenslust
Von den schönen Beeren pflücken,
Und mit dankbarem Entzücken
Auf zum besten Vater seh'n —
Er schuf sie so hold und schön.

Milchlied.

Vater, Deine Gabe
Iſt dieß Milchgetränk;
Mild und freundlich labe,
Gott, uns Dein Geſchenk!

Rein in reiner Schale
Glänzt die Milch wie Schnee;
Dort im Blumenthale
Grünte ſie als Klee.

Väterlich und weiſe
Schufeſt, Gott, ſie Du
Zu der Unſchuld Speiſe —
Giebſt uns Brod dazu.

Ach, Kaffee verderbet
Unſer junges Blut,
Bleichet und entfärbet
Unſrer Wangen Glut.

Milch macht friſch Geblüte
Iſt der Unſchuld Trank,
Macht ein froh Gemüthe —
Schöpfer, habe Dank!

Daß ſie nie uns fehle,
Gieb Du, guter Gott —
Rein bleib' unſre Seele
Und die Wange roth.

Die Kirsche.

Im niedlichen Gärtchen Blandinens stand
Ein Bäumlein gepflanzet von ihrer Hand;
Am lieblichen Bäumlein im ersten Jahr
Ein einziges Kirschlein zu sehen war;
Doch glänzte das Kirschlein so roth wie Glut,
Und schien von Geschmacke gar süß und gut.

Blandine mit lächelndem Angesicht
Die röthliche Kirsche vom Bäumlein bricht,
Und eilt mit der Kirsche der Mutter zu:
„Da, Beste der Mütter, da, nimm sie du!“
Die Mutter sich weigernd die Kirsche nimmt —
Ihr freundliches Auge in Thränen schwimmt.

Die Kirſche ſeit Jahren vergeſſen ſchien —
Da wandelt Blandine zum Garten hin;
Im prächtigen Garten auf weitem Raum
Erhebt ſich ein prangender Kirſchenbaum,
Und zwiſchen der ſchattichten Blätter Grün
Wohl tauſend der herrlichſten Kirſchen glüh'n.

Die Mutter Blandinen nun ſanft umſchließt
Und freundlich ihr Wangen und Lippen küßt.
„Sieh, Tochter, ſo ſpricht ſie, der Baum iſt dein,
Ihn trug jener einzigen Kirſche Stein!
Auf dem, was ein Kind ſeinen Aeltern thut,
Der reichlichſte Segen des Höchſten ruht.“

Die Waſſerroſe.

Es ſpielte ein Knäblein
im blumigen Klee,
Am grünenden Walde
am bläulichen See,
Und ſieh, in den Binſen
des Ufers da lacht,
Die ſchönſte Seeroſe
in goldener Pracht.

Mein Knäblein, das watet
mit frevelndem Muth
Die Blume zu pflücken
hinein in die Fluth.
„Halt, rief ihm die Mutter
mit warnendem Mund,
O bleibe zurücke,
ſonſt gehſt du zu Grund!“

Das Knäblein verachtet
ihr Warnen und Fleh'n;
„Ey, ruft er, es wird mir
so leicht nichts geſcheh'n.“
Schon pflückt er die Blume —
da ſinkt er hinab,
Und findet im Waſſer
ein ſchauerlich Grab.

Die Mutter erhebet
ein Jammergeſchrey,
Es laufen die Kinder
des Dorfes herbey;
„O, ruft ſie, o ehret
der Aeltern Geboth;
Nicht-folgen bringt Kindern
Verderben und Tod.“

Stricklied.

Schweſtern, laßt uns ſtricken,
Strickt mit muntrem Fleiß,
Ohne aufzublicken
Sitzet rings im Kreis.

Schlingt des Garnes Fädchen,
Wie ihr es geſeh'n,
Ordentlich, ihr Mädchen,
Um das Fingerchen.

Haltet hübſch die Nadeln,
Zählt die Maſchen wohl,
Daß man nichts euch tadeln,
Nichts aufziehen ſoll.

Seht zu netten Häubchen,
Zierlich, weiß und rein,
Handschuh, Strümpfen, Leibchen,
Wird ein Fädelein.

Ja, auch Sternchen, Blättchen,
Blümchen, zart und fein,
Stricken fleiß'ge Mädchen
Noch dazu hinein.

Prächtiger noch strahlet
Perlen-Strickerey,
Daß sie wie gemahlet
Anzusehen sey.

Zarte Röschen glänzen
Roth auf dunkelm Grund;
Lorberzweige kränzen
Grün der Urne Rund.

Wenn das Werk gelinget —
O wie freut ihr euch!
Freuet euch und bringet
Es der Mutter gleich.

Gute Mädchen ſchenken
Ihr das Schönſte dann,
Und zum Angedenken
Nimmt ſie 's gütig an.

Auch dem Vater ſtricke,
Was ihn freut, die Pflicht,
Und die Arbeit ſchmücke
Ein Vergißmeinnicht.

Der Bauernknabe am Abend.

Schön iſt es, wenn das Abendroth
Durch grüne Tannen lacht;
Man dankt ſo froh dem lieben Gott,
Der es ſo ſchön gemacht.

Schön iſt es, wenn der Abendſtern
Am klaren Himmel glänzt;
Man denkt ſo gern an Gott den Herrn,
Der ihn mit Strahlen kränzt.

Und wer den Tag vollbracht mit Gott,
Dem iſt es wohl zu Muth,
Und noch einmal ſo ſchön und roth
Glänzt ihm des Abends Glut.

Dem, der nichts Böſes je vollbracht,
Winkt jedes Sternlein zu:
„Schlaf wohl! Schlaf wohl! und gute Nacht,
Du guter Junge du!“

Und ſanft und ruhig ſchläft er ein
Von Engelein bewacht,
Und ſchläft ſo — bis der Morgenſchein
Ihm hell ins Fenſter lacht.

Waldhornlied.

Wie lieblich hallt
Durch Busch und Wald
Der Waldhorn süßer Klang!
Der Wiederhall
Im Eichenthal
Hallt's nach so lang — so lang!
(Echo: So lang — so lang!)

Und jede Brust
Fühlt neue Lust
Beym frohen Zwillingston;
Es flieht der Schmerz
Aus jedem Herz
Sogleich davon — davon!
(Echo: Davon — davon!)

Und jeder Baum
Im weiten Raum
Dünkt uns wohl noch ſo grün:
Es wallt der Quell
Wohl noch ſo hell
Durchs Thal dahin — dahin!
(Echo: Dahin — dahin!)

Und die Natur
Zeigt Gottes Spur —
Der Wald ſein Heiligthum,
Und Jedermann
Beth' an — beth' an —
Tief, Ehrfurchtsvoll — und ſtumm
(Echo: Und ſtumm — und ſtumm!)

Der Reichthum des Landmanns.

Der Landmann iſt der reichſte Mann!
Das iſt gewißlich wahr,
Wenn er auch oft nicht ſagen kann:
Ich hab' drey Gulden bar!
Verſteht er's nur — wie froh, wie froh
Lebt er nicht unterm Dach von Stroh!

Der König wohnt im Goldpallaſt,
Und ſilbernes Geräth,
Mehr als du je geſehen haſt,
Auf ſeiner Tafel ſteht;
Er ſitzt auf einem goldnen Thron,
Und Perlen zieren ſeine Kron'!

Allein sieht denn der Bauer nicht
Der Sonne schön'res Gold,
Durch grünes Laub das Silberlicht
Des Mondes lieb und hold,
Des Thaues Perlen ohne Zahl
Im Sonnen- und im Mondenstrahl?

Den König schmückt von Alters her
Ein purpurnes Gewand,
Und Seide und dergleichen mehr
Sieht er an jeder Wand;
Den Zimmerboden deckt sogar
Ein Teppich, sagt man, wunderrar.

Allein der Rose Purpur strahlt
Doch wahrlich auch recht schön,
Der Morgen und der Abend mahlt
Mit Purpur Thal und Höh'n,
Den Wiesen-Teppich bunt und grün —
Den macht wohl keine Stickerinn!

Der König hat ein Musik = Chor,
Es gönnts ihm Jedermann!
Das singt ihm manches Stücklein vor,
Viel schöner, als ich's kann;
Das schönste heißt — wer weiß es? — ja,
Man nennt es, glaub' ich, Opera.

Allein den Bauer weckt vor Tag
Der Lerche süßer Schall,
Ihm tönt der Wachtel muntrer Schlag,
Und Fink und Nachtigall;
Sie singen ihm rings um das Haus —
Und er giebt keinen Heller aus.

Dem guten König zündet man,
So wenigst geht die Sag',
Wohl hundert Tausend Lampen an
Zu seinem Namenstag,
Und dann heißt man — ich hört' davon! —
Das eine 'Lumination.

Doch hat der Bau'r faſt jede Nacht
Auch Lampen ohne Zahl,
Des Mondes und der Sterne Pracht
Am hohen Himmelsſaal;
Das freut ihn dann recht in der Seel' —
Und koſtet ihn kein Tröpflein Oel.

Drum, lieber Nachbar, hör' mich an,
Und thu die Augen auf,
Sieh, was der Herr für uns gethan,
Blick fromm zu Ihm hinauf —
So leben unterm Dach von Stroh
Zufrieden wir — und reich und froh.

Die Amsel.

Eine Amsel, schwarz wie Kohlen,
Mit dem Schnabel gelb wie Gold,
Wohnte dort, wo aus dem hohlen
Fels das klare Brünnlein rollt —
Und ihr lieblich Lied verhallte
Flötend rings im ganzen Walde.

Sieh da, zwischen grünem Laube,
Scharlachroth und schön und frisch,
Lacht der Vogelbeeren Traube
Aus dem schattichten Gebüsch —
Und die Amsel, gleich dem Pfeile,
Fliegt drauf zu in wilder Eile.

Aber bey den ſchönen Beeren
Hängt das böſe Schlingenpaar,
Sicherer ſie zu bethören
Feſt gedreht aus feinem Haar;
Ach, kaum pickt ſie in die Traube,
Wird ſie ſelbſt dem Tod zum Raube.

Jugend, Jugend, laß dich warnen,
Schau das arme Thierchen hier,
Laß die Luſt dich nicht umgarnen,
Trau nicht blindlings der Begier.
Manches Mädchen, mancher Knabe
Hörte nicht — und ruht im Grabe!

Der Tanzbär.

Ein Kinderlied.

Ey, ſehet doch, der Bär, der Bär,
Mit ſchwerem Tritt trabt er daher!
Der Mann dort mit dem Ranzen,
Der läſſet ihn hübſch tanzen;
Die Trommel brummt, die Pfeife quickt,
Wie ſich's zu ſolchem Tanze ſchickt.

Der Bär iſt gar ein faules Thier,
Verſchläft ſein halbes Leben ſchier,
Darum bekommt der Träge
Vom Treiber viele Schläge;
Wollt ihr vor Strafen ſicher ſeyn,
Arbeitet brav und lernet fein.

Der Bär, der iſt ein Schleckermaul,
Im Honigrauben gar nicht faul;
Die Bienen ſich zu rächen,
Mit manchem Stich ihn ſtechen.
Seht, ſolchen ſchmerzenvollen Lohn
Trägt oft die Schleckerey davon.

Der Bär, der brummt ohn' Unterlaß
Im zornigen, ergrimmten Baß,
Drum, Kinder, laßt euch wehren,
Und brummt nicht wie die Bären —
Sonſt fügt man in die Näschen klein
Euch hübſche Eiſenringlein ein.

Der Bär, der Bär, der grobe Bär,
Iſt naſchhaft, faul, und brummt gar ſehr;
Drum kann er wieder gehen,
Wir haben g'nug geſehen,
Wir wollen fleißig, mäßig, fein,
Und keine Brummelbären ſeyn.

Der alte Krieger.

Ihr Leutchen, hört, es lebt' einmal
Auf seinem Rittergute
Ein alter, biedrer General,
Ein Mann von edlem Muthe —
Und helfen und trösten, erfreuen und geben,
Dieß war ihm die einzige Freude im Leben.

Ihm starb sein Sohn, da nahm der Mann
Ein armes Fräulein Bäschen
Aus Menschlichkeit zur Tochter an —
Die trug sehr hoch das Näschen;
Sie liebte das Gold nur, nur Perlen und Ringe,
Und andre dergleichen vergängliche Dinge.

„Kind, sprach einmal der graue Held,
Du machst mir wenig Freude;
Du liebst nur Tand und Putz und Geld,
Und hassest arme Leute;
Du siehst es, ich altre und werde bald sterben —
Drum bessre dich, bessre dich, willst du mich erben."

„Doch hör'! jetzt reis' ich über Land;
Ich will — hier steht die Kasse! —
Daß niemals man mit leerer Hand
Den Dürftigen entlasse.
Doch jeden ehrwürdigen, alten Soldaten
Beschenke mir, hörst du! mit einem Dukaten."

So ritt er fort; im Abendlicht
Hinkt über die Schloßbrücke,
Die Bärenmütz' tief im Gesicht,
Ein Kriegsmann an der Krücke;
Der ehrliche Alte schien nahe dem Grabe,
Und flehte um eine mildherzige Gabe.

„Pack dich, fuhr ihn das Fräulein an,
Betrunkener Bärnhäuter,
Du alter, unverſchämter Mann,
Mit deiner Krücke weiter;
Sonſt laß ich, du Tagdieb, mit Hunden dich hetzen,
Die mögen dann tüchtig den Balg dir zerfetzen.“

„Mord, flucht der Mann mit Einem Mal,
Mit Augen voller Blitze,
Sieh her, ich bin der General —
Hier liegen Krück' und Mütze.
Ich wollte dein Herz nur, mein Bäschen, erproben —
Doch kann jetzt der Vetter das Bäschen nicht loben.“

„Du kannſt nicht meine Erbinn ſeyn —
Du ſollſt mir ohne Säumen,
Und da hilft weder Fleh'n noch Schrey'n,
Die Nacht das Schloß noch räumen.
Denn wer ſich nicht annimmt der leidenden Armen,
Verdienet, beym Himmel! auch ſelbſt kein Erbarmen.“

Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich' —
Er seufzte und murrte bey jeglichem Streich':
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unser Eins immer sich peinigen muß!
Wie ist doch der Arme so elend daran —
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommet ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande mit goldenem Stab,
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt —
Es sey dir die Bitte zur Stunde gewährt."

Es wird zwar dem Bäu'rlein ganz ſchau'rlich und bang,
Bey all dem bedenkt ſich mein Bäu'rlein nicht lang.
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab,
Und ſpricht ſich verneigend: „O himmliſcher Knab'!
Ich bitte — weil ihr es doch ſelber ſo woll't —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold.“

Da lächelt gar ſeltſam der lockige Knab' —
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hätteſt was Beſſers begehrt —
Indeſſen ſey dennoch die Bitte gewährt.“
So ſpricht er, verſchwindend in goldenen Duft,
Und himmliſcher Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob! ruft das Bäu'rlein, nun bin ich ja reich!“
Er prüfet die herrlichen Künſte ſogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Aſt,
So kracht er von goldener Eichelein Laſt,
Die Blättlein und Knöſplein ohn' Ende und Zahl,
Sie ſchimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus!
Die Arbeit hier mache ein anderer aus.
Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst,
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur dießmal noch eß' ich vom Brod' da genug,
Und trinke die Letze aus irdenem Krug'!"

Er langet sein irdenes Krüglein herbey —
Wie schwer ist's, wie schimmerts und funkelts! Ey, ey!
Doch — weh! — auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brode und beisset — o Graus! —
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brod!
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod."

Vor Aengſten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht,
Denn alles dieß war nur ein Träumlein der Nacht.
Gottlob! ſpricht er froh der verſchwundenen Noth,
Ich habe ſtatt Goldes das tägliche Brod,
Gottlob, daß ich wieder bey ruhigem Sinn,
Und nicht das verwünſchte Goldkäferlein bin."

„Gar gut iſt's — ſo hat mich das Träumlein gelehrt —
Daß Gott nicht gleich Jeglichem Jedes gewährt,
Gar Mancher begehrte des Goldes wie Stroh,
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja Mancher fleht' Manches mit thörichtem Mund',
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund!"

Die Hirtenflöte.

Des Abends unter einem Baum
Auf grünem gelbbeblümten Raum,
Umringt von seiner Schäflein Schaar
Ein Schäfer einst gelagert war,
Und seiner Flöte muntrer Schall
Scherzt mit dem nahen Wiederhall.

Da kam der Probst Mundungus her,
Ein großer Mann — gar dick und schwer,
Setzt' sich, er mußt sich fast bemüh'n,
Zum Schäfer in das junge Grün,
Und höret nun in guter Ruh
Dem Spiel der frohen Flöte zu.

Der Probst däucht sich gar hochgelehrt,
Und wie der Schäfer aufgehört,
Fängt er gar hohe Reden an,
Zu zeigen, was er für ein Mann,
Spricht, daß er selbst ein Hirte sey,
Und redet viel von Hirtentreu. —

Dem Schäfer es an Kopf nicht fehlt,
Er kannte ſo den Lauf der Welt,
Drum ſprach er kalt: „Das iſt all gut!
Ein Schurke iſt, wer es nicht thut;
Doch ſchweiget nun — und ſpielet mir
Ein Stücklein auf der Flöte hier!“

Geht, ſprach der Probſt, einfält'ger Mann,
Ihr wiſſet längſt, daß ich's nicht kann!
„Ey, blaſet nur — es geht dann ſchon!“
Du machſt mich lachen, lieber Sohn!
Zu blaſen weiß ich freylich wohl,
Allein nicht, wie man fingern ſoll.

„Recht, ſprach der Hirt, Ihr ſeyd nie faul,
Blos Wind zu machen mit dem Maul,
Doch will man, daß Ihr Euch auch regt,
Und nur ein Fingerlein bewegt,
So iſt's mit Euren Künſten aus —
Gut' Nacht und kommet wohl nach Haus.“

Das Buch ohne Buchstaben.

Vor seiner Thür' ein Bäu'rlein saß,
In einem kleinen Büchlein las —
Die liebe Einfalt war der Greis,
Sein Haar und Bart war silberweiß,
Doch röthlich noch sein Wangenpaar,
Benetzt mit Thränlein hell und klar.

Schmelfungus auch des Wegs herkam,
Und wahr des armen Bäu'rleins nahm —
Der dicke Herr, gar hochgelehrt,
Das Bäu'rlein mit dem Gruß beehrt:
„Was machst du alter Narre da?
Du kennst ja nicht einmal das A.“

„Herr Doktor, in dem Büchlein ſteht,
Nicht A noch Z, wie ihr da ſeht!
Leer ſind die Blättlein allzumal,
Nur ihrer ſechſe an der Zahl.
Die Farben ſind auch ſechſerley —
Merkt, was mir die Bedeutung ſey!“

„Das erſte Blatt iſt Himmel-blau,
Und ſagt: Menſch, oft nach oben ſchau!
Das andere, wie Roſen-roth,
Mahnt an des Heilands Blut und Tod;
Das dritte, wie die Lilien weiß,
Spricht: Rein zu leben dich befleiß.“

Das vierte Blatt, ſo ſchwarz wie Ruß,
Lehrt, daß ich auf die Bahre muß;
Des fünften feuerfarbner Schein
Erinnert an der Hölle Pein;
Das ſechste Blatt, von Golde ganz,
Mahnt an des Himmels Pracht und Glanz.“

„Bedenk' ich, was das Büchlein spricht,
Mein Aug' sich netzt, das Herz mir bricht —
Was ich nur brauch', mein Büchlein lehrt,
Drum halt ich's tausendmal mehr werth,
Als Eure Elephanten all,
In Eurem großen Bücherstall."

Still gehet der gelehrte Mann;
„Hm! denket er, es ist was dran!
Wer wenig thut, weiß er gleich viel,
Der kommet nimmermehr zum Ziel;
Wer wenig weiß, es aber thut,
Ist noch so weise, froh und gut."

Fromme Einfalt.

1. Das Täublein.

Einmal ging Mutter Liese
Zur neubegrünten Wiese
Mit ihren Kinderlein.
Sieh da, im Erlenschatten
Spaziert auf Blumenmatten
Ein Täublein zart und fein —
Hübsch mit dem Köpflein nicket,
Bald da, bald dort hin picket
Mit rothem Schnäbelein.

„Seht, sprach die fromme Mutter,
Das kleine Ding sucht Futter;
Nun merket fleißig auf!
Wenn es was aufgepicket,
Seht, seht ihrs jetzt? — so blicket
Es in die Höh' hinauf.
Drum, Kinder, wenn ihr esset
Das Bethen nicht vergesset,
Seht auch zum Himmel auf!"

2. Die Lämmlein.

Ein ander Mal führt Liese
Zur buntbeblümten Wiese
Die Kinderlein hinaus.
Die weißen Lämmlein grasen,
Da auf dem grünen Rasen,
Nicht weit von Liesens Haus;
Sie hüpfen hin und wieder,
Dann legen sie sich nieder,
Und ruh'n am Zaune aus.

„Schaut, sprach die fromme Liese,
Schaut, Kinderlein, auf diese
Noch kleinen Lämmlein hin!
Seht, vor sie niederliegen,
Wie sie die Knie biegen,
Und erst ein Weilchen knie'n.
Thut auch, was ihr da sehet,
Vor ihr zur Ruhe gehet —
Knie't erst zum Bethen hin!"

Der Waſſerkrug.

Bedeckt mit Nacht von Fels und Wald
Stand eine Binſenhütte;
Hier wohnt' ein Klausner, grau und alt,
In frommer Brüder Mitte.

Ihn kränket das, ihn ärgert dieß,
Was ſeine Brüder thaten;
Zuletzt, er gar die Klaus' verließ —
So ſehr die Brüder baten!

In ferner Berge Felſenbauch
Er bald ein Eckchen findet;
Sein Tiſch iſt Stein, das Sitzchen auch —
Sein Lämpchen er anzündet.

Er ſchläft auf Moos, ſteht munter auf,
Fühlt ſich wie neugeboren —
Was glänzt dort aus dem Thal herauf?
Ein Quell, friſch wie gefroren.

Er steigt, den Krug im Arm, hinab,
Herauf mit heitern Blicken —
Er strauchelt — brummt — „Ha, alter Knab!“
Da lag der Krug in Stücken.

Zorn röthet ihm das Angesicht,
Sein Aug' schießt Feuerstrahlen,
In manchen Fluch sein Mund ausbricht,
Sein Herz fühlt Höllenqualen.

Schön ist's ringsum, die Luft weht frisch,
Die Sonn' scheint hell und heiter,
Die Vögel singen im Gebüsch,
Thau netzet Laub und Kräuter.

Er sieht es nicht, er hört es nicht,
Ihn fliehen Ruh' und Freuden;
Beschämt spricht er: „Der Ort thuts nicht —
Im Herz wohnt Freud' und Leiden.“

Er kehrt in sich, er kehrt zurück
In seiner Brüder Hütte,
Bekämpfet sich, fühlt Ruh und Glück
Wie in der Engel Mitte.

Ein Paar Nachtstückchen.

1. Das Mondlicht.

Der Mond schien mild und helle
Durchs enge Fensterlein
In Bennos kleine Zelle
Und auf sein Bett herein —
Das graue Haupt des Alten,
Des Lagers falbes Moos,
Des braunen Kleides Falten
Mit Silberglanz umfloß.

„O Mond, du wär'st wohl nimmer,
Spricht er, so hell und rein;
Würd' nicht der Sonne Schimmer
Dir Licht und Glanz verleih'n!
Zu Gott, des Lichtes Quelle,
Sey stets mein Geist gekehrt,
Dann wird er mild und helle
Von Gottes Licht verklärt."

2. Die Nachtlampe.

Der fromme Vater Bruno wacht',
Vergnügt in seinem Gotte,
Einst bis zur spären Mitternacht
In dunkler Felsengrotte;
Sanft röthet seiner Lampe Licht
Der Höhle rauhe Wände,
Des frommen Alten Angesicht
Und die erhob'nen Hände.

Mit trübem, wehmuthsvollem Sinn,
Voll ernster Grabgedanken,
Sieht er das Flämmchen her und hin
Am zarten Fädchen wanken;
„Ach, Lichtlein — fängt er endlich an —
Dein Zittern, Zucken, Beben,
Das jedes Lüftchen enden kann,
Ist — Bild von unserm Leben."

Lina.

Eine Legende von der Mutter am Spinnrädchen erzählt.

O horcht doch, wie draußen der Nordwind
sauſ't,
Und durch die entblätterten Bäume brauſ't!
Wie iſt's doch ſo lieblich im Winter itzt,
Wenn man ſo im traulichen Stüblein ſitzt,
Im wärmenden Ofen das Feuer kracht,
Das Aempelein freundlich erhellt die Nacht!

Drum munter, ihr Mädchen da, klein und
groß,
Und ſpinnet mir wacker und flink drauf los!
Laßt raſch ſich die ſchnurrenden Rädlein dreh'n,
So hören wir kaum mehr des Sturmes Weh'n!
Ein Mährchen beym Spinnrad verkürzt die Zeit,
Drum hört die Geſchichte des Fuchſes heut.

Im einsamen Kämmerlein Lina saß
Und weinte die lieblichen Aeuglein naß,
Den Aeltern, ach, fehlte bereits die Kraft,
Womit sich der Dürftige Nahrung schafft;
Die zärtliche Tochter schmerzt ihre Noth —
Sie klaget ihr Elend dem lieben Gott!

Da sinkt sie allmählig in süße Ruh,
Es schließt ihr der Schlummer die Augen zu.
Im Traume erscheinet der Jungfrau'n Zier —
Maria, die Mutter des Heilands, ihr;
Zehn Sterne von strahlendem Himmelslicht
Umglänzen ihr lächelndes Angesicht.

Sie trägt in der Rechte ein Kräutlein zart,
Von niedlichstem Wuchse und feinster Art;
Die grünenden Blättlein netzt heller Thau,
Die Blümlein sind gleich ihrem Mantel blau.
„Dieß Kräutlein, Maria spricht, schafft dir Brod,
Arbeite nur fleißig und trau auf Gott."

Und ſieh, in der Hand ihr die Blümlein hold
Schnell reifen zu Knöpflein ſo klar wie Gold;
Nach Anzahl der Sterne in ihrem Schein
Schließt jedes zehn niedliche Körnlein ein.
Sie ſtreuet die Körnlein ins Gartenland —
Und lächelt noch einmal und dann verſchwand.

Die trauernde Lina getroſt erwacht,
Der Morgen ſchon röthlich ins Fenſter lacht;
Sie ſuchet und findet im Feld entzückt,
Das Blümchen, deß Bild ſie im Traum erblickt,
Sie ſammelt den Samen mit flinker Hand,
Und ſäet die Körnlein ins Gartenland.

Bald prangen die Beetchen gar freundlich grün,
Drauf ſieht ſie die bläulichen Blümlein blüh'n,
Jetzt ſtehen die Knöpflein zu Tauſenden —
Die Aeltern kopfſchüttelnd die Pflanzung ſeh'n.
„Ach, Tochter, das Kräutlein giebt uns kein Brod,
Ach nimmermehr lindert es unſre Noth.“

Und Lina geht trauernd und bang zur Ruh,
Es schließt ihr der Schlummer die Augen zu.
Maria erscheint wieder hell und klar,
Umgeben von glänzender Engel-Schaar —
Voll Freundlichkeit winket sie mit der Hand,
Die Engelein eilen zum Gartenland.

Hier pflücket die Kräutlein ein Engelknab',
Und jener dort streifet die Köpflein ab;
Der trocknet die Halmen am Sonnenschein,
Der macht durch die Breche vom Holz sie rein;
Dort hechelt geschäftig ein lokicht Paar —
Bald gleichet der Flachs ihrem gelben Haar.

An zierlichem Rädlein von Elfenbein,
An goldener Kunkel gar künstlich fein,
Maria mit Fingern so rein wie Wachs
Zum Faden jetzt drehet den reinen Flachs,
Und siehe, der webenden Engel Hand
Zur Leinwand die Fäden geschickt verband.

Die trauernde Lina sehr froh erwacht,
Den Aeltern deß treue Beschreibung macht;
Der Vater, gar sinnig und viel gewandt,
Er bringet die Werkzeuge bald zu Stand;
Die Mutter mit Lina nun täglich spann,
Und was sie nur spinnen, das webt der Mann.

Schon liegen wohl Stücke auf Stück' zu Hauf —
Doch fordert fast niemand ein Stück zu Kauf;
Ja, manche hochmüthige, eitle Frau
Verspottet der Leinwand bescheid'nes Grau.
Der Vater auf allerley Farben fällt,
Ach aber von allen nicht Eine hält.

Die sorgsame Lina aufs neue weint —
Maria zum dritten Mal ihr erscheint.
Sie trägt eine Lilie in der Hand,
Tief unter ihr dehnt sich, mit Tuch bespannt,
Weithin eine prangende grüne Au,
Dicht wimmelnd mit Blümchen gelb, roth und blau.

Die Heilige winkt mit dem Lilienſtab —
Da rauſchet der Regen mit Macht herab;
Sie winkt und aus goldenen Wolken bricht
Der kräftiglich ſtrahlenden Sonne Licht,
Und Sonne und Regen die Leinwand bleicht,
Bis daß ſie an Weiße der Lilie gleicht.

„Sieh, Lina, mit freundlichem Angeſicht
Maria, die heilige Jungfrau, ſpricht:
So krönet der Himmel den frommen Fleiß,
Und kleidet die Unſchuld in reines Weiß.
Rein, lichthell, ohn' Flecken ſey immerhin,
So wie dein Gewand jetzt — dein Herz und Sinn."

„Noch wiſſe, damit es im Winter nicht
Beym nächtlichen Spinnen dir fehl' an Licht,
Das Oel, das dem Samen des Leins entquillt
Gar reichlich die Lämpe des Armen füllt;
Auch machet, will's Rädlein nicht mehr recht geh'n,
Ein Tröpflein es ſchnelleren Schwungs ſich dreh'n."

Voll Freudigkeit Lina vom Schlaf aufſteht,
Mit Leinen beladen zur Wieſe geht,
Begießet ſie täglich mit treuem Fleiß —
Bald ſchimmern — o Wunder! — ſie blendend weiß.
Der ſtaunende Wanderer meynt, er ſeh'
Am glühenden Sommertag friſchen Schnee.

Vor aller buntfarbiger Kleider Pracht
Wird Weiß nun der Jungfrauen Lieblingstracht;
Gar reichlicher Wohlſtand krönt Lina's Haus,
Es ſtattet das Kräutlein ſie herrlich aus —
Und ſchneeweiß gekleideter Jungfrau'n Schaar
Begleitet bald Linen zum Traualtar.

Drum ſpinnet, ihr Mädchen, nur friſch drauf los,
So habt ihr auch Leinwand, ſeyd ihr einſt groß,
Ein ſelbergeſponnenes weißes Kleid
Ziert ſchöner als Purpur und Goldgeſchmeid',
Doch die, deren Herz ſtets in Unſchuld ſchlägt,
Die Farbe der Unſchuld mit Ehren trägt.

Die zwey Kränze.

Legende.

In der grünen Buchenlaube
Schlief voll Frömmigkeit und Glaube
Bey des Mondes hellem Schein
Rosa unter Thränen ein.

Noch, da schon ihr Aug' geschlossen,
Floß wie Thau auf junge Rosen,
Auf die Wang' ein Thränlein hin,
Und es glänzt der Mond darin.

Ach, in ihrer armen Kammer
Wohnte Mangel, Noth und Jammer,
Manche heiße Thräne rann
Auf den Faden, den sie spann.

Gold und Perlen, Sammt und Seide
Manches köstliche Geschmeide,
Both ein junger, reicher Mann
Ihr, sie zu verführen, an.

Trotz der Muhme, einer Alten,
Arm an Zähnen, reich an Falten,
Die ihr's einrieth, wies' dieß Glück
Rosa standhaft stets zurück.

Jetzt lag sie in süßen Träumen,
Und aus den gestirnten Räumen,
Kam, von Himmelsglanz umstrahlt,
Eines Engels Lichtgestalt.

Zwey der Kronen — eine schlechte,
Nah aus scharfem Dorngeflechte,
Eine schöne Rosenkron' —
Zeiget ihr der Himmelssohn.

„Fromme Rosa, gute Seele,
Sprach er sanft und freundlich, wähle
Von den beyden Kränzen hier
Einen zum Geschenke dir."

„Die hier nur nach Rosen trachten,
Werden dort in Dornen schmachten;
Dem, der hier kein Dörnlein flieht,
Dort die Rosenkrone blüht.“

Rosa greift mit kühner Rechte
Nach dem starren Dorngeflechte,
Weis't mit einem Heldenblick
Fest die Rosenkron' zurück.

Alle Rosen in dem Kranze
Strahlen schnell vom Himmelsglanze,
Und der Engel spricht bewegt:
„Dort bleibt er dir hinterlegt.“

Rosa's Leben war voll Mühen,
Doch, selbst aus den Dornen blühen,
In der Erde Pilgerlauf
Ihr schon Rosenknospen auf.

Der heilige Vitus.

Eine Legende.

Ein holder Knabe, faſt noch Kind,
Unſchuldig, wie die Engel ſind,
Reich an Verſtand, an Güte reich,
An hohem Muthe Männern gleich
War Vitus — und was mehr noch iſt,
So jung er war, er war ein Chriſt.

Zu ihm ſprach von dem goldnen Thron
Der Heiden Kaiſer: „Sieh, mein Sohn,
Was du hier ſchauſt, iſt alles dein.
Sieh Perlen, Gold und Edelſtein,
Ein Purpurkleid, ein Demantſtern —
Nur läſtre Jeſum, deinen Herrn!“

„Pfui, Kaiſer, pfui, verlang' das nicht!
Mit edlem Ernſt der Knabe ſpricht,
Er iſt mein Heiland, Herr und Gott,
Er litt für mich des Kreuzes Tod,
Er hat nur Gutes mir gethan —
Ihn bethe ich von Herzen an.“

„Ha, Bube, schallt das Donnerwort
Des Wütherichs, erblickst du dort
Den ehrnen Topf, gefüllt mit Oel —
Kurz, ohne alle Umständ', wähl':
Hier Freud' und Lust und Geld und Gut,
Da Todesqual in Flamm' und Glut."

Der junge Held voll Muthes spricht:
„Der Erde Güter acht' ich nicht;
Für Jesum Christum, meinen Herrn,
Leid' ich die Qual des Todes gern;
Der Tod ist nur ein Augenblick,
Doch ewig währt des Himmels Glück."

Der Kaiser winkt — ein Henkersknecht
Legt rüstig Reis und Holz zurecht,
Schon wirbelt schwarzer Rauch empor
Und Feuerglanz blitzt draus hervor,
Und in dem Kessel — seht, ach seht! —
Der holde, zarte Knabe sieht."

Das bleiche Volk ihn laut beklagt,
Doch er — er bleibet unverzagt;
Das heiße Oel wallt siedend auf! —
Er blickt zum Himmel fromm hinauf,
Die Hände faltend, rufet er:
„Nimm meinen Geist zu dir, o Herr!“

Er stirbt — und von des Himmels Höh'n
Kommt schimmernd, freundlich, festlich schön,
Wie helles Morgenroth im May,
Ein Engel Gottes schnell herbey,
Mit Palmenzweig und Strahlenkron',
Und führet ihn zu Jesu Thron.

Frolockend und mit Jubelschall
Begrüßten ihn die Engel all,
Und Jesus von dem Throne sprach:
„Du folgtest Mir getreulich nach,
Litt'st wegen Meiner Schmerz und Pein —
Nun sind auch meine Freuden dein.“

Der heilige Martin.

Eine Legende.

Ein junger, edler Krieger ritt
Auf ſchnellem, muth'gem Roſſe
Im Krieges-Dienſt mit ſcharfem Schritt
Nach einem fernen Schloſſe;
Bedeckt mit Schnee war Berg und Thal,
Vom Froſt der Boden hart wie Stahl,
Mit Macht der Hufſchlag ſchallte
Und weithin wiederhallte.

Der Nordwind pfeift durch Strauch und Aſt
Voll wirbelnder Schneeflocken,
Sauſ't in dem Helmbuſch ſonder Raſt
Und um die goldnen Locken;
An Helm und Schild ſetzt Eis ſich an,
Der dichte Purpurmantel kann,
So reich er auch an Falten,
Kaum mehr den Froſt abhalten.

Sieh da — ein armer, schwacher Greis,
Fast ohne Kleid und Decke,
Sitzt auf dem Boden hart von Eis,
Nächst der bereiften Hecke;
Und strecket — ach, daß Gott erbarm'! —
Den langen, nackten, hagern Arm
Lautflehend ihm entgegen,
Sein Mitleid zu erregen.

Der Ritter hält den Rappen an,
Von Mitgefühl ergriffen,
Und zieht, so schnell er immer kann,
Sein Schwert, erst frisch geschliffen,
Theilt seinen Mantel in zwey Stück',
Und reicht mit Thränen in dem Blick
Die Hälfte voll Erbarmen
Dem fasterstarrten Armen.

„Da, Alter, spricht der junge Held,
Schütz' vor dem Frost dein Leben,
Gern wollt' ich dir, hätt' ich noch Geld,
Den letzten Heller geben.

Vertraue auf den lieben Gott,
Der rettet dich aus aller Noth!
Leb' wohl, ich darf nicht weilen,
Die Dienstpflicht heißt mich eilen!"

Er gab dem schnellen Roß den Sporn
Und ritt vergnügt und heiter
Durch Berg und Thal und Busch und Dorn
Im halben Mantel weiter.
Er kommt zur Burg — der Krieger Hauf
Nimmt ihn mit lautem Lachen auf;
Nicht Einen zählt die Rotte,
Der nicht des Mantels spotte.

So sehr man seine That verlacht —
Ihm macht das wenig Kummer,
Er geht, da es bald Mitternacht,
Zu laben sich am Schlummer —
Doch schließet er die Augen kaum,
So tröstet ihn ein holder Traum,
Der himmlisch ihn entzücket
Und Lebens lang erquicket.

Umſtrahlt von wunderbarem Licht,
Von Engeln rings umgeben,
Die mit geſenktem Angeſicht,
Auf goldnen Wolken ſchweben,
Sieht — unausſprechlich hold und ſchön —
Er ſeinen Herrn und Heiland ſteh'n,
Verklärt von Gottes Klarheit,
Voll Anmuth und voll Wahrheit.

Und ſieh — ein purpurroth Gewand
Des Heilands Leib umhüllet,
Das, unſerm Krieger wohlbekannt,
Mit Freude ihn erfüllet;
Sein heitrer froh-erſtaunter Blick
Erkennt darin des Mantels Stück,
Das er auf ſeiner Reiſe
Geſchenkt dem armen Greiſe.

„Seht, ſpricht der Herr zur Engelſchaar,
Und auf den Mantel deutet,
Mit dieſem Kleide hat fürwahr
Mich Martin heut bekleidet;

Was er dem Armen dort gethan,
Nehm' ich als mir geschehen an —
Als Richter aller Welten
Werd' ich ihm's einst vergelten."

Der Held ohne Furcht und ohne Tadel.

Legende.

Seht ihr dort überm grünen Thal,
Das Fels und Wald umkränzen,
Im purpurrothen Abendstrahl
Das alte Bergschloß glänzen?
Hoch ragen in der Vorzeit Pracht
Die Thürme aus der Schattennacht
Fast tausendjähr'ger Eichen,
Die an die Wolken reichen.

Dort wohnte in uralter Zeit,
Fromm wie ein heil'ger Engel,
Das holde Fräulein Adelhaid,
In Unschuld sonder Mängel;
Sie war in ihrem gelben Haar,
Mit ihren Aeuglein hell und klar,
An Schönheit, Sanftheit, Milde
Ein himmlisches Gebilde.

Doch mied das Schloß der Wanderer
Mit flüchtig-scheuem Schritte,
Das Land umher lag wüst und leer,
Entvölkert jede Hütte;
Und Disteln, Dorn und Unkraut nur
Bedeckten die verlaßne Flur,
Des Schlosses stumme Mauern,
Sie schienen selbst zu trauern.

Denn in des Thales tiefem Grund
Ließ zu der Menschen Grauen
Mit hungrigem stets offnem Schlund,
Ein Ungethüm sich schauen;
Vom Kopfe bis zum Schlangenschwanz
Bedeckt mit grünen Schuppen ganz,
Und tausend Zähn' im Rachen —
Man nannt' es einen Drachen.

Des Fräuleins Vater auf dem Schloß,
Ein kühner Held im Kriegen,
Hats wohl gewagt auf hohem Roß
Das Unthier zu besiegen;

Doch

Doch in die Schuppen feſt wie Stein
Drang weder Schwert noch Lanze ein —
Vom Ungeheu'r zerriſſen
Mußt er das Wagſtück büßen.

Die Mutter, ach, von Jammer krank,
Lag abgezehrt und hager,
Verſchmähend Troſt und Speiſ' und Trank
Auf ihrem Krankenlager;
Das arme Fräulein weint und wacht
An ihrem Bette Tag und Nacht,
Und möchte gern das Leben
Für ihre Mutter geben.

Mit dürrer Zunge, heiß wie Glut,
Sprach einſt die Kranke: „Bringet
Mir von des Heilquells kühler Fluth,
Die an dem Berg entſpringet!“
Die Mägde ſteh'n vom Wort erſchreckt —
Von allen ſich nicht eine regt,
Denn, ach, der grauſe Drache
Hält bey dem Brunnen Wache.

Das Fräulein beut dem Schrecken Trutz,
Der ihr fast lähmt die Glieder,
Empfiehlt sich Gottes treuem Schutz
Und eilt zur Quelle nieder;
Die steilen Staffeln ohne Zahl,
Gehau'n in Felsen hart wie Stahl,
Bald rechts, bald links sich wenden
Und nächst dem Brünnlein enden.

In einen hohlen Felsenstein
Des Quellchens Silber quillet;
Schnell tauchet sie ihr Krüglein ein
Und es bis oben füllet.
Doch weh — in naher Höhle Grund
Hebt sich der Drach' mit offnem Schlund,
Und glutroth aus dem dunkeln
Gekläft' die Augen funkeln.

Urplötzlich stürzt das Thier hervor —
Sie kann nicht mehr entfliehen,
Zum Himmel blickt sie noch empor
Und rufet auf den Knieen:

„Erbarme Dich, Du guter Gott,
Erbarm' Dich meiner Mutter Noth;
Ach, werde ich zerrissen,
Wird sie verschmachten müssen."

Doch horch — sie hörts mit Einem Mal
Wie ferne Donner hallen,
Getroffen wie vom Blitzes Strahl
Sieht sie den Drachen fallen.
Ein Hufschlag war der Donnerhall,
Der Blitz — des Speeres blanker Stahl,
Von Rittershand dem Drachen
Geschleudert in den Rachen.

Ha, wie das Thier vor Schmerz und Wuth
Sich bäumt und krümmt und schmieget,
Und endlich todt in einer Fluth
Von schwarzem Blute liget.
Der edle, hohe Rittersmann,
Mit goldner Rüstung angethan,
Nun von dem Schimmel steiget,
Und zierlich sich verneiget.

„Gott grüß Euch, fing das Fräulein an,
Der noch die Kniee beben,
Euch, edler, guter, tapfrer Mann,
Verdanke ich mein Leben!“
„Dankt Gott, sprach er, durch Gottes Macht
Hab' ich das Unthier umgebracht!
Gott hat Eu'r Fleh'n erhöret
Und mir den Sieg gewähret.“

Der Ritter knüpft sein treues Roß
An eine alte Fichte,
Und führt das Fräulein auf das Schloß
Mit ruhigem Gesichte.
Die Mutter nimmt den frischen Trank;
Aus ihren Blicken glänzet Dank —
Des Heilquells Kräfte geben
Gar bald ihr neues Leben.

„Ach, Ritter, ihr entreißt nach Gott,
Sprach sie gerührt zu Thränen,
Mich arme Frau dem nahen Tod,
Mein Kind des Drachen Zähnen.

O ſagt, wie ich's euch lohnen kann! —
Ich wäre, wenn ihr, edler Mann,
Mein Schwiegerſohn wollt werden,
Die Glücklichſte auf Erden.“

Drob wird das Fräulein todtenbleich —
Die naſſen Blicke ſinken
Auf ihren Ring von Steinen reich,
Die hell wie Sternlein blinken.
„Dem, ſchluchzt ſie, der den Ring mir gab,
Läg' er auch ſchon im kühlen Grab,
Dem einzig nur bewahre
Ich Treue bis zur Bahre.“

„Mein Fräulein, ſprach der Rittersmann,
O höret auf zu weinen;
Gott wird mit Eurem Adelſtan
In Bälde Euch vereinen.
Was Eurer Mutter Ihr gethan,
Das lohnt Euch Gott durch dieſen Mann —
Er [illegible], wie ich vernommen,
Noch dieſen Abend kommen.“

Und als der Ritersmann noch sprach,
Da tönten die Trompeten,
Des Schlosses Zugbrück mit Gekrach
Sank rasselnd in den Ketten;
Es kam der fromme Adelstan
Aus dem gelobten Lande an;
O welch ein Wiedersehen,
Nach so viel Schmerz und Wehen!

Der Ritter, der so keck und kühn,
Erhielt des Fräuleins Leben,
Und — was noch mehr — mit edlem Sinn
Dem Freunde sie gegeben,
Begleitet noch das holde Paar
Zum buntbekränzten Traualtar,
Und sprengt dann froh und heiter
Auf seinem Schimmel weiter.

Die Freudenpost: „Der Drach' ist todt!"
Geht schnell von Mund zu Munde,
Und alles dankt und lobet Gott
Viel Meilen in die Runde;

Mit Freudenthränen in dem Blick
Kehrt das verscheuchte Volk zurück —
Das Schloß steht hoch in Mitten
Beglückter froher Hütten.

Der Ritter ward nach seinem Tod
Den Heil'gen beygezählet,
Vom Landmann nach dem lieben Gott
Zum Schutzpatron erwählet.
In mancher Kirche prangt sein Bild,
Mit Schwert und Lanze, Helm und Schild;
Der Schimmel nebst dem Drachen
Wird es euch kenntlich machen.

Vorzüglich ward der edle Held
Ohn' Furcht und ohne Tadel,
Gar hoch verehrt vor aller Welt
Vom deutschen Ritteradel.
Wo nur ein Sohn die Welt erblickt,
Da sprach der Vater hocherzückt:
„Den edlen Mann zu preisen,
Muß er mir Georg heißen!“

Sankt Meurad.

Tief in einer ſtillen Wüſte,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Kapellchen,
Nebſt dem mooſebewachſnen Zellchen
An der rauhen Felſenwand.

In der kleinen Klauſe lebte
Vor uralter, grauer Zeit
Meurad mit den Silberhaaren,
Reich an Tugend und an Jahren,
In dem Ruf der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannengipfel drang,
Tönete ſchon laut und helle
In dem Thürmlein der Kapelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weiht er den goldnen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,
Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob — der Tugend Glück.

Drauf ging er ins kleine Gärtchen,
Grub es um mit eigner Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond mit hellem Glanze
An dem dunkeln Himmel ſtand.

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tiſch mit frommem Dank —
Aß genügſam, froh und heiter
Selbſt gebaute Früchte und Kräuter,
Und die Quelle war ſein Trank.

Doch das liebſte der Geſchäfte
War ihm armer Wandrer Pfleg',
Herzensluſt ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirthen,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit ſchwerem Herzen,
Fand hier Lindrung ſeiner Schmerzen,
Ging getröſtet und belehrt.

Selbst des wilden Waldes Thiere
Ehreten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm sich streicheln,
Blickten ihn so traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die warme Zelle gerne,
Pickten hingestreute Kerne,
Flogen heimisch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Fast als hätten sie Verstand,
Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tisch geflogen,
Aßen zahm aus seiner Hand.

So floß, wie am nahen Felsen
Durch des Thälchens sanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle,
Seine Lebenszeit dahin.

Einſt vor Tages Anbruch kniete
Er vor dem Altar ſo da,
Auf dem, in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben ſah.

Eine Silberlampe brannte
Vor dem lieblichen Gemählde,
Die ein Ritter, deſſen Wunden
Menrad liebevoll verbunden,
Einſt dem Kirchlein zugeſtellt.

Während ſo der Alte bethet,
Stürzt herein ein Räuberpaar;
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! ſein Leben enden —
Blutbeſpritzt ſteht der Altar.

Mit der ſchweren Ampel ſchleichen
Scheu die Mörder ſich davon —
Dem Gerichte zu entlaufen,
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sündenlohn.

Aber horch, welch ein Gekrächze,
Das so schau'rlich Rache ruft!
Sieh, die treuen Raben eilen,
Schnell gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich schreyend durch die Luft.

Wild die schwarzen Flügel schlagend
Stürmen rauschend sie heran,
Und mit scharfgespitzten Krallen,
Und mit starken Schnäbeln fallen
Wüthend sie die Mörder an.

Fruchtlos trachten die zu fliehen,
Schutz zu suchen fern und nah;
Sieh, die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer sind sie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieses Schauspiel bald gewahr;
„Seht des frommen Menrads Raben!"
Schrieen die erschrocknen Knaben,
Und schon kommt der Hirten Schaar.

Fest mit starken Fäusten greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen sie zu Menrads Zelle,
Finden dort in der Kapelle
Menrads Leichnam am Altar.

Wie versteinert steh'n die Hirten,
Todtenblässe im Gesicht;
Drauf im furchtbarem Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder vor Gericht.

Schnell, wie Gottes starker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet sich die Trauersage,
Schrecken, Angst und laute Klage
Rings umher durch Feld und Wald.

Sieh, der Landvogt, ernst und strenge,
Sitzt schon auf dem Richterthron,
Rings umstürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben schon.

Durchs Gedränge ſchleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenſchaar herbey,
Bringet vor die ſchwere Klage —
Wie zum Zeugniß der Ausſage
Tönt der Raben Rachgeſchrey.

Bleich und zitternd ſteh'n die Mörder,
Läugnen nicht den blut'gen Mord,
Staunend ſchweigt der Richter lange,
Stille harrt das Volk und bange —
Endlich — horcht! — nimmt er das Wort:

„Gott, Du biſt — ruft er mit Eifer,
Und gerecht iſt Dein Gericht!
Zittert heimliche Verbrecher,
Gott iſt böſer Thaten Rächer —
Ziehet alle einſt ans Licht.“

Schaudernd ſtand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht ſie vor dem höchſten Richter —
Und das Haupt der Böſewichter
Fiel, wie's Rechtens, unterm Beil.

Inhalt.

	Seite
Der Morgen im Gebirge	7
Gott iſt die Liebe	9
Gott macht Alles wohl, oder das Glasgemählde	10
Die Kinder bey der Krippe	14
Der Knabe Jeſus	18
Jeſus der Kinderfreund	23
Die Unſchuld	28
Friedensliedchen	32
Das Bild der Tugend	34
Troſt im Leiden	36
Die Menſchenfreundlichkeit Gottes	38
Der Abend im Gebirge	40
Die lieblichſten drey Blümchen auf deutſcher Flur	44
Roſen und Vergißmeinnicht	46
Lilien und Roſen	48
Die Mayblümchen	49
Die Vergißmeinnicht an der Quelle	51
Der Knabe und die Roſe	52
Die Sinnviole	54
Die Nachtviole	55
Die weinenden Blumen	56

	Seite
Das Thautröpflein	58
Der Regentropfen	60
Liedchen beym Aussäen der Blumen	62
Das gute Lieschen	64
Die Erdbeeren	69
Milchlied	70
Die Kirsche	72
Die Wasserrose	74
Strictlied	76
Der Bauernknabe am Abend	79
Waldhornlied	81
Der Reichthum des Landmanns	83
Die Amsel	87
Der Tanzbär	89
Der alte Krieger	91
Der Holzhacker	94
Die Hirtenflöte	98
Das Buch ohne Buchstaben	100
Fromme Einfalt	103
Der Wasserkrug	105
Ein Paar Nachtstückchen	107
Lina. Eine Legende ꝛc.	109
Die zwey Kränze. Legende.	116
Der heil. Vitus. Legende.	119
Der heil. Martin. Legende.	122
Der Held ohne Furcht und ohne Tadel	127
Sankt Meurad	136

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

[1. Ex.]

Das
hölzerne Kreuz.

Eine neue Erzählung

vom

Verfasser der Ostereier.

Für die liebe Jugend besonders abgedruckt

aus

Hönighaus Palmblättern.

Augsburg, 1826.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG
19 M. 1031

I.

Die Frau von Linden, eine reiche adelige Wittwe, lebte seit dem Tode ihres Gemahls auf ihrem Schlosse in ländlicher Stille, und ward wegen ihres Verstandes, ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen, von der ganzen Nachbarschaft allgemein verehrt und geliebt. Einst mußte sie wegen wichtiger Angelegenheiten sich in die Hauptstadt begeben, und brachte dort ein paar Wochen sehr beschäftigt zu. Am Tage vor ihrer Rückreise wollte sie gegen Abend noch einen Spaziergang um die Stadt machen. Es war Sonntag und nach langem Regen ein unvergleichlich schöner Frühlingstag. Die Einwohner der Stadt strömten, festlich gekleidet, und frohen Sinnes, den Thoren zu, den herrlichen Abend im Freien zu genießen. Frau von Linden war bereits auf dem Wege zum Thore, da kam es ihr auf einmal in den Sinn, die Hauptkirche der Stadt, an der sie eben vorbeiging, noch einmal zu besehen. Zu dieser Stunde, dachte sie, würde sie dieses Wunder alter Baukunst am bequemsten betrachten können, ohne Jemand in seiner Andacht zu stören, oder von Jemand in ihren Betrachtungen gestört zu werden. Mit frommer Ehrfurcht trat sie durch die Hauptpforte in den

ehrwürdigen Tempel. Das hohe erhabene Gewölbe, die langen Reihen prächtiger Säulen, der Hochaltar in der tiefen Entfernung des Chors, die Dämmerung und Stille an diesem gottgeweihten Orte, das Majestätvolle des ganzen Baues erfüllte sie mit Bewunderung, und in ihrem Herzen regten sich die Gefühle der Anbetung und leise Ahnungen von der Nähe des Unendlichen. Sie kniete sogleich in dem nächsten Stuhle nieder, und blieb da einige Zeit in sich versunken und still anbetend knien. Hierauf ging sie in dem Hauptgange des Tempels langsam vorwärts, stand öfter betrachtend still, und sprach endlich bey sich selbst: „Welch ein Denkmal von dem tiefen Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, das die Vorwelt gegen Gott hatte, ist dieser Bau! Wie mächtig und stark muß dieses Gefühl seyn, wie tief in dem menschlichen Herzen gegründet, daß es etwas so Großes und Herrliches zu Stande bringen konnte! Wie viele Menschen mußten sich vereinigen, welche Anstrengung, welcher Aufwand, welche Ausdauer wurde erfordert, bis — wie die Geschichte sagt, erst nach einem Jahrhundert — dieser Tempel endlich da stand, und die Menschen hier ihren Schöpfer gemeinschaftlich anbeten konnten!“ Sie besah hierauf die einzelnen Merkwürdigkeiten, besuchte die Nebenaltäre und Seitenkapellen des großen, herrlichen Tempels, betrachtete die alten, vortrefflichen Gemälde, voll Kraft und Ausdruck, und las die Inschriften an den uralten Grabsteinen, die in ungewohnten Buchstaben von denkwürdigen Männern

und tugendhaften Frauen Nachricht gaben, die vor Jahrhunderten gelebt hatten. Nirgend erblickte sie einen Menschen; beständiges Schweigen herrschte unter den hohen Gewölben. Sie vernahm nichts, als ihren Fußtritt, und nur, wie aus weiter Ferne her, tönte das Getümmel draußen auf den Straßen. Die Schauder der Vergänglichkeit bebten durch ihre Seele, da sie so, als die einzige Lebende, über dem Staube verstorbener Menschengeschlechter, und unter Todesdenkmalen wandelte. Mancher fromme Spruch auf den Grabsteinen ging ihr sehr zu Herzen; einer derselben aber machte einen besonders tiefen Eindruck auf sie. Es waren jene schönen Worte aus der heiligen Schrift: „Selig sind die Todten, die im Herrn starben. Denn der Geist spricht: Sie ruhen jetzt von ihren Mühseligkeiten aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Als sie abermal in eine der Seitenkapellen trat, da erblickte sie ein kleines, ganz schwarz gekleidetes Mädchen von etwa acht Jahren, das ganz allein auf der Stufe des Altares kniete. Das Kind betete mit festgefalteten Händen so andächtig, und blickte so unverwandt zu dem Altare auf, daß es gar nicht darauf achtete, wer da vorbei gehe. Die hellen Thränen tröpfelten ihm über die blühendrothen Wangen. Das schöne, unschuldvolle Gesicht des Kindes hatte einen Ausdruck von Wehmuth und Ergebung, von Andacht und Innigkeit, der über alle Beschreibung ging. Die Frau von Linden empfand das innigste Mitleiden, das herzlichste Wohlwollen, ja selbst

eine Art von Ehrfurcht gegen das betende Kind. Sie wollte es in seiner Andacht nicht stören. Erst als es von dem Gebete aufstand, näherte sie sich dem Kinde, und sprach mit sanfter Stimme: „Du bist wohl sehr traurig, liebe Kleine! Was fehlt Dir, und warum weinest Du?“ — „Ach, sagte das Kind, und die Thränen flossen ihm auf's Neue über die Wangen, vor einem Jahre, an eben diesem Tage, ist mein Vater gestorben, und heut vor acht Tagen haben sie meine Mutter begraben!“ — „Um was hast Du den lieben Gott denn so herzlich gebeten,“ fragte die Frau weiter? — „Daß er sich meiner erbarme, antwortete das Kind. Ich habe keine Zuflucht, als zu ihm. Zwar bin ich noch bey den Leuten, in deren Hause wir zur Miethe wohnten. Allein bleiben kann ich da nicht. Morgen soll ich weiter; das hat mir der Hausherr erst heute wieder gesagt. Ich habe in der Stadt wohl noch einige Verwandte, und wünschte wohl recht herzlich, daß Einer oder der Andere sich meiner erbarmen, und mich annehmen möchte. Der Herr Pfarrer an dieser Kirche, der meine selige Mutter während ihrer Krankheit öfter besucht, und ihr unbeschreiblich viel Gutes gethan hat, sagte es ihnen auch sehr nachdrücklich, es sey ihre Pflicht, mich anzunehmen. Allein sie können nicht einig werden, wer die Last übernehmen soll, mich zu erziehen. Ich kann ihnen das auch nicht übel nehmen, denn sie haben selbst viele Kinder, und nichts dazu, als was sie mit ihrer Handarbeit täglich verdienen.“ —

„Armes Kind! sprach die Frau von Linden, da ist es wohl kein Wunder, daß Du traurig bist.“ — „Freilich wohl, sagte das Kind, ich kam auch recht traurig hieher; aber der liebe Gott hat mir auf einmal alle Traurigkeit vom Herzen hinweggenommen; ich bin nun ganz getrost, und habe keine Sorge mehr, als nur immer nach seinem Willen zu leben, damit er Wohlgefallen an mir haben könne.“ Die Worte des schuldlosen Kindes, und die Redlichkeit, die ihm aus seinen rothgeweinten Augen blickte, drangen der edlen Frau durch das Herz. Sie blickte das Kind so freundlich, wie eine zärtliche Mutter an, und sagte: „Ich denke, Gott hat Dein Gebet erhört, meine liebe Kleine! Bleibe auf Deinem Vorsatze, und sey getrost. Dir soll geholfen werden. Komm mit mir!“ — Die gute Kleine sah die fremde Frau verwundert an, und blieb unentschlossen stehen. „Je, wohin denn? — sagte sie — ich darf nicht, ich muß nach Hause.“ — Die Frau von Linden sprach: „Ich kenne den würdigen Herrn Pfarrer, der, wie Du sagst, Deiner kranken Mutter so viel Gutes erwiesen hat, sehr wohl. Zu ihm wollen wir gehen. Mit ihm will ich überlegen, wie Dir zu helfen sey.“ Nachdem sie dieses gesagt hatte, bot sie dem Kinde liebreich die Hand, und das Kind ging nun voll Freuden mit ihr.

II.

Der vortreffliche Pfarrer, ein etwas betagter Mann, von einem so ehrwürdigen Ansehen fast wie ein Apostel, stand mit frohem Erstaunen von seinem Schreibtische auf, als er die Frau mit dem Kinde

an der Hand hereintreten sah. Frau von Linden erzählte ihm, wie sie das Kind eben jetzt erst kennen lernte, und hieß das Kind dann ein wenig hinausgehen, weil sie mit dem Herrn Pfarrer noch besonders zu reden hätte. „Lieber Herr Pfarrer! sprach sie nun, als das Kind hinaus war, ich habe im Sinne, dieses Mädchen zu mir zu nehmen, und Mutterstelle an ihm zu vertreten. Meine eigenen Kinder starben alle in ihrem zarten Alter. Mein Herz sagt mir, daß ich die Liebe, die ich zu ihnen hatte, diesem Kinde zuwenden könnte. Doch wünschte ich zuvor noch zu erfahren, ob Sie, der Sie sowohl die Eltern, als das Kind genauer kennen, mir dazu rathen. Was sagen nun Sie dazu? Ich möchte mein kurzes, schnell vorüber gehendes Daseyn auf Erden gern mit einer oder der andern wohlthätigen Handlung bezeichnen. Glauben Sie, daß die Wohlthat, die ich diesem Kinde erweisen möchte, gut angewandt wäre?“ Der fromme Mann erhob seine Augen, in denen Freudenthränen glänzten, und seine gefalteten Hände anbetend zum Himmel, und sprach: „Gottes heilige Vorsicht sey ewig gepriesen! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht leicht thun — und ein frömmeres, sittsameres und verständigeres Kind könnten Sie auch nicht leicht finden, als die kleine Sophie. Ihre beiden Eltern waren die rechtschaffensten Leute von der Welt; wahrhaftig fromm und christlich. Sie gaben diesem ihrem einzigen Kinde eine sehr gute Erziehung. Schade, daß sie dieselbe nicht vollenden konnten! — O ich werde es nie vergessen,

mit welchem Kummer die sterbende Mutter auf dieses ihr innig geliebtes Kind hinblickte, das weinend und schluchzend unten an ihrem Sterbebette stand — mit welchem vertrauensvollen Blicke sie aber auch zum Himmel aufsah, und die Worte sprach: „Du, Vater im Himmel! wirst auch hier Vater seyn. Du wirst dieser meiner Tochter eine andere Mutter geben. Das weiß ich gewiß, und sterbe getrost.“ Diese Worte der frommen Mutter werden nun erfüllt — und es ist augenscheinlich, daß Gott, der Allmächtige, Sie, verehrungswertheste, gnädige Frau, dazu auserkohren hat, die zweite Mutter dieses Kindes zu werden. Deßwegen mußten Sie in die Hauptstadt kommen; deßwegen gab Gott es Ihnen in den Sinn, vor Ihrer Abreise noch seinen Tempel zu besuchen. Es ist offenbar sein Werk. Seine heilige Vorsehung sey dankbar gepriesen!“ Der würdige Pfarrer rief nun die arme Waise herein, und sprach: „Sieh, Sophie, diese fromme, gute, verehrungswürdige Frau will Deine Mutter seyn. Es ist dieses für Dich ein sehr großes Glück, das der liebe Gott Dir beschert. Willst Du nun mit ihr gehen, und ihr eine gute Tochter werden?“ Sophie sagte freudig: „Ja!“ und fing an vor Freude zu weinen. Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden. Sie dankte der gnädigen Frau blos mit Blicken, und küßte ihr stillschweigend die Hand. — „Sieh, mein Kind, fuhr der Pfarrer fort, wie Gott für Dich sorgt! Da Deine selige Mutter auf dem Sterbebette lag, hatte er diese Deine zweite Mutter, ohne daß wir etwas davon wußten, schon hieher geführt, und er ließ sie nicht von hier abreisen, bevor sie Dich gefunden und zu ihrer Tochter angenommen hatte. Erkenne darin seine liebevolle Vater-

sorgfalt! Liebe Ihn von ganzem Herzen, den lieben, guten, barmherzigen Gott, der sich Deiner so sichtbar annimmt: vertrau auf Ihn, und halte seine Gebote. Sey gegen die gnädige Frau, diese Deine neue Mutter, die Dir Gott gegeben hat, ein so gutes, folgsames Kind, wie Du es gegen Deine verstorbene Mutter warst. Dann wird die gnädige Frau Freude an Dir erleben, und es wird Dir wohl gehen! Merke Dir noch dieses besonders: Es werden Dir in Deinem künftigen Leben zwar Leiden und Trübsale nicht ganz ausbleiben; allein bete dann mit einem eben so kindlichen Vertrauen zu Ihm, wie Du eben jetzt in unserer Pfarrkirche gebetet hast, so wird Er allzeit Dein treuer Helfer seyn, wie Er Dir eben jetzt geholfen hat." Nun wurden noch die Verwandten des Kindes gerufen. Sie machten nicht die geringste Einwendung dagegen, daß die gnädige Frau die arme Waise annehmen wolle. Sie freuten sich vielmehr darüber, und waren mit Allem sehr zufrieden. Eine noch größere Freude und Zufriedenheit zeigten sie aber, als die Frau von Linden erklärte, sie wolle das Mädchen so annehmen, wie es stehe und gehe, und die kleine Hinterlassenschaft der Verstorbenen nebst Sophiens übrigen Kleidern ihnen und ihren Kindern überlassen. Sophie wünschte sich nur noch einige Andachtsbücher ihrer Mutter als ein frommes Andenken, die man ihr dann auch gern überließ.

Am folgenden Morgen sehr frühe nahm die Frau von Linden Sophie zu sich in den Reisewagen, und fuhr mit ihr zurück auf ihr Schloß.

III.

Frau von Linden war auf ihrem Schlosse sehr spät in der Nacht mit Sophien angekommen. Sie aß noch einiges Wenige zu Nacht, ließ Sophien neben sich sitzen, und legte ihr von Allem reichlich vor. Hierauf führte sie das Kind auf ein kleines, artiges Zimmer. „Dieß, sagte sie, ist von nun an Dein Schlafzimmer. So — gute Nacht, schlaf' wohl, und vergiß nicht, das Licht auszulöschen!" Sophie war über die Freundlichkeit der Frau, und noch mehr über die Güte Gottes, der so väterlich für sie gesorgt hatte, ganz entzückt. Mit Thränen des Dankes in den Augen, und mit gefalteten Händen schlief sie ein.

Als sie Morgens erwachte, fand sie neue Ursache, sich zu freuen, und Gott zu danken. In der Stadt hatte sie in einer finstern Straße eine sehr enge, traurige Wohnung gehabt; in ihr dunkles Schlafkämmerlein hatte das ganze Jahr weder Sonne noch Mond hineingeschienen. Allein hier, in dem Schlosse, schien ihr sogleich die aufgehende Sonne in das Fenster, und weckte sie. Sophie stand sogleich auf, trat an das Fenster, und blickte nun so recht in den vollen Frühling hinaus. Der Gemüsegarten unten am Schlosse prangte mit grünen Kräutern und farbigen Blumen aller Art. Seitwärts den Hügel hinauf, zog sich der Baumgarten, der von reichlichen Blüthen fast ganz weiß und roth war. Zur andern Seite hatte man eine schöne Aussicht über artige Dörfer, reiche Kornfelder und blumige Wiesen, die von waldigen Bergen begränzt wurden. Sophie sank auf die Knie, und dankte Gott

von Neuem, daß er sie an einen so freundlichen Ort, und zu einer noch freundlicheren Frau geführt habe.

Frau von Linden bezeigte sich gegen Sophie als eine wahrhaft liebevolle Mutter; aber auch Sophie hing mit der kindlichsten Liebe an ihr, und that Alles, was sie ihr nur an den Augen ansehen konnte, mit Freuden. Gar oft, ehe die Frau noch ein Wort sagte, war Sophie schon auf dem Wege, Dieses oder Jenes herbeizubringen. Sie war so fromm, so aufrichtig, so bescheiden, daß die Frau das Kind mit jedem Tage lieber gewann.

Frau von Linden schickte Sophie, die bereits sehr gut lesen konnte, und auch im Schreiben und Rechnen einen guten Anfang gemacht hatte, sehr fleißig zur Schule, die durch die Wohlthätigkeit der edlen Frau sehr wohl bestellt war. Den Unterricht in der Religion erhielt Sophie mit andern Kindern durch den Pfarrer, der die Schule fast täglich besuchte. Außer der Schulzeit mußte Sophie in der Küche und dem Garten, so viel es ihre Kräfte erlaubten, mithelfen, theils um jede Arbeit frühzeitig zu lernen, theils damit sie, von Kindheit auf, an ein arbeitsames Leben gewöhnt würde. Wenn es sonst nichts zu thun gab, durfte sie mit ihrer Strickerei oder ihrem Spinnrädchen auf das Zimmer der gnädigen Frau kommen, und die Gespräche der frommen, gebildeten Frau waren für sie sehr lehrreich. In der Folge unterrichtete die gnädige Frau selbst sie noch im Nähen und Sticken. Sie ließ Sophie auch sehr schön und anständig, aber nur bürgerlich kleiden. „Denn, sagte sie, — manche Bürgermädchen, die sich über ih-

ren Stand kleiden, finden einmal schwer eine Versorgung. Dem Bürgersmanne sind sie zu vornehm, und den Vornehmen sind sie doch zu gering.“ Sophie wuchs unter dieser vortrefflichen Erziehung und Aufsicht heran, und ward in ihrer bürgerlichen Kleidung recht das Bild einer unschuldigen, bescheidenen Jungfrau. Sie blühte, — weil nie eine unlautere Begierde ihr Herz entweiht hatte, — schöner als eine Rose. Manches geputzte Fräulein, das durch Zorn, Tanzwuth oder andere böse Leidenschaften ihre schöne Gestalt zerstört hatte, beneidete sie um ihr blühendes Aussehen.

Sophie lebte so mehrere Jahre höchst vergnügt und glücklich. Allein nun wurde die Frau von Linden krank. Sophie zeigte die herzlichste Theilnahme, und bediente sie mit einer Liebe, als wäre die Frau ihre eigene Mutter. Sophiens Sorgfalt für die geliebte Kranke erstreckte sich auf die kleinsten Dinge. Sie sprach immer so sanft, und ihre Fußtritte waren immer so leise, damit die Kranke ja nicht im Geringsten möchte beunruhigt werden. Frau von Linden hatte in ihrer Krankheit Niemanden lieber um sich, als sie. Oft saß Sophie ganze Nächte hindurch in dem Lehnsessel des düstern Krankenzimmers, das nur von einem dämmernden Nachtlichte schwach erhellt war, und wenn sie auch etwas einschlummerte, so eilte sie auf das leiseste Geräusch der Kranken wieder herbei. Die Frau war sehr lange krank, und Sophie ward nicht müde, sie zu bedienen. Die Frau von Linden wußte diese kindliche Liebe zu schätzen, und segnete den Augenblick, da sie Sophie zu sich genommen hatte. Einmal in einer rauhen, sehr kalten Winternacht, in

der die Kranke ſich ſchlimmer, als je befand, verlangte ſie Thee. Sophie machte in der Küche den Thee, und brachte ihn zitternd von Froſt vor das Bett. Frau von Linden trank ihn, gab die Schale zurück und ſagte: „Liebe Sophie! Du thuſt ſehr viel für mich! Eine Tochter könnte nicht mehr für mich thun. Gott vergelte es Dir. Und auch ich werde es Dir nicht ganz unbelohnt laſſen. Ich habe Dich in meinem Teſtamente bedacht. Liebe läßt ſich zwar nicht bezahlen. Du wirſt aber doch ſehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich habe Dir eine Summe ausgeſetzt, daß Deine Armuth kein Hinderniß mehr ſeyn wird, Dich ordentlich zu verheirathen. Nach meinem Tode wirſt Du es erfahren.“ Sophie weinte, und bat, doch nicht mehr vom Sterben zu reden. Allein die edle Frau ſagte: „Weine nicht, gutes Kind! der Tod iſt nicht ſo fürchterlich, als er ſcheint. Er iſt ein ernſter Freund — aber doch ein Freund, der uns aus dem Gefängniſſe, in dem wir ſchmachten, befreit, und uns das Thor in eine ſchönere Welt aufthut. Ich freue mich, bald denjenigen zu ſehen, an den ich geglaubt habe, ohne Ihn zu ſehen. Bleibe von Herzen fromm, liebe Sophie, habe Ihn, der aus Liebe zu uns am Kreuze ſtarb, ſtets von Herzen lieb, thue nie etwas Böſes, und immer nur Gutes, ſo wird Dir einſt der Tod auch leicht und ſüß ſeyn! — Es iſt nichts Schreckliches, von allen Leiden befreit zu werden, und es beſſer zu bekommen.“ Frau von Linden ſchwieg eine Weile. Sie hatte ein kleines Bildniß des Gekreuzigten, das nur von Holz, aber ſehr kunſtreich gearbeitet war, in der Hand. Sie küßte es mit Thränen frommer Rührung, und ſagte: „Noch ſehe ich Ihn, meinen

Erlöser, nur in diesem Bildnisse! Aber bald — o der Freude! — bald von Angesicht zu Angesicht! Bis dahin erinnert mich indeß dieses Bildniß — so unendlich weit es auch unter dem Urbilde ist! — dennoch an die große Liebe, mit der Er für mich an dem Kreuze blutete, erblaßte, sein Haupt neigte und starb! — Er war schon hier auf Erden mein bester Freund; das habe ich oft an meinem Herzen erfahren. Die süßesten Stunden meines Lebens sind die, die ich in Betrachtung seines Beispiels, seiner Liebe bis zum Tode, und im Gebete und Herzensumgange mit Ihm zugebracht habe. Es ist für uns Menschen kein anderes Heil — als im Glauben an Ihn, und in Vollbringung seines Wortes! Wenn wir im Leiden auf Ihn vertrauen, so läßt Er es uns nie an sicherem Troste fehlen! Und so finde ich in seinen Worten auch jetzt den letzten Trost. Er sagte es ja seinen Jüngern so treulich: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen — wenn es anders wäre, hätte ich es Euch gesagt. Ich gehe hin, Euch dort eine Stätte zu bereiten.“ So sprach Er und ich denke, meine Stätte ist bereitet — mein Herr kommt und ruft mich, und ich folge Ihm mit Freude.“ Sie wollte noch Einiges sagen. Allein ihre Stimme brach. „In Deine Hände“, sagte sie jetzt noch ganz schwach und leise, „empfehl' ich meinen Geist!“ und dieses waren ihre letzten vernehmlichen Worte. Sie ward sehr schwach und schloß die Augen. Sophie weckte die Leute des Hauses. Der Herr Pfarrer ward gerufen. Nach einer Stunde verschied die fromme, gottselige Frau, und Sophie weinte so heiße Thränen, wie damals, als ihre eigene Mutter gestorben war.

IV.

Da Frau von Linden von der ganzen Gegend aufrichtig verehrt wurde, und da besonders die Armen in ihr die größte Wohlthäterin verloren hatten, so fand sich bei dem Leichenbegängnisse eine Menge Menschen ein, und unzählige Thränen wurden dabei vergossen. Auch viele vornehme Anverwandte waren dabei zugegen. Nachdem die traurige Feierlichkeit geendigt war, wurde das Testament eröffnet. Sophien waren zweitausend Thaler ausgemacht. Die Zinsen hatte sie von dem Tage an, wo das Testament eröffnet ward, zu genießen; das Kapital aber war zu ihrem Heirathsgute bestimmt. Ueberdieß ward ihr gestattet, aus den Kostbarkeiten der Verstorbenen eines der schönsten Stücke, was für eines sie nach reifer Ueberlegung nur immer verlangen würde, sich zum Andenken auszuwählen.

Einige der Herren Vettern und Frau Basen hatten über die zweitausend Thaler große Augen und sehr verdrießliche Gesichter gemacht. Die jungen Fräulein aber waren über den Verlust des schönsten Stückes aus dem Schmucke der seligen Tante höchst unzufrieden. Sie sagten indeß mit verstellter Freundlichkeit zu Sophien: „Sieh, dieses Kleid von prächtigem Stoffe mit den farbenreichen Blumen nimm! Schau' es nur einmal recht an! Die Blumen sind von seltener Art, daß noch kein Mensch dergleichen sah, und jeder Blumenstrauß ist beinahe so groß, als ein Teller. Und wie dicht der Stoff gewebt ist! Wenn man das Kleid nur so hinstellte, ohne es anzuziehen, so bliebe es aufrecht stehen.

ſtehen. Es war das Brautkleid der ſeligen Tante. Herrlicheres gibt es nichts! Das gibt einmal ein Braut-Kleid für Dich.“ Einer der Verwandten, ein Herr von Hagen, ein ſehr rechtſchaffener, etwas ältlicher Offizier, ſagte aber :„ Das Kleid taugt ganz und gar nichts für Sophie. Schwätzt ihr kein ſolch tolles Zeug vor. Ueberhaupt habt ihr nichts darein zu reden. Laßt ſie ſelbſt wählen!“ Allein die Fräulein ſchalten ihn unartig, und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, Sophien bald dieſes, bald jenes Stück von geringem Werthe unter großen Lobpreiſungen aufzudringen. Sophie wurde von dem vielen Zureden faſt betäubt, und ſchien unentſchloſſen, was ſie wählen ſollte. Endlich ſprach der brave Beamte, der das Teſtament eröffnet hatte: „Sophie iſt eine arme Waiſe. Ich muß zufolge meiner Amtspflicht mich ihrer annehmen. Es ſind Stücke da von großem Werthe — von Gold und Edelſteinen. Die Frau von Linden hatte, wie ich zuverläßig weiß, und wie auch das Teſtament deutlich genug ſagt, die Abſicht, Sophien etwas von Werth zu hinterlaſſen, das ihr zur Zeit der Noth ein Nothpfennig ſeyn könnte. Ich gebe daher Sophien Bedenkzeit, was ſie wählen wolle. Sie mag dann morgen kommen, und ſich erklären, was ſie wünſche — und ich werde es ihr dann ausfolgen laſſen.“ Nun ſchien es, daß es große Streitigkeiten abgeben würde. Die Köchin im Schloſſe hatte Sophien gerathen, den Ring mit dem großen Diamant zu wählen, oder die Schnur Perlen, die alle ſehr ſchön und echt waren. Der alte Schloßgärtner ſagte, das kleine ſchöne Porträt der ſeligen Frau, das in Gold und Diamanten

gefaßt ſey, ſchicke ſich am beſten für Sophie. Die fremden Bedienten und Kammerjungfern aber behaupteten, ihre gnädigen Herrſchaften würden es nie zugeben, daß Sophie etwas wähle, das ein Bürgermädchen nicht einmal tragen dürfe; denn es könne nie der Sinn der gnädigen Tante geweſen ſeyn, ihr etwas dergleichen zu vermachen.

Als man am andern Morgen zuſammen kam, ſtanden die meiſten Erben wie zum Streite gerüſtet da, und beſonders einige Fräulein ſchoſſen drohende Blicke auf Sophie. — Allein Sophie ſagte: „O meine gnädigen Fräulein! Es iſt mir nicht im Geringſten darum zu thun, ein Andenken von Geldeswerth zu erhalten. Das kleinſte unbedeutendſte Stück würde, da es von einer ſo guten Frau iſt, für mich ſchon den größten Werth haben. Auch hat mich die ſelige gnädige Frau ja mit der Summe Geldes reichlich genug bedacht, und ich habe dieſe nicht verdient. Da ich indeß frei wählen darf, ſo bitte ich mir das kleine hölzerne Kreuz aus, mit dem in der Hand die gnädige Frau ſtarb — das ſie mit ihren letzten Thränen und mit ihrem Todesſchweiße benetzte. Dieß iſt mir das theuerſte Andenken. Es wird mich an die letzten Ermahnungen erinnern, die ſie mit erblaßten Lippen mir gab. Wenn ich dieſe guten Lehren befolge, ſo werde ich — im Glauben, daß es etwas Beſſeres als Erdengüter gebe, — Gold und Edelſteine leicht entbehren können. Der Segen der ſeligen Frau wird dann auf mir ruhen.“ Sophiens Bitte wurde von den Anverwandten mit großem Beifall aufgenommen und ſie ertheilten ihr über ihre fromme Wahl viele Lobſprüche, obwohl ſie im Herzen darüber lachten. Die

Köchin aber ſagte im Herausgehen: „Du biſt ein dummes Ding, daß Du nichts Koſtbareres gewählt haſt. Haſt Du denn nicht geſehen, wie ich Dir immer winkte. Das uralte hölzerne Kreuz hätteſt Du ſo zu Dir nehmen können. Kein Menſch achtete darauf, und Niemand hätte darnach gefragt. Du biſt nicht klug.“ Allein der alte Gärtner ſprach: Gott ſegne Dich, liebes Kind; Du biſt eine gute, fromme, dankbare Seele. Bei dem hölzernen Kreuze, da wird mehr Segen ſeyn, als bei Gold und Silber, und es wird Dir in der Stunde der Noth — und wohl noch in Deiner letzten Stunde mehr Troſt gewähren, als Perlen und Edelſteine. Denke an mich!“ Sophie verwahrte das kleine hölzerne Kreuz in ihrem Kaſten, und es war ihr unter Allem, was ſich in dem Kaſten befand, das ſchätzbarſte Stück. Das Bewußtſeyn, aus Liebe zum Frieden ſich mit Wenigem begnügt zu haben, gewährte ihr das reinſte Vergnügen, und die ſeligſte Beruhigung. Die eigennützigen Fräulein aber geriethen über die Theilung der Koſtbarkeiten, noch unter einander ſelbſt, in große Streitigkeiten, und hatten von der reichen Erbſchaft in der That mehr Verdruß, als Vergnügen.

V.

Etwa ein Jahr, bevor die Frau von Linden ſtarb, hatte der Sohn des Gärtners, ein ſehr rechtſchaffener, wohlgeſitteter, blühender Jüngling, gewünſcht, Sophie zur Ehe zu bekommen. Er hatte, da ſeine Mutter nicht mehr lebte, mit ſeinem Vater darüber geſprochen, und der Vater, der dieſe Wahl vollkommen billigte,

hatte die Sache bei der gnädigen Frau angebracht. Die gnädige Frau, der Sophiens Gesinnungen schon bekannt waren, hatte sich so erklärt: „Euer Wunsch, mein lieber Gärtner, und der Wunsch Eures Sohnes, ist auch der meinige. Ihr habt Euren Sohn sehr gut erzogen, und ihn von Kindheit auf zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit, zur Mäßigkeit, zu Fleiß und Ordnung gewöhnt. Er hat sich auch immer so wohlanständig und eingezogen betragen, wie es einem ehrbaren Jünglinge ziemt. Ich habe also nicht nur nichts entgegen — sondern Euer Antrag macht mir vielmehr große Freude. Allein jetzt ist's noch zu frühe, daß Ihr, lieber Vater, Euren Dienst abtretet; denn Euer Wilhelm muß noch eine Zeit in die Stadt, um in der Gartenkunst, die man jetzt sehr hoch treibt, auch das noch zu lernen, was heut zu Tage von einem herrschaftlichen Gärtner gefordert wird. Kommt er nach ein paar Jahren wieder zurück, und haben dann er und meine Pflegetochter noch die nämlichen Gesinnungen, nun, so werde auch ich — wenn ich anders noch lebe! — mich als Sophiens Pflegemutter bei der Hochzeit einfinden." Mit dieser Antwort waren sowohl der Vater, als auch Wilhelm und Sophie sehr wohl zufrieden. Frau von Linden hatte dem trefflichen Wilhelm noch einige Kleidungsstücke für die Reise machen lassen, ihn mit Reisegeld versehen, und ihm ein Empfehlungsschreiben an den fürstlichen Hofgärtner mitgegeben, und Wilhelm war hierauf abgereist.

Jetzt nach dem Tode der seligen Frau, da Sophie nicht wußte wohin, nahm der alte Gärtner sie zu sich, und sie führte ihm die Haushaltung. Ein Jahr nachher kam Wilhelm zurück — und er und Sophie be-

dauerten herzlich, daß die gnädige Frau bei dem Hochzeitfeste nicht mehr zugegen seyn könnte. Allein Bräutigam und Braut besuchten, so wie sie an ihrem Hochzeitfeste aus der Kirche traten, auf dem kleinen ländlichen Gottesacker das Grab ihrer seligen Wohlthäterin, das der junge Gärtner lieblich mit Blumen geziert hatte, und Beide brachten ihr für so viele Wohlthaten unter reichlichen Thränen den herzlichsten Dank dar. Wilhelm und Sophie lebten sehr glücklich, und trugen ihren alten Vater gleichsam auf den Händen. Allein ihr Leben blieb, wie das hier unter dem Monde nun einmal so ist, nicht frei von Leiden. Ehe drei Jahre verflossen waren, starb der redliche Greis. Das war für die liebevollen Kinder ein großer Jammer, und sie weinten bei dem Leichenbegängnisse die aufrichtigsten Thränen. Ein Jahr darauf fiel Wilhelm von einem Baume, brach einen Arm, und ward sonst noch sehr übel zugerichtet. Er kam zwar mit dem Leben davon, allein er konnte den Arm nicht mehr zur Arbeit gebrauchen, und den Gärtnerdienst nicht mehr versehen. Man bedeutete ihm, er müsse in Zeit von einem Vierteljahre die herrschaftliche Wohnung räumen; und da die neue Herrschaft sehr karg war, so wurde ihm ein äußerst kleines Gnadengehalt an Geld, nebst etwas Getreide und Holz ausgeworfen. Wilhelm war sehr traurig und niedergeschlagen, Dienst und Wohnung zu verlieren. „Wovon sollen wir nun leben," sagte er bekümmert, „womit unsere Kinder erhalten, mit denen Gott unsere Ehe gesegnet hat?" Allein Sophie sagte getrost: „Laß uns auf Gott vertrauen. Er, der bisher half, wird weiter helfen. Dabey müssen aber auch wir das Unsrige thun. Es ist nicht leicht eine

Lage des Lebens so schlimm, in der ein Mensch, der auf Gott vertraut, und arbeiten mag, nicht noch Rettung finden sollte." Sie überlegten nun miteinander, was zu thun sey. Sie wurden bald einig, sich in dem Dorfe ein Haus zu kaufen, und da kein Krämer im Orte war, einen Kramladen von solchen Waaren anzulegen, die dem Landmanne am nöthigsten sind. „Den Laden, sagte Wilhelm, hoffe ich ungeachtet meines etwas gelähmten Armes mit leichter Mühe versehen zu können." — „Wohl, sagte Sophie, und ich hoffe mit Nähen und Sticken, worin mich die selige Frau von Linden sehr gut unterrichtete, neben meinen häuslichen Geschäften auch noch wohl etwas zu verdienen." In dem Dorfe war eben ein Haus feil. Sie beschlossen, wiewohl es ziemlich baufällig war, es zu kaufen, und wieder in guten Stand herstellen zu lassen. Allein zu dem Ankaufe und der Ausbesserung des Hauses, so wie zur Einrichtung des Ladens, hatten sie eine ansehnliche Summe Geldes nöthig. Ueberdieß beliefen sich die Kosten von Wilhelms Kur sehr hoch, und diese Kosten mußten noch vor allem Andern bezahlt werden. Sophiens zweitausend Thaler waren bei einem Kaufmanne in der Stadt angelegt. Wilhelm begab sich in die Stadt, um einstweilen die Hälfte dieses Kapitals aufzukünden. Allein der Kaufmann sagte, daß er in Zeit von einem Jahre nach der Aufkündigung, wie es in der Obligation ausbedingt worden, richtig bezahlen werde; früher aber keinen Heller. Wilhelm und Sophie waren nun wohl in großer Verlegenheit. Allein ein reicher Bauer aus dem Dorfe erbot sich, ihnen die erforderliche Summe gegen landesübliche Zinsen auf ein Jahr vorzustrecken. Sie

nahmen das Anerbieten dankbar an. Das Haus wurde gekauft, und ausgebeſſert, und bekam ein ſehr heiteres, freundliches Ausſehen. Wilhelm und Sophie zogen mit ihren Kindern freudig ein. Sie verſahen den Kramladen mit guten und ſchönen Waaren, und da Beide gegen Jedermann freundlich waren, die vorzüglich guten Waaren zu billigen Preiſen verkauften, in Maß und Gewicht immer lieber etwas mehr, als weniger gaben, und den Leuten, beſonders den Kindern, faſt immer noch etwas in Kauf ſchenkten, ſo bekamen ſie großen Zulauf. Sie überzeugten ſich, daß Redlichkeit am längſten währe, und daß ein kleiner, oft wiederholter Gewinn ſicherer nähre, als ein großer, bei dem man auf einmal reich zu werden gedenkt, der aber nicht wiederkommt. Sie fühlten ſich nach den mancherlei Leiden und Beſchwerden, die ihnen Wilhelms Sturz vom Baume, der Verluſt des Dienſtes, das Bauen, das Aus- und Einziehen, verurſacht hatten, wieder ſehr glücklich. Sie konnten Gott nicht genug danken, daß er ſie mit ihren zwei Kindern wieder in ſo gute Umſtände verſetzt habe.

VI.

Auf Erden gibt es kein ungeſtörtes Glück; es iſt da ein beſtändiger Wechſel von Leid und Freud. Dieß erfuhren Wilhelm und Sophie bald wieder auf's Neue. Ehe ein Jahr verging, erſcholl plötzlich in dem Dorfe die Nachricht, der Kaufmann in der Stadt, bei dem Sophiens Geld angelegt war, habe aufgehört, zu zahlen, und die ganze Summe ſey verloren. Der Bauer, von dem Wilhelm und Sophie die tauſend Thaler entlehnt hatten, war wohl ſehr dienſtfertig — allein nur,

wo Geld zu gewinnen war. Seine Dienſtfertigkeit rührte nicht von Menſchenliebe, ſondern nur von Eigennutz her. Sobald er vernahm, Sophiens Kapital in der Stadt ſey verloren, kam er wie raſend in ihr Haus. Er ſchimpfte und fluchte fürchterlich über Wilhelm und Sophie, obwohl ſie an dem Verluſte ihres Vermögens unſchuldig, und ohnehin darüber äußerſt beſtürzt waren. Er kündete ihnen an, wenn ſie ihn nicht auf den beſtimmten Tag bezahlen würden, ſo werde er ihnen, ohne weiters, Haus und Hausgeräthe und alle Waaren im Laden, ja ſogar die Betten verkaufen laſſen. Dabei ſchlug er auf den Tiſch, und ſchäumte vor Wuth. Nun waren für Wilhelm und Sophie ſehr traurige, kummervolle Tage angebrochen. Beide waren tief betrübt. Es war kaum mehr drei Wochen bis zu dem gefürchteten Tage. Sie vertrauten indeß auf Gott, wiewohl ſie nicht ſahen, wie ihnen könnte geholfen werden. Sie beteten ohne Unterlaß. Sophie fühlte bei ihrer Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern den größten Kummer; ihr Herz war voll zum Zerſpringen. Allein ſie fühlte auch das größte Vertrauen auf Gott. Am Abende vor dem Tage, an dem ſie bezahlen ſollte, ging ſie hinauf in ein kleines Kämmerlein unter dem Dache, um da ungeſehen von Mann und Kindern zu weinen. Sie faßte in der Angſt ihres Herzens das kleine, hölzerne Kreuz, das theure Andenken von den Leiden, der Geduld, und dem frommen Vertrauen ihrer ſeligen Frau, feſt zwiſchen ihre gefalteten Hände. Sie ſank auf die Knie; ſie fing an zu beten. „O mein göttlicher Erlöſer, ſprach ſie, wie bin ich in ſo großen Nöthen! Ach, es iſt mir gar nicht um mich. Es iſt mir nur um

meinen Mann, und um meine Kinder! Ach wie wird es den armen Kleinen gehen! Mein Mutterherz möchte mir zerſpringen, wenn ich daran denke. Nicht für mich, nur für ſie flehe ich! Wie Du in Deiner Todesangſt zu Deinem himmliſchen Vater flehteſt, ſo flehe ich jetzt auch: Vater, wenn's möglich iſt, ſo nimm dieſen Kelch von mir — doch nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deine!" Sie ſchwieg, und weinte wieder — und das Kreuz in ihren Händen wurde ganz naß von Thränen. „Ach, ſagte ſie, mir bricht der Jammer meiner Kinder mein Mutterherz! O Dein Vaterherz, lieber Vater im Himmel, iſt ja noch unendlich liebevoller! O höre mich — erbarme Dich meiner und meiner Kinder! Wenn auch eine Mutter ihrer Kinder vergeſſen könnte, ſo willſt Du unſer nicht vergeſſen. Das haſt Du ja ſelbſt geſagt! O beweiſe nun Deine Vaterbarmherzigkeit!" Sie blickte wieder ſchmerzlich weinend auf das Kreuz, das ſie zwiſchen ihren feſt gefalteten Händen hielt, und ſprach: „O Du mein göttlicher Erlöſer! Wie Du vom Kreuze auf Deine heilige Mutter herabblickteſt — ſo blicke jetzt vom Himmel auf eine arme, ſündige Mutter herab, die in ihrem Jammer vergeht. Ja, Du biſt Allen nahe, die eines zerſchlagenen Herzens ſind — o gieße Troſt in mein Herz, und hilf mir! Schon in meiner Kindheit, da ich als eine arme vater- und mutterloſe Waiſe nicht wußte wohin, und in meiner großen Noth und Verlaſſenheit dort in Deinem Tempel zu Dir flehte, haſt Du mein Flehen wunderbar erhört. O erhöre mich auch jetzt!" — — Nachdem ſie lange auf dieſe und ähnliche Art gebetet hatte — ſieh, da ward es ihr auf einmal ſo unbeſchreiblich

leicht und wohl um das Herz, wie damals, als sie nach dem Tode ihrer Mutter dort in der Hauptkirche der Stadt an dem Altare gekniet hatte. Sie gedachte der Worte des ehrwürdigen Stadt-Pfarrers, die er ihr, damals beym Abschiede, gesagt hatte: Gott werde allzeit ihr treuer Helfer seyn, wie Er ihr in jener Noth geholfen habe. Getrost und gestärkt im Vertrauen auf Gott stand sie auch jetzt auf, nicht mehr mit Thränen des Jammers, sondern mit süßen Thränen innerer Tröstung in den Augen. Sie wollte nun das kleine Kreuz wieder an Ort und Stelle bringen. Da bemerkte sie, daß an der Rückseite des Kreuzes ein kleines Stück Holz los geworden war, und auf den Boden herabfiel. Das hölzerne Kreuz war ehemals etwas beschädigt, und wieder geleimt worden. Allein von ihren reichlichen Thränen, und der Wärme ihrer Hände ward der Leim aufgeweicht. Sie trat an das kleine Kammerfenster, durch das die Abendsonne herein schien, und wollte nachsehen, wie der Schaden wieder zu verbessern sey. Aber sieh — da glänzte aus dem Kreuze ein blendendheller Lichtstrahl hervor! Sophie erschrack. Sie untersuchte das Kreuz genauer, und fand, daß es innen hohl, und etwas Glänzendes darin verborgen sey. Sie entdeckte, daß an der Rückseite des Kreuzes kleine Schieber angebracht, aber so kunstreich und genau eingefügt waren, daß man sie blos für eingelegte Arbeit hielt. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, die Schieber herauszuziehen, und sie erblickte nun in dem hölzernen Kreuze, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, ein Kreuz von Diamanten, die in Gold gefaßt waren. Sie nahm das Diamantkreuz her-

aus; ſie betrachtete es näher. Es funkelte an der Abend-Sonne mit einer Klarheit, einem abwechſelnden Farbenglanze, daß die Augen es kaum ertragen konnten. Sie hatte bei ihrer gnädigen Frau öfter Diamanten geſehen; ſie fand die Steine echt. Sie fiel auf's Neue, in Thränen ausbrechend, auf die Knie. „O Du lieber, guter Gott!" rief ſie, „da haſt Du ja mein Gebet abermal auf der Stelle erhört. O nimm dieſe meine Thränen als ein Opfer des Dankes gnädig auf!" Sie eilte hinab, und verkündete den wunderbaren Fund ihrem Manne, der in der untern Stube traurig auf der Bank ſaß, und eines der Kinder auf dem Schooße, und das andere neben ſich ſtehen hatte. Er ſprang höchſt erſtaunt auf, warf einen Blick auf das Kreuz, ſchlug die Hände zuſammen und rief laut aus: „O Gott, welche wunderbare Rettung! das Kreuz iſt von großem Werthe! Wir können unſere Schuld bezahlen, und brauchen mit unſern Kindern nicht zu betteln!" Er fing, gleich Sophien, an, vor Freude zu weinen. Beide Eltern ſtanden mit gefalteten Händen da, und blickten mit thränenvollen Augen zum Himmel. Auch die Kinder falteten die zarten Händchen und weinten. Und dieſe Thränen, womit Eltern und Kinder Gott dankten, hatten vor Ihm einen größern Werth, als die koſtbarſten Diamanten vor den Augen der Welt.

VII.

Sophie reiste mit Anbruch des folgenden Tages in die Stadt, um vor Allem mit dem edlen Stadtpfarrer zu ſprechen, zu dem ſie ſchon als Kind das ehrerbietig-

ſie Vertrauen gefühlt hatte. Er war nunmehr ein ehrwürdiger, allgemein geſchätzter Greis mit ſchneeweißen Haaren. Sie zeigte ihm das Kreuz, erzählte ihm die Geſchichte, und wiederholte am Ende der Erzählung die Worte, die er ihr einſt, als einem Kinde, beim Abſchiede geſagt hatte. „Habt Ihr dieſe Worte nicht vergeſſen?“ ſagte der gerührte Greis freundlich. „Das iſt ſchön. Ihr ſeht nun, daß ich die Wahrheit geſprochen. Ja, Gott iſt ein treuer Helfer in der Noth! Niemand flieht umſonſt zu Ihm. Wer Ihm vertraut, den verläßt Er nicht. Von Eurer Kindheit bis zu dieſer Stunde hat Er als ein treuer Vater für Euch geſorgt, und Euch geholfen. Bleibt auch fernerhin unerſchütterlich feſt im Glauben an Ihn und ſeinen geliebten Sohn, vollbringt ſeinen heiligen Willen, vertraut in allen Leiden auf ihn, erziehet Eure Kinder in eben dieſem beſeligenden Glauben und Er wird auch ferner mit Euch und Euren Kindern ſeyn, und Euch alle auch ferner aus allen Nöthen erretten, bis er einſt jede Noth enden und Euch in ſeine Freude dort oben heimnehmen wird.“

Sophie hatte nun noch eine große Bedenklichkeit, die ihr ſchwer auf dem Herzen lag. Sie war vorzüglich deßhalb zu dem einſichtsvollen, frommen Greiſe gekommen, um mit ihm darüber zu ſprechen. „Kann ich, ſprach ſie, das koſtbare Kreuz als mein Eigenthum betrachten, und begehe ich an den Erben der Frau von Linden kein Unrecht, wenn ich es behalte, und zu meinem Nutzen verwende? Ach, es iſt ja von größerm Werthe, als alles Andere, was die gute Frau an Koſtbarkeiten hinterlaſſen hat!“ Der edle Pfarrer ſprach: „Das

Kreuz ist Euer! Die selige Frau von Linden wußte sehr wahrscheinlich selbst nicht, was für Kostbarkeiten in diesem alten Familien-Erbstücke verborgen seyen. Wahrscheinlich ist es von einem Oheim, der eine hohe kirchliche Würde begleitete, an sie gekommen. Indeß war es zuverläßig ihre letzte Willensmeinung, Euch das kostbarste Stück aus ihrem Schmucke zu vermachen. Aus Liebe zum Frieden, aus frommer Zufriedenheit mit Wenigem, habt Ihr das Geringste gewählt. Allein Gott hat Eure Wahl gesegnet, und unter seiner Leitung ist Euch doch noch das beste Stück aus den Kostbarkeiten der seligen Frau — wie das auch ihr Wille war — zu Theil geworden. Gott hat Euch mit dem Kreuze einen geheimen Schatz gegeben. Die Diamanten sind sehr groß; das Kreuz kann zwei- bis dreitausend Thaler werth seyn. Nehmt das Diamantkreuz von Gott, verkauft es, steuert mit einem Theile des Geldes Eurer gegenwärtigen Noth, legt das Uebrige als einen Nothpfennig zurück, und genießt Eures Glückes mit Freude, mit Mäßigkeit und Dank gegen Gott! Das hölzerne Kreuz aber bewahrt auf, als ein theures Andenken für Kinder und Kindeskinder an eure Wohlthäterin, die fromme Frau von Linden, und noch mehr an die große Wohlthat, die Gott Euch erwiesen hat." Der fromme Greis legte das Diamantkreuz in das hölzerne Behältniß, schob die Schieber wieder zu, und sprach: „Wer sähe es diesem armen Holze an, was für reiche Kostbarkeiten es in sich enthalte? Wie mit diesem Kreuze hier, so ist es mit jedem Leiden, das wir Christen sehr schön und sinnvoll ein Kreuz nennen. Von außen gleicht es die-

sem schlechten Holze, innen aber enthält es einen gro-ßen Schatz, der mehr werth ist, als Gold und Edelstei-ne. "Daran denkt bei allen Leiden, und haltet es für kein Unglück, sondern für lauter Glück und Segen, wenn Gott Euch mit Leiden heimsucht. Denn es wird die Stunde kommen, wo der schlechte Ueberzug abgeht, und der reinste Gewinn, schätzbarer, als Gold und Edelsteine, erscheinen wird. Und geschieht dies nicht immer hier — so werdet Ihr doch dort finden, daß jedes Leiden eine geheime, unaussprechlich große Wohl-that Gottes war, die uns reif macht für die Ewig-keit, wenn die Welt längst vom Feuer verzehrt, und alle ihre Herrlichkeit, nebst allem Golde und allen Edelsteinen, Staub und Asche seyn wird."

Der ehrwürdige Stadtpfarrer kannte in der Stadt einen Juwelier, der ein guter Freund von ihm, und ein sehr rechtlicher Mann war. Da der alte geistliche Herr nicht gut zu Fuße war, so schickte er hin, und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke in das Pfarr-haus zu kommen. Der Juwelier, dessen Handel mit Edelsteinen sehr stark war, kam sogleich, und erklärte, er wolle dreitausend Thaler dafür bezahlen — Ein tausend Thaler sogleich, die übrigen aber in Fristen — und Sophie war darüber hocherfreut. Sie machte übrigens aus der Geschichte ganz und gar kein Ge-heimniß; die Nachricht davon erfüllte bald die Stadt, und kam auch den Anverwandten der Frau von Lin-den, die in der Stadt wohnten, zu Ohren. Sie lie-fen augenblicklich zusammmen, hielten Rath und be-schlossen einmüthig, Sophie vor Gericht zu verklagen,

um den gefundenen Schatz an sich zu bringen. „Denn,“ sagten sie, „es wäre ja Unsinn, einer Bettlerin, wie diese Sophie ist, ein Diamantkreuz von dreitausend Thalern im Werthe zum Andenken zu geben. Tolleres könnte man sich gar nichts denken! Da trat auf einmal der alte Herr von Hagen herein, fragte, was vorgehe, und sprach dann mit großem Nachdrucke, indem er mit seinem Krückenstocke öfter auf den Boden stieß: „Bleibt mit Eurer Klage zu Hause — und seyd froh, wenn Niemand weiters von der Sache spricht. Und wenn Eure Erbitterung Euch ja nicht aller Vernunft beraubt hat, ein vernünftiges Wort zu hören, so höret, was ich Euch jetzt sagen will. Wenn damals bei der Erbtheilung es Euch Allen bekannt gewesen wäre, was für einen kostbaren Schatz das verachtete hölzerne Kreuz enthalte, und wenn die gute Sophie dann darauf bestanden wäre, das kostbare Kreuz von Diamanten auszuwählen, so hättet Ihr geldhungrigen Leute in Kraft des Testaments es müssen gelten lassen, und mit Grund nichts dagegen einwenden können. Gebt Euch daher zufrieden. Uebrigens geschieht es Euch recht, daß Ihr um diesen herrlichen Fund gekommen seyd. Euer Mangel an Frömmigkeit, Eure geringe Ehrfurcht gegen die selige von Linden, und Eure Hartherzigkeit gegen eine arme Waise ist Schuld daran. Ihr habt immer über Sophiens hölzerne Wahl, wie ihr spottweise zu sagen beliebet, gelacht; nun seyd ihr dafür bestraft, und die Reihe, verlacht zu werden, ist an Euch. Behaltet also Eure Klage zurück, um Euch nicht noch mehr

zum Gespötte und Gelächter der Menschen zu machen.“ So ärgerlich sie waren, so mußten sie in ihren Herzen ihm doch Recht geben, und die Klage unterblieb. Sophie aber begab sich, ehe sie mit ihrem Gelde nach Hause reisete, zuvor noch in jene Kapelle der Hauptkirche, in der ihr kindliches Gebet vor zwanzig Jahren so wunderbar wie späterhin in ihrem Dachkämmerlein erhört wurde, und sie dankte noch einmal innig dem guten treuen Gott, der die Seinen, die auf Ihn vertrauen, und Ihm gehorchen, niemals verläßt.

1. 2

Homilien

auf alle

Sonntage

des

Jahrs.

von

C. Schmid.

Erſter Band.

Augsburg;

Im Verlag der J. A. Schlaſſerſchen Buch- und Kunſthandlung.

1836.

UNIV. BIBL.
TÜBINGEN

I.

Der erſte Adventſonntag.

Die erſte Erſcheinung Jeſu als Erlöſer und ſeine zweite Erſcheinung als Richter.

Luc. XXI., 25—33.

Das Chriſtenthum iſt für den einzelnen Menſchen wie für die Menſchheit überhaupt der Anfang eines neuen Lebens. Seit der Zeit, da die große Verheißung der Erlöſung ſich erfüllte, iſt das Himmelreich der Erde nahe, und dieſe Wahrheit wird von jeder Menſchenbruſt empfunden, ſobald ſie des Chriſtenthumes ſich bewußt wird. Da aber die chriſtliche Religion, als eine Religion der Liebe, ihre Jünger zu Geſchwiſtern macht, da ſie den menſchlichen Sinn mit der Ahnung des großen göttlichen Zweckes erfüllt, und von Gott ſelbſt als eine wahre Himmelsgabe den Menſchen überbracht worden iſt, ſo ſchwingt ſich jedes Chriſtenherz mit Freuden auf den Flügeln der Erinnerung zurück zu jenen feierlichen Stunden, wo dieſe Weihe den Sterblichen erſchien. Die Kirche nützt es, um die Weihe des Chriſtenthumes auf jeden Augenblick des Lebens zu verpflanzen. Wer denkt nicht ſchon als Kind mit Innigkeit an die ſchöne Weihnachtszeit? Den mehr Herangewachſenen beſchäftigt ſie mit den erhabenſten Gedanken, und in einer Reihe von Evangelien führt die Kirche, ihn vorzubereiten, das Wichtigſte ihm zu Gemüthe. Die aufmerkſame Betrachtung dieſer Evangelien erhöht um Vieles die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, welche dieſe Zeit in jedem Chriſten erwecken ſoll, und ertheilt dem Geiſte eine Stimmung, in welcher er fähig iſt, das Gött-

liche derſelben zu begreifen. Eine ſolche aufmerkſame Betrachtung ſollte daher auch kein Chriſt verſäumen. Gleich in dem erſten jener Evangelien, dem für den heutigen Sonntag beſtimmten, entdecken wir dadurch, ohne uns in unnütze, nur aus einer eiteln Neugierde entſpringende Grübeleien zu verlieren, den reichhaltigſten Stoff zur Erbauung, indem es die Worte uns vorführt, womit Chriſtus ſelbſt die Bedeutſamkeit ſeiner Erſcheinung auf Erden uns aufdeckt. Chriſtus ſelbſt ſetzt in dieſen Worten die entfernteſten Zeiten mit der Zeit ſeiner Ankunft in Verbindung, und weiſt darauf hin, daß dieſe ſeine erſte Erſcheinung von ewigen Folgen ſey. Und die Art, wie er dieſes thut, greift in das Innerſte des menſchlichen Herzens. Chriſtus redet in dieſem Evangelium von einem Zeitpunkte, welcher jedem menſchlichen Auge entrückt iſt, wo die Geheimniſſe des Himmels ſich offenbaren. Er redet von ſeiner Wiederkunft. Nicht nur der Rückblick alſo auf die gnadenreiche Zeit der Geburt Chriſti mag den Chriſten erfreuen; er ſoll nach dem Willen Jeſu auch vorwärts blicken in die Ewigkeiten, die ihm bevorſtehen, und in welchen das Wort, das zu jener Zeit verkündet worden, ſich erfüllen wird. Die Erfüllung des göttlichen Wortes iſt der ſchöne große Hauptgedanke, welchem wir uns hierbei überlaſſen ſollen. Der göttliche Lehrer, von der Kraft und Ewigkeit ſeines Wortes ſprechend, knüpft, wie er es faſt bei allen ſeinen Lehren thut, an das Gewöhnlichſte des Menſchenlebens an. „Es werden an Sonne und Mond und Sternen Zeichen ſeyn" — ſagt er, „und die Menſchen werden vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdkreis kommen werden, verſchmachten." An Sonne Mond und Sternen wird demnach das Höchſte den Menſchen ſich verkündigen; die Zeichen, die an ihnen geſchehen, werden ſtark genug ſeyn, die Herzen aller Menſchen mit Furcht und Erwartung zu erfüllen. Die Natur erſcheint uns hierbei in einer doppelten merkwürdigen Beziehung. Einmal erkennen wir daraus, daß die Natur, die überall uns umgibt, — alſo Alles, was mir um

uns her erblicken, — das Werk des Herrn ſey und ſeinem Wink gehorchte. Selbſt das Prächtigſte, das Erhabenſte in der Natur — Sonne, Mond und Sterne — werden zu Verkündigern ſeines Willens, und, wie das Evangelium weiter ſich ausdrückt, die Kräfte der Himmel werden durch ſein Gebot erſchüttert. Die Natur entſteht und vergeht durch den Willen des Herrn. Sie erſcheint uns aber hier auch zweitens als das Zeichen unſerer eigenen Verlaſſenheit und Armuth, ſobald wir uns auf uns ſelbſt beſchränken wollen. Nur einer außergewöhnlichen Erſcheinung an der lebloſen Natur bedarf es, um die Herzen aller Menſchen in Schrecken und Erwartung zu verſetzen. „Auf Erden wird Bedrängniß unter den Völkern wegen des ungeſtümen Rauſchens des Meeres und der Waſſerfluthen entſtehen.“ Setzen wir dieſe beiden in dem Evangelium ausgedrückten Wahrheiten in Verbindung mit einander, ſo finden wir uns überall von Gottes allmächtigem Willen durch das Mittel der Natur ſichtbar umgeben, und Alles, was um uns her iſt, und was durch die Macht des göttlichen Geiſtes in einer beſtändigen Ordnung und Regel ſich um uns bewegt, iſt durch das ihm aufgedrückte Siegel ſeines Schöpfers die Stütze, woran unſer Herz ſich anhängt. Die Natur erhält dadurch eine hohe, außerordentliche Bedeutung. Sie vermittelt das unerfaßliche der Gottheit mit der Beſchränktheit des menſchlichen Sinnes, und gewöhnt dieſen an Glauben und Vertrauen. Die Sonne, die ſo warm und freundlich vom Himmel herniederblickt, der Mond, der ſelbſt die einſame Nacht erhellt, uns die Sterne, die faſt von allen Punkten des Firmamentes ſo lieblich uns entgegenblitzen, ſind gleichſam die Bürgſchaft, die wir für das Ewige genießen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo ſelbſt dieſe herrliche Bürgſchaft verſchwindet, wo ſelbſt die Natur aus den gewohnten Bahnen tritt, und die Kräfte der Himmel ſich erſchüttern. Da wird wohl freilich jedes menſchliche Herz in Furcht und Ahnung erheben, und das Körperliche, das rein Natürliche am Menſchen wird ſich verlaſſen fühlen von jeder

bisher gehabten Stütze; der Staub des Leibes wird gleich der übrigen Natur die vorausgesagten Zeichen an sich empfinden. Wie verlassen wird da die Seele seyn, die nie über den Staub sich erhoben hat! Wie doppelt groß und schwer wird Furcht und Erwartung Desjenigen seyn, dem die Natur nie in ihrer Abhängigkeit von dem göttlichen Willen klar geworden ist! Himmel und Erde werden vergehen; aber eine neue Herrlichkeit wird sich offenbaren. Mit großer Macht und Herrlichkeit wird man alsdann des Menschen Sohn in einer Wolke kommen sehen. Seine Worte werden nicht vergehen. Das menschliche Geschlecht wird dann die Häupter erheben; denn die Erlösung nahet. Zu jener Zeit wird also Christus wiederkommen, und das Wort, das er bei seiner ersten Erscheinung verkündigte, wird dann erfüllt werden. Die Kirche will, daß wir bei der Feier der Geburt Christi und bei der Vorbereitung auf dieselbe auch an die Wiederkunft des Menschen-Sohnes denken, wie er selbst schon damals seine Jünger darauf aufmerksam gemacht hat. Schon als Jesus zum Erstemale vor dem versammelten israelitischen Volke den Berg bestieg und sein Wort verkündigte, setzte er bei jeder Belehrung und Ermahnung die Verheißung hinzu, wie sein Wort erfüllt werden sollte. Nicht nur als Lehrer, auch als Verheißer trat er auf. In seiner ersten Predigt ist demnach auch der schönste Aufschluß über die Zeit der Wiederkunft enthalten. Zum deutlichen Beweise davon gebrauchte Jesus damals dieselben Worte. „Himmel und Erde werden vergehen," ruft er aus; „aber das Gesetz wird nicht vergehen." Selig preist er die Armen im Geiste, d. h. die nach dem göttlichen Worte Bedürfniß fühlen; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind, die um der Rechtschaffenheit willen Verfolgung leiden; für sie ist das Himmelreich. Groß wird ihre Belohnung im Himmel seyn. Die Traurigen werden getröstet werden, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, werden gesättiget werden; die Barmherzigen werden Barmherzigkeit erlangen; die Friedsamen werden Kinder Gottes

genannt werden. Selig sind, die eines reines Herzes sind, — sie werden Gott schauen! — Wie der Blitz vom Himmel herabstrahlt und weit über die Erde hin leuchtet, so wird der Sohn des Menschen an seinem Tage seyn. So schreibt Johannes in der Offenbarung: „Siehe, Gottes Wohnung unter den Menschen! er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk seyn. Trauer, Klage und Schmerz werden aufhören.“ Anschauung Gottes — in diesen Worten liegt die höchste der Verheißungen. Wer, der in die seligen Zeiten, in welchen Christus auf Erden wandelte, zurückblickt, fühlt nicht in sich eine Sehnsucht, welche nur der Gedanke an eine so unmittelbare Nähe des göttlichen Erlösers erwecken, nur die Hoffnung auf eine künftige gleich innige Vereinigung befriedigen kann? Eine noch viel innigere ist hier verhießen. Von dem Zustande, welcher dann eintritt, sagt die heilige Schrift: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr vernommen.“ Ahnen können wir indessen denselben, wenn wir uns erinnern, was in uns vorgeht, wenn das klare Bewußtseyn Gottes zum erstenmale unsere ganze Seele erfüllt, wenn schon da gleichsam ein neues Leben für uns anfängt, indem all unser Wollen und Handeln eine bestimmte Richtung, die schöne Beziehung auf die Unendlichkeit erhält. Wenn wir zuerst die segnenden Wirkungen des Christenthumes empfinden, welches unsere Trauer zwar nicht ganz hinwegnimmt, aber doch läutert und mildert, — den Anblick Gottes uns zwar noch verschlossen hält, aber doch mit seinem Geiste und seiner Liebe unser ganzes Seyn durchdringt, — da meinen wir von jener Seligkeit, die in keiner sterblichen Brust Raum findet, ein Vorgefühl zu haben. Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht wenigstens hie und da in seinem Leben, wenn auch nur unwillkührlich oder in einer Stunde des warnenden Gewissens, von einem solchen Vorgefühl ergriffen wird. Wie mag Jemand auf die müssige Frage kommen, was dann geschehe, wenn das Irdische ein Ende nimmt? Es gibt Eine große Frage für alle Menschen, der keine andre

gleichkömmt, — die Frage nach Zweck und Ziel der Menschheit. Diese Frage ist uns, so weit es für unsere sterblichen Augen möglich ist, gelöst, seit Christus seine Lehre verkündigte. Mit diesen Aufschlüssen sind klarere Begriffe von Gott unzertrennlich verbunden; in Gott liegt unser Ziel. Als Christus Mensch ward und unter Menschen wandelte, erscholl die frohe Bothschaft: das Reich des Herrn ist nahe. Dieser himmlische Ausspruch erfüllte sich. So sah nie ein Auge zum Himmel auf, so flammte nie ein Herz in Andacht, ehe Christus geboren ward, wie jetzt Millionen Augen, Millionen Herzen. Wo ist ein Christ, der nicht miteinstimmte: Wir sind dem Herrn, sind seinem Reiche näher! — Und dieselbe frohe Bothschaft, dieselbe Verheißung ist in Beziehung auf jene Zeit der Wiederkunft Jesu gegeben. „Die Menschen werden ihre Häupter erheben; denn die Erlösung, das Reich Gottes ist nahe.“ Das sterbliche Auge vergeht, unser inneres wird geöffnet. Was wird da geschehen? O wen durchdringt es nicht mit aller Macht der heiligsten Empfindung! Schauen werden wir Gott, — schauen, was wir bisher nur glauben konnten. Wie ein geliebtes Kind, das das Licht der Augen entbehrt, vom Arm der liebenden Mutter umschlungen, an der Hand des leidenden Vaters, in stummer Wonne die unendliche Liebe genießt, die es an einer so heiligen Stelle empfindet, so — wenn wir wenigstens dieses schwache Bild benützen wollen, welches das irdische Leben uns bietet — so ist der Mensch auf Erden. Ueberall umfängt ihn die Liebe Gottes, überall begegnen ihm die rührendsten Beweise derselben; er kann an der unendlichen Liebe nicht zweifeln. Aber öffnet jenem Kinde die bisher geschlossenen Augen, laßt es die Stelle erkennen, wo es steht, den Arm, der es umschlungen hält, die Hand, die es leitet, — laßt es einen Blick thun in die unendlich liebevollen Augen der Eltern. Mit welchem Entzücken, mit welchen noch ganz andern Gefühlen wird es vor den Liebenden stehen, wird sich nicht satt sehen können an dem lang entbehrten Anblick,

wird mit geöffneten Augen blind seyn für alles andere, was rings umher ist! Und nun der so unendlich größere, schönere Augenblick des Erwachens im ewigen Reiche, der uns zugleich zum Ziele bringt, — freilich zu einem Ziele, das nur darum so groß, so schön ist, weil wir es wohl zu erreichen, aber nie zu erschöpfen vermögen. Schauen werden wir — mit einem Blicke, den kein Horizont begränzt, mit einem Lichte, einer Innigkeit, wie sie kein irdisch Auge strahlt. Wir werden Gott schauen. Frei von dem Band der Sinne und von der Gewalt der Leidenschaften, werden wir ohne Kampf dem Guten folgen, werden den Werth desselben in seinem wahren Licht erkennen und in Nachahmung des uns nun so nahen Vorbildes die reinste Seligkeit genießen. Erfahren wir doch schon hier auf Erden zu einem so hohen Theile die Kraft, welche das Göttliche über uns auszuüben im Stande ist! Betrachtet einen frommen Beter! Sein Auge ist aufwärts gerichtet und glänzt vor Freude; in den milden, ruhigen Zügen seines Angesichtes erkennt man den Widerstrahl des überirdischen Bildes, das vor seinen Sinnen schwebt; er ist verloren in den seine ganze Seele beschäftigenden Gedanken an den Schöpfer. Betrachtet zwei fromme Freunde, die sich wechselseitig über göttliche Dinge ihre Gefühle und Gedanken einander mittheilen! Wie jedes wahre, begeisterte Wort, jede ächte Miene der Tugend von dem Einen auf den Andern übergeht, und die Spuren ihrer segenvollen Unterredung nachdauern in ihrem ganzen Leben! Welche unerschöpfliche Quelle von Heiligung und Vervollkommnung muß sich uns erst dann eröffnen, wenn wir auf eine so hohe Stufe erhoben sind! Die Liebe, welche hier auf Erden in den kleinsten Wirkungskreisen sich versucht, wird da in unermeßlicher Fülle sich ergießen, und alle Himmel werden vom Preis des Herrn erfüllt werden. Da wird aber auch ein Gericht hereinbrechen über die Gottlosen. Auch sie werden schauen. Sie werden einsehen, daß sie Dasjenige vernachläßiget und für nichts geachtet haben, was ihnen das Höchste hätte seyn sollen. Sie werden einsehen,

daß ſie das Ziel, welches ihnen ſo nahe lag, verkannten. Der Anblick Gottes wird ihnen nicht wie den Guten erfreulich ſeyn, ſondern ſie werden ihn nicht zu ertragen vermögen, weil ſie es unterlaſſen haben, nach dem Ziele zu ringen. Jener Augenblick wird für ſie nicht ein ſolcher ſeyn, welchen ſie ihrem Ziele näher bringt; er wird ihnen nur enthüllen, wie ſehr ſie ſich vergangen haben. In der Vorſchule der Tugend nicht gebildet, dem Geiſte Gottes mehr entfernt, als genähert, werden ſie dort, wo die Liebe nicht erſt erweckt, ſondern vervollkommnet werden ſoll, und wo die Seele von allem Vergänglichen gereinigt wird, nicht beſtehen können; ſie werden einer unendlichen Reue anheim gegeben werden. Was kann mehr, als das Bewußtſeyn dieſer Wahrheit, die Ausſicht einer ſolchen lohnenden oder ſtrafenden Zukunft, uns über den Werth und die Wichtigkeit des gegenwärtigen Lebens belehren, und uns ermuntern, der ſchon auf Erden den Menſchen zu Theil gewordenen Erlöſung uns zu verſichern, damit wir auch einſt an jener großen Erlöſung Theil nehmen können! Können wir anders als mit dem größten Ernſte und mit den aufrichtigſten Entſchlüſſen an Jeſus, den Erlöſer, denken, wenn wir dabei auch die Zeit ſeiner Wiederkunft in Betrachtung ziehen? Wir wiſſen ja, daß wir einſt Gott ſchauen ſollen, und daß Chriſtus deßwegen auf die Welt gekommen iſt, um uns dieſes möglich zu machen. O daß doch jeder Menſch dieſes recht bedächte! Wir werden Gott ſchauen, — d. h. nicht blos ſo endlich, ſo beſchränkt wird der Geiſt Gottes ſich uns mittheilen, er wird uns ganz durchdringen, uns mit unendlicher Seligkeit und mit unendlichem Guten erfüllen, und alle Güter der Erde werden dagegen verſchwinden.

Der zweite Adventsonntag.

Jesus offenbaret sich zum Erstenmale als Messias.

Matth. IX., 2—10.

Nachdem das vorige, für den ersten Adventsonntag bestimmte Evangelium vor Allem die einstige Wiederkunft Jesu uns zu Gemüthe geführt hat, damit wir Sinn und Herz auf dieselbe vorbereiten und auch die erste Erscheinung Christi unter den Menschen als eines Lehrers und Verheissers, wie auch als unsers Vermittlers mit Gott möglichst würdigen lernen, indem wir durch Annäherung an den Geist Gottes mittels erhabener Betrachtungen über das den Menschen vorgesteckte Ziel und mittels edler Handlungen unser Gemüth fähig machen, ihn im Geiste zu schauen, bringt das heutige, zweite adventsonntägliche Evangelium diese Erscheinung selbst uns näher vor die Augen, und beschäftiget sich damit, uns zu unterweisen, was in Dem, der da kam und kommen soll, den menschlichen Geschlechtern erschienen ist. Zwei aus seinen Jüngern sandte Johannes zu Jesus und ließ ihn fragen: Bist du Derjenige, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen Andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin, erzählet dem Johannes, was ihr gesehen und gehöret habt. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereiniget, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt: und selig ist, der sich an mir nicht ärgert. Jesus ertheilte hier eine Antwort, welche nicht

allein den Jüngern des Johannes, sondern auch dem ganzen vor Jesus zahlreich versammelten Volke und allen kommenden Geschlechtern galt. Er legte ein öffentliches Zeugniß ab, wer er sey. Auf die Frage, ob Der, der da kommen solle, noch zu erwarten sey, antwortete er nicht geradezu, sondern er foderte die Fragenden auf, zu sehen und zu hören. Er sagte ihnen gleichsam: ich will euch auf eure Frage nicht antworten; urtheilet ihr selbst, ob nicht etwa ein Theil dessen, was euch versprochen ist, und was ihr daher auch erwartet, schon in Erfüllung gegangen sey! Durch die Aufforderung, selbst zu sehen und zu hören, erinnerte er sie, sich vorher zu beantworten, wer es denn sey, der da kommen solle, und wer von ihnen erwartet werde. In Hinsicht auf den zu erwartenden Messias waren dem israelitischen Volke die bestimmtesten Verheißungen gegeben. „Die Armen werden essen und ersättiget werden, und alle Enden der Erde werden daran gedenken," singt David im 21. Psalm, und der Prophet Isaias sagt es im 29. Kapitel klar voraus: „Die Tauben werden das Wort des Buches hören, und die Augen der Blinden werden von ihrer Finsterniß befreit werden. Frohlocken werden die Armen in Israel." Er wiederholt es im 32. Kapitel: „Das Herz der Unweisen wird die Lehre verstehen und die Zunge der Stammelnden wird verständlich reden." Und wieder im 35. Kapitel: „Alsdann werden die Augen der Blinden aufgethan, und die Ohren den Tauben eröffnet werden. Alsdann wird der Lahme springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird los werden." In dem Jubel seiner Seele fährt er fort zu rufen: „Das Erdreich, so dürr war, wird zur See werden, und ein durstig Land zu Wasserbrunnen. Auch wird daselbst die Bahn und der Weg seyn, und wird der heilige Weg heißen, auf dem Keiner verloren gehen wird. Die Erlöseten werden darauf wandeln und mit Lob gegen Sion kommen; Schmerz und Seufzer werden von ihnen fliehen, und ewige Freude wird ihr Haupt umgeben."

Im 42. Kapitel erklärt Isaias diese Worte: „Höret, ihr Taube," heißt es da abermals, „und ihr Blinde, thut die Augen auf, zu sehen! Wer ist taub, denn der, zu welchem ich meine Boten ausgesandt habe? Der du viel siehest, wirst du es auch behalten, und der du offene Ohren hast, wirst du auch hören?" — So kündigte sich Christus dem Volke als den versprochenen Messias an, indem er darauf aufmerksam machte, wie die Weissagungen der Propheten an ihm in Erfüllung gingen. Voraussehend den Augenblick, in welchem er von den Jüngern des Johannes veranlaßt werden sollte, ein öffentliches Zeugniß über sich selbst abzulegen, veranstaltete er es, daß sie ihn in einer Lage trafen, wo er nur hindeuten durfte auf Alles, was ihn umgab, wo er den Fragenden nur gleichsam Augen und Ohren öffnen durfte, um ihre Frage zu beantworten. Das heißt: dem Herrn genügte es nicht, in jenem Augenblicke sich blos als den den Israeliten versprochenen Messias zu erklären, — er offenbarte sich sogleich als solchen. Wir wollen uns an die Stelle der fragenden Jünger des Johannes denken. Dem Auftrage des Johannes gemäß kamen sie zu Jesus; sie sahen, ihn, sie hörten ihn, und — fragten, ob Er es sey, der da kommen solle. Sie erkannten also Jesus noch nicht; und wie es ihnen erging, eben so wird es auch den Meisten von Denen, die um Jesus herumstanden, ergangen seyn. Als nun Jesus mit einer einfachen Hinweisung auf die ihnen wohl bekannten prophetischen Stellen der Schrift auf die kräftigste Weise ihnen den gewünschten Aufschluß ertheilte, als er mit wenigen Worten in der ganzen Herrlichkeit des wahren, verhießenen Messias unter ihnen stand, wie mußte ihnen zu Muthe seyn? Wie allen Denen, die um Jesus waren? Sie schauten ihn. Hätte die menschliche Sprache ein Wort, es auszudrücken, was dies heiße, — das Göttliche schauen, — hätten wir einen Sinn, fähig, dieses in seinem ganzen Umfang zu begreifen, — man würde anders denken, anders reden über das Jenseits. Durch Gott ist Alles, was

da ist; er hat uns aus dem Nichts hervorgerufen; und sein Wille erhält uns; er ist der Herr der ganzen Schöpfung. Alles, was wir sind, sind wir allein durch ihn, wir sind aber jetzt noch durch mannigfaltige Gränzen beschränkt und eingeengt, — unser Geist kennt etwas Höheres, als was er jetzt zu erreichen vermag. Einst, wenn alle Schranken fallen, wird es sich ihm enthüllen; und weil wir dafür in unserm gegenwärtigen Zustande keine Vorstellung und also auch kein Wort besitzen, so nennen wir es Schauen, indem wir darunter die lauterste und unmittelbarste Verbindung unseres Innern mit etwas außer uns verstehen. Zum Theil ist uns schon hier auf Erden ein solches Schauen möglich. So empfanden fromme Personen schon bei der ersten Ankunft Christi eine unaussprechliche Freude, und die Engel sangen den Menschen Jubel zu. Auch die Belohnungen und Strafen des Gewissens stehen damit in Verbindung. Nach jeder guten Handlung sind wir dem göttlichen Geiste näher gekommen, und schon hier fähiger, die Seligkeit und Gnade, die er auf uns ausströmt, zu genießen. Es gibt nichts Höheres, nichts Erhebenderes, als in den Erzählungen des neuen Testamentes von dem ersten Augenblicke der Erscheinung Christi auf Erden die einzelnen Zeiten und Anlässe zu verfolgen, wo der sichtbare Geist Gottes den noch blöden und unerfahrnen Menschen sich enthüllte. Der in dem gegenwärtigen Evangelium bezeichnete ist einer der schönsten. Er enthält eine der natürlichen Beschaffenheit der Menschen ganz gemäße Offenbarung Gottes, die besonders im Vergleiche mit der davon so sehr verschiedenen Verklärung Jesu auf dem Berge Tabor sich hervorhebt. Diese letztere geschah im Beiseyn weniger Jünger; an einem einsamen, aber von Alters her ehrwürdigen Orte. Das Angesicht des Verklärten, schreibt das Evangelium, schimmerte wie die Sonne; seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und es erschienen Moses und Elias, die mit ihm redeten. Eine lichte Wolke überschattete ihn, und daraus erscholl eine Stimme:

„Dieſer iſt mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Die Jünger, als ſie dieſes hörten, fielen auf ihr Angeſicht, und fürchteten ſich ſehr. Jeſus aber trat zu ihnen, berührte ſie, und ſprach ihnen zu, ſich nicht zu fürchten. — Die Verklärung auf dem Berge Tabor wurde nur von Auserwählten geſehen. Selbſt für dieſe war ſie ſo außerordentlich, daß ſie davor Furcht empfanden. Die menſchliche Geſtalt Jeſu veränderte ſich, und er war ſo anzuſchauen, daß der Schimmer der Sonne und die Weiße des Schnee's nur wie ein ſchwacher Abglanz ſeiner Herrlichkeit erſchienen. In ſeinem unendlichen, himmliſchen Glanze erſchien hier der Heiland, und von oben fand ſeine Herrlichkeit Beſtätigung. Sein Zweck war hier, den auserwählten Jüngern die Augen zu öffnen über Das, was der von ihnen bereits erkannte Meſſias von Anbeginn geweſen, und ſie für ihren künftigen wichtigen Beruf durch eine ſo beſondere, überirdiſche Erſcheinung zu begeiſtern. Die Erſcheinung auf Tabor, wo der Himmel über Chriſtus ſich öffnete und von ihm Zeugniß gab, war daher nur dem Petrus, Jakobus und Johannes beſtimmt, deren Herz und Sinn am meiſten und am Lebendigſten von der Göttlichkeit ſeines Weſens erfüllt ſeyn ſollten. Die Geſtalt, in welcher er den Jüngern des Johannes und dem zu dieſer Zeit um ihn verſammelten Volke ſich offenbarte, war hingegen für die ganze Menſchheit. In dem Menſchenſohne ſollte der Meſſias erkannt werden. Die Jünger des Johannes und die Uebrigen, welche damals zugegen waren, hatten vielleicht auch erwartet, Chriſtus werde nach der an ihn ergangenen Aufforderung als der wahre Meſſias in ſeiner himmliſchen Herrlichkeit ſich offenbaren. Allein ſtatt deſſen ſprach Jeſus zu ihnen als Lehrer, er erinnerte ſie nur an Das, was von dem Meſſias in den Vorherſagungen der Propheten enthalten war, und gab ihnen dadurch zu verſtehen, daß er zwar wohl unter der Geſtalt eines Menſchen nun unter ihnen ſtehe, daß ſie aber nur auf das Geiſtige an ihm, auf die von ihm ver-

richteten Thaten ihr Augenmerk zu richten hätten, um den Messias in ihm zu erblicken. Eine große Lehre für die ganze Menschheit! Das, worauf Jesus damals hinwies, war nicht etwas Vorübergehendes, etwas Vergängliches; es blieb, wie Jesus selbst versprach, bis an's Ende der Welt bei uns zu bleiben. Wir können daher noch jetzt uns oft auf demselben Wege erblicken, auf welchem die Jünger des Johannes sich befanden. Denn wie oft begegnet es uns, daß wir nach einer göttlichen Erbarmung, nach einer göttlichen Annäherung fragen, die schon längst uns zu Theil geworden, und die wir nur nicht erkannt haben! Wie oft sind wir ungewiß, ob wir es nicht erst zu erwarten haben, was da kommen soll, während wir nur sehen und hören dürften, um jeden Zweifel aus unserer Seele zu verbannen! Aber auch noch eine andere Lehre ist in den Worten Christi für uns enthalten. Sie sind eine Hinweisung auf göttliche Thaten. Wir lernen also dadurch nicht nur das Göttliche, das uns nahe ist, erkennen, wir erfahren auch, was wir Göttliches zu üben haben. Auch in dieser Hinsicht ist es nicht ohne Bedeutung, daß Christus den Jüngern des Johannes und dem versammelten Volke gerade auf jene Weise sich geoffenbaret hat. Auf die Frage, ob er der Messias sey, wollte er sich auch als Messias zu erkennen geben. Als solcher war er aber vor Allem Lehrer, und zwar nicht nur über den Inhalt der göttlichen Wahrheiten, sondern auch über den Umfang dessen, was wir zu thun haben, wobei er uns zugleich als Muster voran ging. Er sprach in jenen Worten nicht nur seine eigenen göttlichen Thaten aus, sondern, da auch an uns die göttliche Auffoderung ergeht, Göttliches zu üben, so liegen darin für uns auch Winke und Anweisungen zu unserm Handeln.

Die Blinden sehen! Nicht nur wir selbst sind durch den auf Erden erschienenen Messias sehend geworden; er überließ uns auch die heilige Pflicht, ihm nachfolgend Andere sehend zu machen. Jeder Mensch soll ein Verbrei-

ter des göttlichen Reiches seyn. Gleich Einem, der lange blind gewesen, und, zum Erstenmale die glänzend schöne Schöpfung um sich her erblickend, die Freude nicht in sich verschließen kann, so daß er sie in seinem Ungestüme Jedem mittheilt, der um ihn her ist, und in dem Auge eines Jeden die gleiche Freude sucht, so sollen wir empfinden bei jedem neuen Blick, den uns der Himmel öffnet. Die Lahmen gehen — wie wir durch den Messias aufgerichtet worden sind, und froh die Bahn, die uns gezeigt ist, wandeln, so sollen Andere an uns empor gerichtet werden zu dem Leben, emporgeleitet zu der Bahn der Tugend. Die Aussätzigen werden gereiniget. Nimm eine Sünde hieweg vom Haupte deines Bruders, bringe Licht und Trost in eine kranke Seele, — und wann war die Hand des Herrn dir so nahe? — „Ich will bei euch bleiben bis an's Ende der Welt," sagte er; d. h. überall sollt ihr mich finden, wo ihr mich suchet, ihr dürfet euch nur um mich versammeln. Meinen Geist, meinen Frieden lasse ich euch; an eurer Liebe zu einander soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd. Die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium geprediget. Das von Christus uns übergebene Evangelium, die fröhliche Bothschaft, wird fortwährend gepredigt. Mit Christus ist das Leben in die Welt gekommen. Selig ist, der sich an mir nicht ärgert. Diese letzteren Worte Christi bezogen sich auf seine Zukunft und bedeuten so viel als: Selig ist wer mich aus meinen Thaten so erkennt, daß er auch dann nicht an mir irre werden wird, wenn Schmach und Elend mich umgeben; ja wer sie sogar mit mir zu theilen im Stande ist. Selig ist wer um der Wahrheit willen Verfolgung leidet! In diesem Glauben, in diesem Erkennen Christi, kann uns Johannes als Beispiel dienen. Die Art, wie seiner in dem heutigen Evangelium gedacht ist, ist besonders rührend. Das Evangelium erzählt: Er schickte zwei aus seinen Jüngern

zu Jesus, ihn zu fragen: „Bist Du derjenige, der kommen soll, oder sollen wir auf einen Andern warten?“ — Bedurfte denn Johannes auch noch einer Frage? Hätte er es den Jüngern nicht gleich selbst erklären können, daß Jesus der Messias sey? Er hätte es thun können; allein die Absicht des Johannes stimmte gewiß mit der des Heilandes vollkommen überein. Er wollte ihnen nicht bloß eine Erklärung, er wollte ihnen eine Offenbarung verschaffen. Darum sagt das Evangelium: als er die Thaten Christi vernommen hatte, sendete Johannes zwei aus seinen Jüngern, ihn zu fragen, u. s. w. Also dieß bewog ihn, sie zu senden. Er wartete die Zeit ab, wo er von den Thaten Christi vernahm. Man sieht deutlich die genaue Uebereinstimmung seiner Gesinnung mit der des Heilands. Auch war er nicht zufrieden, selbst zu sehen, er wollte auch Andere sehend machen. Darum, als die Jünger des Johannes hinweggegangen waren fieng nach der Erzählung des Evangeliums Jesus an, zum Volke von Johannes also zu reden: Was seyd ihr in die Wüste hinaus gegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Was seyd ihr hinaus gegangen, zu sehen? Einen Menschen in weichlichen Kleidern? Sehet, die weichliche Kleider tragen, sind an den Höfen der Könige. Was seyd ihr aber ausgegangen zu sehen? Einen Propheten. Das sage ich euch auch, und noch mehr als einen Propheten; denn von diesem steht geschrieben: Sieh, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten wird. — Wie schön schildert hier Jesus den Johannes! Ein solches Lob aus solchem Munde! Den Engel nennt er ihn, der ihm den Weg bereitet, erhaben über die Propheten. Selbst im Gefängniß vergaß Johannes nicht, den Weg des Herrn zu bahnen.

III.

Der dritte Adventsonntag.

Johannes erklärt sich über seinen Beruf.

Joh. I., 19—28.

Christus bezeichnet, nachdem die Jünger des Johannes mit ihrer Frage sich an ihn gewendet und er ihnen als Messias sich geoffenbaret hatte, dem versammelten Volke den Johannes als Engel, der ihm den Weg bereite. Auf das vorsonntägliche Evangelium läßt daher die Kirche als das passendste Gegenstück die Begebenheit uns zu Gemüthe führen, wie dem hl. Evangelium zufoge Johannes auf eine ähnliche an ihn ergangene Auffoderung von sich selbst das Zeugniß ertheilte. „In der Zeit sendeten die Juden von Jerusalem einige Priester und Leviten zu Johannes, um ihn zu fragen: Wer bist du? Und er bekannte, und läugnete es nicht; er bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was dann? Bist du Elias? Er sprach: Ich bin es nicht. Bist du ein Prophet? Er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du dann, damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort bringen? Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin eine Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias vorhergesagt hat. Die Gesandten aber waren Pharisäer, und sie fragten ihn, und sprachen: Warum taufest du dann, so du nicht Christus, noch Elias, noch ein Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sagte: Ich taufe nur mit Wasser. Es steht aber aber Einer mitten unter

euch, den ihr nicht kennet; er ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, dessen Schuhriemen auf zulösen ich nicht würdig bin. Dieses ist in Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte." So ähnlich der Anlaß, bei welchem Johannes von sich Zeugniß gab, dem ist, wo Christus, wie in dem vorigen Evangelium vorgetragen ist, sich als Messias offenbarte, so verschieden in vielen Einzelnheiten ist er. Den Messias fragten die Jünger des Johannes, und zwar aus Auftrag desselben. Auch Johannes fragten die Priester und Leviten aus fremdem Auftrage, nämlich aus Auftrag der Juden von Jerusalem. Aber die Jünger des Johannes hatten bei der von ihnen gestellten Frage selbst ein Interesse. Sie waren von Johannes angeleitet, die Wahrheit zu suchen. Die Priester und Leviten aber, welche den Johannes fragten, thaten dieses lediglich darum, weil es ihnen aufgetragen war. Dieß erhellet aus der Art, wie sie es thaten. Sie fragten nicht, gleich den Jüngern des Johannes, nach Einem, den sie erwarteten, sondern einfach: Wer bist du? Sie drangen in ihn, sich zu erklären, „damit sie denen, von welchen sie gesandt waren, Antwort bringen könnten." Auch Diejenigen, welche den Priestern Auftrage zu der Frage ertheilt hatten, hatten kein wahres Interesse an der ihnen zu ertheilenden Antwort. Es ereignete sich früher, als die Schüler des Johannes zu Jesus kamen; und da hatten die Juden von dem zu erwartenden Messias noch ganz dunkle und zum Theil falsche Begriffe. Wäre es ihnen ernstlich um die Wahrheit zu thun gewesen, so wären sie wohl selbst gekommen, den Johannes zu fragen. Bei ihnen war es nicht wie bei diesem, der schon erleuchtet war, und nur zum Besten seiner Jünger sie an Jesus sandte. Demungeachtet wäre Johannes ohne Zweifel selbst mit seinen Jüngern zu Jesu gekommen, wenn er nicht im Gefängnisse sich befunden hätte. So völlig verschieden war also der Geist und die Meinung Derer, welche in den beiden angegebenen Fällen mit ihrer

Frage an Jesus und an Johannes sich wandten. Beide Gefragte erkannten dieß und richteten darnach ihre Antwort ein, welche indessen nicht weniger durch die Verschiedenheit der Personen, an welche die Frage gestellt war, ganz verschieden sich gestalten mußte. Jesus offenbarte sich, Johannes konnte sich nur erklären. Jesus wollte, daß alle Menschen ihn als den vorhergesagten Messias erkennen sollten; Johannes wollte die Augen der Menschen nicht auf sich ziehen, — er war der Engel, welcher dem Herrn den Weg bereitete. Darum antwortete er, als die Leviten ihn fragten, wer er sey, nicht geradezu, sondern mit der liebevollsten Sorgfalt, daß doch kein Auge, kein Herz von dem Messias sich ab-, und ihm, dem Johannes, sich zuwenden möge, erwiderte er nur: Ich bin nicht Christus. Er gab den Fragenden dadurch zu verstehen, daß ein ganz Anderer da sey, auf den sie die Augen zu richten hätten, und daß er nur Denjenigen, die bei ihm nach Christus fragen, den Weg zeigen wollte. Die Priester und Leviten verstanden ihn aber nicht. Sie fragten weiter: Wer bist du dann? Bist du Elias? — Sie wurden also ungeachtet der deutlichen Hinweisung des Johannes auf Christus nicht aufmerksam auf ihn, sondern fuhren neugierig fort zu fragen, indem sie dem Johannes den Namen eines überaus hochgeehrten Propheten nannten, und zu wissen verlangten, ob er sich etwa für diesen ausgeben wolle. Er antwortete: ich bin es nicht. Denn er dachte nun wohl, daß sie nicht aufhören würden zu fragen und, da er sah, daß sie noch nicht reif seyen, auf Christus unmittelbar selbst hingewiesen zu werden, hoffte er, sie auf einem anderen, ihren näheren Wege auf denselben Punkt zu leiten. Sie fragten ihn, ob er ein Prophet sey. Er antwortete: Nein. Als nun die Fragenden ungeduldig wurden, und eine bestimmte Antwort von ihm verlangten, was er von sich selbst sage, da sprach er: Ich bin eine Stimme des Rufenden in der Wüste, bereitet den Weg des Herrn! wie der Prophet Isaias vorhergesagt hat. — Auch Jo-

hannes bezog sich also bei seiner Antwort auf die hl. Bücher. Er erklärte sich für einen Vorhergesagten, und zwar für einen solchen, der den Weg des Herrn bereite. So gab er sich Denen, die zu ihm kamen, in seinem eigentlichen Berufe zu erkennen, um diesen sogleich auszuüben. Er bereitete den Weg des Herrn. Seine Antwort steht mit dem Zeugniß, welches später Christus selbst über ihn gab, in der schönsten Verbindung. Dieselben Worte sind es, welche er gebrauchte, und Christus erinnerte daran bei einer Gelegenheit, wo Johannes, wie in der Erklärung des vorigen Evangeliums gezeigt werden, eben wieder seinen schönen Beruf erfüllt hatte. — Aber die Abgesandten der Juden verstanden den Johannes auch dießmal nicht. Es war ihnen ganz unerwartet, daß Johannes alle ihre Fragen mit Nein beantwortete, und sich nicht einmal für einen Propheten ausgab. Sie fiengen daher an, ihn für einen gewöhnlichen Menschen zu halten, und sagten: Warum taufest du aber, wenn du weder Christus, noch Elias, noch überhaupt ein Prophet bist? Diese Frage war dem Johannes erwünscht, um sich über seinen Beruf näher erklären zu können. Er fuhr fort: Ich taufe nur mit Wasser. Es steht aber Einer mitten unter euch, den ihr nicht kennet; er ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Deutlicher konnte Johannes die Nähe des Herrn nicht verkünden, klarer konnt er den Juden die Ankunft des Messias nicht vor Augen stellen; er konnte sich aber auch nicht schöner über seinen eigenen Beruf ausdrücken, indem er jeden besonderen Namen von sich ablehnte und sich nur in Beziehung auf die Ankunft des Messias, dem er den Weg bereiten sollte, gesetzt wissen wollte. Nur für eine Stimme erklärte er sich, die in der Wüste erscholl. Schon am anderen Tage konnte er seine Stimme noch lauter, freudiger erheben. Jesus kam zu ihm und Johannes rief: Sehet das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt! Dieser ist es,

von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, der vor mir gewesen ist, denn er war eher als ich. Auch ich kannte ihn nicht; damit er aber in Israel bekannt würde, deßwegen trat ich auf, und taufte mit Wasser. — Da erklärte er auch Das, was er über die Taufe gesagt hatte, indem er fortfuhr von Jesus zu reden: Ich sah den Geist wie eine Taube vom Himmel herab kommen und über ihm weilen. Ich kannte ihn nicht; aber der mich sandte, mit Wasser zu taufen, der sagte zu mir: Auf welchen du den Geist herabkommen und über welchem du ihn weilen sehen wirst, der ist es, der mit dem heiligen Geiste tauft. Dieses habe ich nun gesehen, und bezeuge daher, daß dieser der Sohn Gottes sey. — Johannes taufte also nach seiner eigenen Aussage mit Wasser, Jesus mit dem heiligen Geiste. Darum sagte auch Johannes zu Jesus, als dieser aus Galiläa zu ihm an den Jordan kam, sich von ihm taufen zu lassen: Ich bedarf, von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir? Jesus antwortete: Laß es nur geschehen, denn so ziemt es sich für uns, Alles zu erfüllen, was recht ist. Da ließ Johannes es zu; über Jesus aber öffnete sich der Himmel, der Geist Gottes kam wie eine Taube herab, und dabei erscholl eine Stimme: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! — Es ist dieß derselbe Ruf, der auf Tabor erklang. Gott wollte also hier seinen Sohn verklären, und dieß geschah bei einem Anlasse, wo Jesus den Beruf des Johannes bestätigte, indem er von ihm selbst sich taufen ließ. Die Taufe des Johannes mit Wasser sollte offenbar nur eine vorbereitende seyn, während die Taufe Christi, d. h. der von Christus auf die Menschheit übertragene Geist, ein ganz anderes Leben mittheilte. Viele schöne, merkwürdige Reden des Johannes, die wir in den heiligen Büchern finden, beziehen sich auf diesen Gegenstand. Als die Schüler des Johannes mit einem Israeliten in eine Streitfrage über die Taufe geriethen, kamen sie zu Johannes, und sagten zu ihm: Lehrer! denke: Der, wel-

der jenseits des Jordans bei dir war, von dem du das gute Zeugniß ablegtest, der tauft auch und hat großen Zulauf. Johannes gab ihnen zur Antwort: Es kann sich ein Mensch nichts nehmen, es sey ihm denn vom Himmel gegeben. Ihr selbst müsset mir bezeugen, daß ich gesagt habe: Ich bin nicht Christus, sondern nur von ihm hergesandt. Wer von Oben herabkommt, ist über Alle. Wer von der Erde kommt, gehört der Erde an, und redet von der Erde her; wer aber vom Himmel kommt, ist über Alle, und was er selbst gesehen und gehört hat, sagt er aus. — Als der würdigste Verbreiter auf die Nähe des großen himmlischen Reiches war also Johannes zu betrachten. Die würdigste Vorbereitung darauf können auch wir von ihm lernen. Wir können an keiner geeigneten Stelle das von ihm in dieser Hinsicht Vorgeschriebene betrachtrn, als hier, wo wir eben gesehen haben, wie er selbst, wie Jesus von ihm Zeugniß gab. Worin bestand die Vorbereitung, die Johannes für das göttliche Reich traf? Johannes predigte Buße. Schon seine äußere Erscheinung gab davon Zeugniß. Seine Kleidung war von Kamelhaaren und er trug einen lerdernen Gürtel um seine Lenden. Heuschrecken und wilder Honig waren seine Speise. Ganz Judäa und alle Einwohner von Jerusalem wanderten zu ihm in die Wüste, wo er sich aufhielt, ließen sich von ihm im Jordan taufen, und bekannten ihre Sünden. Sie fragten ihn: was sollen wir thun, um uns zu bessern? Johannes sagte: Wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat; und wer Nahrungsmittel hat, der mache es eben so. Zu den Zöllnern sagte er: Fodert nicht mehr, als was euch gesetzt ist; — zu den Soldaten: Thut Niemandem Gewalt an, gebet Niemand fälschlich an, seyd mit eurem Solde zufrieden! Und von Jesus sagte er vorher: Mit der Wurfschaufel in der Hand wird er seine Tenne rein machen; den Weizen wird er in seine Scheuer sammeln, die Spreu aber in unauslöschlichem Feuer verbrennen." Auch diese Frage: „was sollen wir thun?" wurde an Jesus wie

an Johannes geſtellt. Es trat einmal Jemand zu Jeſus und fragte ihn: Lehrer, was muß ich Gutes thun, damit ich das ewige Leben erlange. Jeſus antwortete ihm: Was frägſt du mich über das Gute? Einer iſt der Gute. Willſt du aber zum Leben gelangen, ſo beobachte die Gebote! Welche denn? fragte Jener. Jeſus antwortete: „Dieſe — du ſollſt nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht ſtehlen, kein falſches Zeugniß geben. Ehre Vater und Mutter, und liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt!“ Dieſes alles, ſagte der Jüngling, habe ich von meiner Jugend an beobachtet; was fehlt mir noch? Jeſus erwiderte ihm: Willſt du vollkommen ſeyn, ſo gehe, verkaufe das Deinige, und gieb es den Armen; ſo wirſt du im Himmel einen Schatz haben. Dann komm und folge mir! — — So ſind wir nun zu dem Punkte gekommen, auf welchen die Kirche, für die Zeit der Ankunft Jeſu auf Erden vorbereitend, uns hinleiten wollte. Die Frage, was wir zu thun haben, muß vor Allem ein Jeder ſich ſtellen. Wie Johannes ſie zuerſt und als Vorläufer Jeſu den Menſchen beantwortet hat, ſo wird auch uns ſeine Antwort, die allen kommenden Geſchlechtern galt, von der Kirche an das Herz gelegt. Wie Jeſus nachher dieſelbe Frage beantwortete, werden auch wir die ſchönſte Antwort darauf in ſeiner beſeligenden Lehre finden. Johannes bereitete der Lehre Jeſu nur den Weg zu den Gemüthern; Das, was er den um ihn Verſammelten zurief, iſt daher das Erſte, was wir zu betrachten haben, weil wir ohne eine ſolche Vorbereitung gar nicht einmal fähig ſeyn würden, jene Lehre vollkommen in uns aufzunehmen. Liebe des Nächſten iſt es, was Johannes im Geiſte der Lehre Jeſu predigte. Die Liebe zu dem Nächſten iſt die Vorbereitung der Liebe zu Gott. In ſo fern iſt das irdiſche Leben Vorbereitung zu dem ewigen. Die Erkenntniß der Liebe und ihres himmliſchen Werthes iſt der erſte Anfang des göttlichen Reiches, von dem Johannes redet. Durch die Liebe bewirkt das Chriſtenthum ein neues Leben. Darum predigte ſchon Johannes Liebe, und zum Zeichen der dadurch bewirkten Reinigung der

Seelen taufte er mit Waſſer. Johannes zeigte auch dabei, daß die Liebe jeder Menſch in ſich aufnehmen und in ſein Leben übertragen könne. Er gab Jedem eine beſondere Lehre, wie er die Liebe auszuüben habe. Das, was er in dieſer Hinſicht ſagte, belehrte mit wenigen Worten Jeden über das Weſen der Liebe, wenn er gleich — getreu ſeinem Ausſpruche: ich taufe nur mit Waſſer, und bin nicht würdig, die Schuhriemen Desjenigen aufzulöſen, der nach mir kömmt — immer ſelbſt in Hinſicht auf die Liebe des Nächſten die noch nicht geläuterten und geheiligten Gemüther auch nur einmal zu den erſten Anfängern der Liebe zu bewegen ſuchte. Er predigte Mittheilung von dem Ueberfluſſe. „Wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat; und wer Nahrungsmittel hat, der mache es eben ſo.“ Nur von dem Ueberfluſſe ſollten die Menſchen einander mittheilen. Johannes legte da gewiß kein ſchweres Gebot auf; er wußte, daß vor ihm nicht einmal dieſes befolgt worden ſey. Von ſeinem Ueberfluſſe mittheilen — dieß iſt noch nicht Tugend, noch kein Verdienſt; es es iſt nur gerade ſo viel, als man thun muß, um nicht laſterhaft zu ſeyn. Daſſelbe iſt der Fall, wenn Johannes ſagt: Fodert nicht mehr, als was euch geſetzt iſt; thut Niemand Gewalt an; gebet Niemanden fälſchlich an; ſeyd mit Dem, was euch gebühret, zufrieden! Nur reinigen will er, damit Jeſus in den gereinigten Seelen Raum finde für das Höhere, was er bietet. Dieß iſt der Unterſchied zwiſchen der Taufe mit Waſſer und der mit dem heiligen Geiſte. Reinigung iſt es, was wir vor Allem bedürfen; dieß iſt ein Wort für Jeden. Vor Allem, weſſen Seele mit Haſt erfüllt iſt, bedenke es; — wie kann die Liebe bei ihm Eingang finden!

IV.

Der vierte Adventsonntag.

Die wahre Buße.

Luk. III., 1—6.

Liebe des Nächsten ist es also, was Johannes allen Menschen zur Vorbereitung auf das herannahende himmlische Reich befahl, um sie für die höhere, von Jesus gelehrte Liebe empfänglich zu machen. Liebe des Nächsten empfiehlt uns zu diesem Zwecke auch die Kirche, indem sie uns an den Ausspruch des Johannes erinnert. Da wir aber nicht mehr gleich den Zeitgenossen des Johannes in der Lage sind, zum Erstenmale unser Herz dem nahen himmlischen Reiche zu öffnen, sondern dasselbe nur in uns erneuern, uns in der von Jesus gelehrten Liebe nur bestärken sollen, so begnügt sie sich nicht damit, — sie läßt noch eine höhere Aufforderung an uns ergehen, wie Johannes schon den besseren, empfänglicheren Seelen, deren es damals gab, sie ertheilte. „Bereitet," rief er, „den Weg des Herrn, ebnet seine Fußsteige! Alle Thäler sollen eingefüllet, alle Berge und Hügel erniedriget werden; was krumm ist, das soll gerade, und was ungleich ist, eben [illegible] werden; denn alle Menschen werden den Heiland sehen." Johannes bezeichnet dadurch auf das Schönste die gänzliche Umwandlung, die schon bei der bloßen Annäherung des göttlichen Reiches in dem Innern Derer, welche es in Wahrheit in sich aufzunehmen Willens sind, vor sich gehen solle. Er deutet im Voraus auf das Geheimniß der Wiedergeburt, das Jesus lehrte. Jener Ausspruch

des Johannes ist das Letzte, was die Kirche vor dem hl. Christtage uns zu Gemüthe führt. Er soll uns, wenn wir uns von dem göttlichen Reiche entfernt haben, zu einer gänzlichen Umwandlung unseres Innern bewegen. Ein neues Leben soll wieder für uns beginnen. Wir sollen uns in einen solchen Zustand versetzen, daß wir am Tage der Erscheinung des Herrn uns seiner Nähe freuen mögen. Im Geiste sollen wir wiedergeboren seyn. Jesus ist in die Welt gekommen, um den durch die Sünde getrübten Frieden der Menschheit, den früheren Stand der Unschuld wieder herzustellen, welcher verloren ging. Der Morgen des Christtages sey darum auch für uns gleichsam wieder ein Morgen im Paradiese. Alles soll um uns geändert seyn, weil Alles in uns geändert ist. Unser Erwachen an jenem Tage sey dem Augenblicke ähnlich, in welchem der erste Mensch nach der heiligen Erzählung aus der Hand des Schöpfers hervorgieng. Gott würdigte ihn seines unmittelbaren Umgangs. Das erste Gefühl, das seine Seele bewegte, war Gottgefühl. Gott erleuchtete seine Seele, und führte ihn ein in die Schöpfung, damit er auch deren sich freuen möge. Ohne dieses Licht, das sein Inneres erhellte, ohne dieses Gottgefühl — was wäre das Paradies dem ersten Menschen gewesen? Mit diesem Lichte, mit diesem Gottgefühle ist auch die Natur um uns ein Paradies. Wie die Schöpfung das geöffnete Auge erfreut, so und noch mehr erfreut der ächte, kindliche Gedanke an Gott die geöffnete Seele. Darum ruft Johannes so voll Freude: Die Menschen werden den Heiland sehen. Welches soll demnach die Vorbereitung einer für das himmlische Reich schon empfänglicheren Seele auf den Tag des Heiles seyn? Wie wirkt der Christ Buße, um die beseligende Kraft der Erlösung von Neuem in ihrer ganzen Fülle in seinem Innern zu empfinden? —

Alle Thäler sollen eingefüllet, alle Berge und Hügel erniedriget werden. Ein überaus liebliches Bild ist es, unter welchem Johannes in seiner Begei-

sterung die Annäherung des himmlischen Reiches uns vor Augen stellt. „Das Himmelreich ist nahe," ruft er. Er zeigt dadurch an, daß nicht die Menschen es sind, welche sich Gott genähert haben, sondern daß Gott den kurzsichtigen Menschen sein himmlisches Reich immer näher an das Herz gelegt habe. Er spricht eine Wahrheit aus, welche jeder Buchstabe der heiligen Geschichte bestätigt. Die ganze Schöpfung ist ein Werk der göttlichen Liebe. Der Mensch, gleichfalls ein Geschöpf derselben, war gleich im Augenblicke seines Werdens auf's Reichste von ihr ausgestattet. Alles in ihm und um ihn war davon Zeuge. Die göttliche Liebe selbst in aller ihrer Fülle war ihm nahe, beglückte ihn unendlich. Der Mensch trennte sich von ihr, indem er dem Sündigen sich hingab. Er zerstörte die schöne Vereinigung der Liebe mit ihm. Aber nur so weit er selbst sie zerstörte, konnte die Liebe von ihm getrennt seyn, und beständig rief sie ihm gleichsam zu, die schöne frühere Vereinigung wieder herzustellen. Fühlbar weht der Hauch der göttlichen Liebe durch die ganze Geschichte des israelitischen Volkes, bis die Zeit erfüllt war, wo sie sichtbar, versöhnend und versöhnt, dem menschlichen Geschlechte auf's Neue sich vereinigte, — die Zeit, in der Johannes predigte. Dieses sichtbare Heranwandeln verkündigte Johannes, mit der Ermahnung, der selbst zu uns kommenden Liebe doch wenigstens die Wege zu bereiten, unser Herz nicht zu verschließen ihrer beseligenden Wirkung. Nur aufnehmen, empfangen soll sie der Mensch. Es gibt so wenige, so seltene Punkte in der heiligen Geschichte, wo das Herz des Menschen der göttlichen Liebe entgegen kam, während so oft dieselbe verkannt, nicht aufgenommen wurde. Wie traurig, will Johannes sagen, wenn selbst jetzt, selbst bei diesem Uebermaße der Liebe, welche der Mensch nur in sich aufzunehmen, der er nur wenigstens durch Entfernung der Hindernisse entgegen zu kommen braucht, ein gleiches Widerstreben wahrgenommen werden müßte. Sollte nicht vielmehr im Gegentheile jeder

Mensch bemüht seyn, die ihm nahende göttliche Liebe auf dem leichtesten, geradesten Wege zu sich gelangen zu lassen, und zu diesem Zwecke gleichsam einzufüllen alle Thäler, zu erniedrigen Berg und Hügel, die die Schritte derselben hemmen könnten. Und deren gibt es auf dem Wege der göttlichen Liebe zu dem menschlichen Herzen freilich so manche! Wohl gleicht die Liebe einem Wanderer, den Thal und Hügel, die ihm den Weg beschwerlich machen, nicht verhindern können, nach seinem Ziel zu eilen. Aber wie ferne von der göttlichen Liebe, wie unbekannt mit ihr muß eine Seele noch seyn, die auch in einem Augenblicke, wie der, von welchem Johannes zu jenem Ausrufe begeistert ward, nichts dazu beitrüge, den Weg ihr zu bahnen! Wie wenig würde ein solcher Mensch den Namen eines Christen verdienen! Ja, wie wenig, wenn nicht schon die wiederkehrende Zeit der Erlösung mit der Macht ihrer Erinnerungen ihn bewegen könnte, der Auffoderung des Johannes Genüge zu leisten! Jede fromme Regung, jeder gute Wille, dessen das Herz entbehrt, sind Thäler, die die göttliche Liebe auf ihrem Wege zurückhalten, wenn wir sie nicht ausfüllen; jedes Laster, jede böse Neigung ist ein Berg, der die Liebe hemmt, wenn wir ihn nicht erniedrigen. Wie viel solche Berge, wie viel solche Thäler, wenn die göttliche Liebe selbst sie entfernt hat, werden von uns erneuet, wenn es uns nicht um die Liebe zu thun ist! Alle Thäler sollen ausgefüllet, alle Berge und Hügel sollen erniedriget werden, — und nicht nur, um der Liebe den Weg zu uns, sondern auch um uns den Weg zu der Liebe zu bereiten. So sollen wir mit Johannes denken, wenn wir würdige Christen seyn wollen. Was krumm ist, soll gerade, und was ungleich ist, ebener Weg werden. Dann werden wir den Heiland sehen. Die göttliche Liebe können wir nicht in uns hervorbringen; sie kommt uns selben nicht selbst in uns hervorbringen; sie kommt uns von Oben, und was sie in uns wirkt, ist nur ihr Werk, ist Himmelsgnade. Den Weg vor ihr zu bereiten, das ist unsere

Sache. Wir können ihr den Weg bereiten, und haben wir dieß gethan, so ſind wir der göttlichen Liebe gewiß. Aber verwechſeln dürfen wir nicht das Wenige, was wir mit Gottes Gnade für die Liebe zu thun vermögen, mit der Liebe ſelbſt, die von Oben kömmt, die nicht unſer Werk iſt. Die Liebe iſt das Erhabenſte, das Unbegreiflichſte, was die menſchliche Seele zu empfinden vermag. Sie iſt der Lohn der Tugend. —

Die Hauptkluft in einem menſchlichen Herzen, welche der Vereinigung desſelben mit Chriſtus ſich entgegenſtellt, iſt Gleichgültigkeit und Gedankenloſigkeit in Bezug auf das Höchſte, das wahrhaft Werthvolle. Dieſer wirkt die fromme Betrachtung entgegen, vorzüglich die mit den Erinnerungen heiliger Zeiten ſich beſchäftigende, wozu die Kirche uns anregt. Sie führt uns zur Erkenntniß, ſowohl deſſen, was die göttliche Liebe für uns that, als was wir für ſie thun ſollen. Ihr ſollen wir uns daher ernſtlich hingeben.

Auch in den ernſtlich bemühten, willigen Herzen ſetzen falſche Begriffe und Mangel an Klarheit der göttlichen Liebe manche Kluft entgegen, die durch die fromme Betrachtung entfernt wird.

Von mancherlei Art iſt in dieſer Hinſicht die Wirkſamkeit der frommen Betrachtung. Dem Zaghaften gibt ſie Troſt, dem Schwankenden Rath, dem Zweifelnden Friede.

Zu doppeltem Eifer bewegt ſie, wo, um mit der hl. Schrift zu reden, Berge und Hügel zu erniedrigen ſind. Vor Allem erniedrige ſich der Geiſt, welcher ſich zu hoch dünkte, dem Göttlichen nachzuſtreben, — zu weiſe, um darin Belehrung zu ſuchen. Der Hochmuth iſt das vornehmſte Hinderniß der Liebe. Ein hochfahrendes Herz widerſetzt ſich den Einflüſſen der Gnade. Es lerne aus der Vergleichung Deſſen, was es bisher hochgehalten, und des wahrhaft Hohen, anders denken; es erniedrige ſich, um erhöht zu werden. Die Anhänglichkeit an das Irdiſche, die das Unvergängliche darum verſchmäht, iſt ein gleiches Hinderniß der Liebe.

Selbst Erkenntniß des Beſſeren ſchützt Manchen nicht davor. Das Irdiſche hat ſo viel falſche Reize, ſo viel Täuſchung, und daneben ſo viel wirklich Schönes, Gutes, mit dem Göttlichen Zuſammenhängendes, daß das ſchwache menſchliche Herz gar oft von ihm auf eine falſche Bahn ſich reißen läßt. Da bedarf es ſolcher Gegenwirkungen, ſolch' eines ernſten Rufes, es von den trügeriſchen Banden zu befreien. Haß und Zwietracht, Lüge und Verläumdung ſind im Gefolge einer ſolchen an das Irdiſche ſich kettenden Geſinnung. Wohl Dem, dem ſich der krumme Weg zum ächten, ebenen verwandelt, weil er den Heiland nahen ſieht!

Die Menſchen werden den Heiland ſehen. Den Heiland ſehen! — bei dieſer frohen, herrlichen Hoffnung wollen wir verweilen. Dieſes Gefühl ſoll feſt in uns bleiben. Unſere ganze Seele ſoll davon erfüllt ſeyn, wenn der große Tag erſcheint. Das, was die Jünger des Johannes und das mit ihnen um Jeſus verſammelte Volk geſehen haben, als dieſer auf ihre Frage nach dem Meſſias ſich ihnen offenbarte, — Das, was wir einſt, wenn alle andere Herrlichkeit verſchwindet, als einzige, dauernde Herrlichkeit erblicken werden, Das werden wir auch jetzt ſehen in einem neuen Lichte, in einer neuen Offenbarung. Vor unſeren Augen wird es ſich erneuern, das ganze himmliſche Leben Jeſu auf Erden, ſeine Lehren werden von Neuem zu unſeren Ohren dringen, ſeine Wunder zu neuem Staunen uns erheben. Der Umfang dieſes Blickes, den Johannes uns verheißt, hängt davon ab, wie wir Demjenigen, was uns nahet, den Weg bereitet haben. Haben wir dieſes verſäumt, ſind wir gleichgiltig gegen das uns verſprochene Heil, und iſt unſer Herz noch dem Tand ergeben, ſo werden wir ſeyn, wie die Prieſter, welche von den Juden zu Jeruſalem mit der Frage an Johannes geſchickt wurden, und die nicht einmal die klaren Hinweiſungen dieſes Propheten auf den Meſſias verſtanden. Die Wunder des himmliſchen Reiches, die uns umgeben werden, werden für uns verloren ſeyn. Haben wir aber, wie

Johannes allen Menschen zurief, die Thäler gefüllt und die Berge erniedrigt, dann werden wir wahrhaft sehen. Wir werden die Herrlichkeit des Messias erkennen. Im Voraus schon wird unsere Seele mit der Ahnung Dessen erfüllt seyn, was da kommen soll, und es wird der lebhafteste Wunsch in uns entstehen, daß doch alle Herzen ihn erkennen, alle das himmlische Reich in sich aufnehmen möchten. Sein Name werde geheiligt! Dieß ist die Zeit, wo diese Bitte am Schönsten sich erfüllen kann. Die Heiligung seines Namens dringe von einem Ende der Welt bis zum andern. Auch in dieser Hinsicht sollen alle Wege geebnet werden. In der Heiligung des göttlichen Namens nimmt die Liebe ihren Anfang. In dieser Meinung versammelt die Kirche vor und an dem heiligen Tage die Schaar der Gläubigen in die heilige Halle. Der Eine Glaube, das Eine Gefühl durchdringe sie alle. Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.

Die Verheißung des Johannes: „Ihr werdet den Heiland sehen" kann für uns Christen noch eine besonders schöne Bedeutung gewinnen, die wir darum auch nicht außer Acht lassen sollten. Johannes predigte Buße, und das von ihm verheißene Heil erschien darauf der Menschheit. Christus lehrte die Menschen noch kräftiger Buße thun. Was etwa ein williges, aber schwaches Herz nicht selbst in's Gleiche zu richten im Stande war, das ebnete Er selbst; er füllte die Thäler, die noch unausgefüllt geblieben waren, und erniedrigte die noch zurückgebliebenen Berge und Hügel. Für Diejenigen, welche wahrhaft Buße wirken, setzte er das Sakrament des heiligen Mahles, das Zeichen des neuen Bundes, ein. „Dieses thut zu meinem Andenken," sprach er, und so oft wir dieses heilige Sakrament empfangen, geht die von Johannes uns gemachte Verheißung von Neuem in Erfüllung, auf's Neue werden wir nach vollbrachter Buße mit Christus dadurch vereinigt. Dem Herzen, das von den heiligen Erinnerungen der Zeit, in welcher den Menschen das Heil er-

ſchien, ſich ermuntern läßt, Buße zu thun, und die inzwiſchen wieder entſtandenen Hügel und Wälder auszugleichen (wer findet nicht ſolche bei aufrichtigem Willen zu jeder Zeit in ſeinem Herzen), erſcheint Chriſtus ſelbſt und in ſeiner Weſenheit, um ſich mit ihm zu vereinigen. Als Meſſias kömmt er zu ihm in dem Sakramente des heiligen Abendmahles, in geiſtiger Verklärung. Auch der heilige Chriſttag ſoll uns vor andern Tagen an Chriſtus erinnern. Läßt ſich eine ſchönere Feier desſelben denken, als wenn die ganze Verſammlung der Gläubigen, ſeinem heiligen Worte nachkommend, durch den vereinten Empfang des von ihm eingeſetzten heiligen Mahles auf das Lebhafteſte ſeiner ſich erinnert, und verſichert, ihm den Weg bereitet zu haben, ihn unter den ſichtbaren Geſtalten des Brodes und Weines in ſich aufnimmt? Wie Chriſtus als Meſſias damals auf die Erde kam, ſo kömmt er jetzt als ſolcher auf ſichtbare Weiſe in jedes Herz. Unblutig erneuert ſich das von ihm zur Sühnung unſerer Sünden gebrachte Opfer; zugleich als Meſſias und als belohnender Richter erſcheint er unter den Seinen. Eine ſolche Vorbereitung, eine ſolche Aufnahme iſt es alſo, die Johannes vorbedeutete, die Chriſtus ſelbſt angeordnet hat, und die darum kein Chriſt verſäumen ſoll. Das ganze göttliche Geheimniß der Erlöſung erneuert ſich dann unter den Chriſten. Nicht blos mit Waſſer, wie Johannes taufte, werden wir dann gereinigt; wir empfangen die Taufe des heiligen Geiſtes, die himmliſche Gabe der Liebe.

V.

Der Sonntag nach Weihnachten.

Simeon und Anna.

Luk. II., 33—40.

Die Kirche hebt die ſchönſten und lehrreichſten Begebenheiten in dem Leben Jeſu, des Heilandes, auf Erden aus, und legt ſie uns zur beſonderen Betrachtung vor. An dem Sonntage nach dem feſtlichen Weihnachtstage gibt ſie uns die inhaltsvollen prophetiſchen Worte, welche von Simeon und Anna über das Himmelskind geſprochen wurden, zu erwägen, und fodert uns auf, dieſe Worte als eine der erſten Enthüllungen des göttlichen Wortes genauer zu betrachten. „Sieh'! dieſer iſt zum Falle und zur Auferſtehung Vieler in Iſrael, und zu einem Zeichen, dem man widerſprechen wird, geſetzt worden. Und das Schwert wird deine Seele durchdringen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.“ So redete Simeon, das Kind ſegnend, zu Maria; eben ſo ſprach Anna, die Tochter Phanuels, laut frohlockend, und erkannte, daß die Erlöſung nahe ſey. Die Prophezeihung in den Worten des Simeon und der Anna iſt von der größten Wichtigkeit. An allen Menſchen muß ſie erfüllt werden, auf die eine oder die andere Weiſe. Vielen iſt der Heiland zum Falle, Vielen zur Auferſtehung. Diejenigen, welche ihm widerſprechen, werden dadurch zum Falle kommen. Die Erklärung dieſes weiſen, tröſtenden und warnenden Ausſpruches liegt ſchon in Dem, was die Kirche zur Vorbereitung auf den heili-

gen Tag in der Adventzeit uns zu Gemüthe geführt hat. Noch immer wird dem uns gesetzten Zeichen widersprochen, noch immer sind die Wirkungen der höchsten göttlichen Gnade in den Herzen der Menschen sehr verschieden. Aber die Rede des Simeon, der sich glücklich fühlte, den Heiland der Menschen noch mit seinen Augen zu sehen, und dessen Seele von Gott mit vorzüglicher Weisheit erfüllt ward, bleibt zuletzt auf dem beruhigenden Gedanken stehen, daß denn doch zuletzt durch die Menschwerdung und das Leiden Jesu ein unendliches Heil bereitet werde, und daß wenigstens eine Scheidung der Guten von den Bösen dadurch erfolge. Die Offenbarwerdung der menschlichen Gedanken liegt in den Handlungen der Menschen. Mit dem Lichte guter Handlungen, das dadurch erweckt werden solle, tröstet Simeon Maria, die Mutter des Herrn. Darum segnete er sie und Joseph, den Nährvater Christi. Simeon stellt die Ankunft Jesu auf Erden gleichsam wie ein Gericht dar, welches über die Menschen gehalten werde. Die Gedanken sollen offenbar werden. Darum soll das Schwert die Seele Maria's durchdringen. Es ist damit auf den Kreuztod Jesu gedeutet, welchen die Menschen zum Falle oder zur Auferstehung benützen können. Ernstere, eindringlichere Worte konnten nicht gesprochen werden; besser, als Simeon es that, kann uns Niemand lehren, wie wir das neugeborne himmlische Kind betrachten sollen. Die Gefühle Simeons, als er den Heiland erblickte, sollen die eines jeden ächten Christen seyn. Simeon frohlockte und pries den Herrn, der es ihm verliehen hatte, den Heiland noch zu schauen. Alle Menschen seit Christi Geburt haben Ursache, in diesen Jubel einzustimmen. Die höchste Freude, die herrlichste Gabe, die ihnen zu Theil werden konnte, ist der Blick auf den Erlöser, der ihnen gestattet worden. Als solche sollen wir diesen Blick hochschätzen. Simeon hielt den Anblick des göttlichen Kindes für das Einzige, was ihm in diesem Leben so wünschenswerth war, daß er

es dem Heimgange in seine ursprüngliche Heimath vorzog. „Nun läßt Du Deinen Diener in Frieden scheiden," rief er, „da er Dein Heil gesehen." Simeon wußte die Gnade, die ihm widerfahren, nach ihrem vollen Gehalt zu würdigen. Der Ort, wo diese Gnade ihm zu Theil ward, war der Tempel. Da erfüllte Gott den innigsten, den geheimsten Wunsch, den Simeon in seiner Seele trug; da begeisterte er die Prophetin Anna zu unendlicher Freude. Auch wir haben die Erfüllung unserer liebsten, unserer innigsten Wünsche nirgends anders, als im Haus des Herrn zu suchen. Den ersten größten Wunsch, des Herzens haben wir, wenn wir ächte Christen sind, ohnehin mit Simeon gemein, und er ist uns Glücklichen von Anfang an in Erfüllung gegangen. Simeon ging, vom inneren Geiste und von seinem tugendhaften Sinn getrieben, täglich in den Tempel. Von Anna, der Tochter Phanuels, aus der Zunft Aser, erzählt das Evangelium, daß sie niemals aus dem Tempel kam, und Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht diente.

Beide trugen also ein gleich inniges Verlangen in sich, das sie nur in dem Tempel zu stillen vermochten; Beide waren schon hoch bejahrt, und ihr Verlangen hatte mit jedem Jahre ihres Lebens an Kraft gewonnen. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß Simeon und Anna sehr fromme, gottesfürchtige Personen gewesen sind, was das Evangelium von ihnen bezeugt. Ihnen war das Heil noch nicht zu Theil geworden, — sie konnten kaum hoffen, es in ihrem Leben mehr zu erblicken, und doch ließen sie nicht ab, es da zu suchen, wo es der ganzen Menschheit erscheinen sollte. Der Tempel umschloß ihre seligsten Gefühle und ihre schönste Hoffnung. Dort harrten sie andächtig Dessen, was ihnen nur erst verheißen war. Ihre ausharrende gläubige Hoffnung und ihre Freude bei dem wirklichen Anblick des göttlichen Kindes zeigen, wie würdig dieser besonderen Gnade sie gewesen. Es waren noch viele Personen zu jener Zeit in dem Tempel, als Joseph und Maria mit dem neu-

gebornen Heilande dahin kamen; aber von keiner derselben wird Gleiches berichtet. Keine war von solchem Eifer, von solcher Andacht, wie Simeon und Anna ihr ganzes Leben hindurch gewesen, und darum war auch keine von gleicher Weisheit. Eine der merkwürdigsten Lehren ist in dieser Erzählung enthalten: Andacht und Frömmigkeit, ein tugendhafter Wandel, führen zur Weisheit. Dem Simeon und der Anna blieb das Heil nicht verborgen. Weisheit ist eine große Gabe; Andacht und Frömmigkeit, ein tugendhafter Wandel, sind aber auch würdig eines so großen Lohnes. Große Weisheit ist schon in dem tugendhaften Wandel selbst enthalten, dieser ist nur der Ausdruck jener. Aber die Weisheit, wie Simeon und Anna sie nach der Erzählung des heutigen Evangeliums bewährten, ist noch eine ganz andere, über jene weit erhabene Weisheit. Simeon und Anna drangen in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse ein, und wurden selbst zu Verkündigern derselben. Ihr Geist wurde geöffnet von dem Heile, das ihnen widerfuhr. Wie schön die Kirche auch heute wieder uns an ihrer Hand führt, wie sie die passendsten Worte und Gefühle gleichsam für uns heraussucht, und Alles thut, uns damit zu erfüllen! Durch die Vorlage eines jeden sonn- oder feiertäglichen Evangeliums, das sie uns mittheilt, begrüßt sie uns mit einem frommen, unser Heil bezweckenden Wunsche, den wir nach ihrer Meinung an uns selbst in Erfüllung bringen sollen. Wie sie während der Adventzeit auf jede Weise in die zur Aufnahme des uns bevorstehenden Heiles nöthige Stimmung uns zu setzen versuchte, — wie es ihr darum zu thun war, im Voraus auf die himmlische Erscheinung uns aufmerksam zu machen, und unser Auge zu stärken für die unendliche Größe des Herrn, so stellt sie uns jetzt das Beispiel frommer Personen, denen der Anblick des Heiles als Lohn ihrer Tugend gegeben wurde, vor Augen, damit wir wie sie bei dem Genusse dieses Anblickes denken, fühlen sollen. In alle Niedrigkeit des Irdischen war Jesus ein-

gehüllt, als Simeon und Anna ihn erblickten; aber die irdische Hülle verschwand vor ihren Augen, sie sahen in ihm nur den Messias, den Bringer des göttlichen Heiles, auf den sie so lange geharrt hatten. Sie empfanden eine unaussprechliche Freude. Mit welchen Gefühlen sollten erst wir den Tempel besuchen, in welchem das Heil die ersten Augenblicke unseres Lebens gesegnet, in welchem unser Geist für das Himmlische herangezogen worden, und wo wir all' das Herrliche, was durch den Messias der Erde mitgetheilt wurde, genossen haben. In welcher ganz anderen Lage befinden wir uns, als Simeon und Anna sich befanden, denen es zum Lohne ihrer aufrichtigen Gesinnung nur gerade am Ende ihrer Tage noch gegönnt war, das Heil zu schauen! Und doch wurden schon Jene durch den ihnen zu Theil gewordenen Anblick mit so hoher Weisheit erfüllt. Es ist die kräftigste Aufforderung für uns, der Weisheit nachzuforschen. Was ganzen Geschlechtern verhießen war, ist uns von Anbeginn geworden. Unser ganzes Leben hindurch haben wir seine Segnungen genossen. Mit welch' hohem Grade von Weisheit könnten wir erfüllt seyn, mit welch' hoher Weisheit könnten wir noch erfüllt werden — durch den beständigen Blick auf Jesus! Dieß ist es auch, wozu die Kirche vor Allem uns auffodert. Die wichtigsten Momente des Lebens Jesu werden an unserem Geiste, in unserer Erinnerung wieder vorübergehen. Wir werden sie feiern, jede Zeit der Gnade — in dem Tempel, an dem Orte der Weisheit. Die Kirche wird sie mit uns feiern. Da ist die Vergangenheit uns gegenwärtig, wie dem Simeon und der Anna die Zukunft. Da werden freilich vieler Herzen Gedanken sich offenbaren. Ein Herz, das da nicht die Wirkungen der Gnade in sich empfindet, das da nicht überströmt in Freude und Begeisterung, das nicht das Licht der Weisheit, die dadurch erweckt wird, auf jede Handlung überträgt, — ein solches Herz widerspricht dem Zeichen, das ihm gesetzt ist, einem solchen Herzen wird Jesus zum Falle

gereichen, nicht zur Auferstehung. Dem Simeon und der Anna wurde ein Strahl der göttlichen Begeisterung mitgetheilt bei dem Anblicke des Himmels-Kindes; den gegenwärtig lebenden Geschlechtern ist in den heiligen Evangelien ein unerschöpflicher Quell von Weisheit eröffnet worden. Wehe Dem, der sie ungenützt läßt, der ihr wohl gar zu widersprechen sucht! Wehe Dem, dem das Heiligste zum Fall gereicht! Es ist ein offenbares Zeichen der Verstocktheit, ein Beweis des größten Leichtsinns, wenn durch solche Mittel das Herz eines Menschen nicht bewegt wird, und mit tiefer Weisheit gibt uns die Kirche die Worte zu bedenken: „Sieh', dieser ist zum Falle und zur Auferstehung Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird, gesetzt worden." Die Betrachtung dieser Worte kann uns am Kräftigsten ermuntern, die in dem Leben und den Reden Jesu liegende Weisheit zu erforschen. Fall und Auferstehung, — zwei bedeutende Worte! In des Menschen Hand ist Eines und das Andere gegeben — durch Jesus. Er ist sein eigener Richter. **Viele werden fallen.** Es ist ihnen sogar vorausgesagt, daß sie sich hüten sollen. Das heiligste Zeichen des neuen Bundes, das Sakrament des Altares, das Jesus einsetzte, ist das Mittel der innigsten Vereinigung mit Jesus, der Ruf der Auferstehung. Aber wer diesem Zeichen des heiligen Bundes widerspricht, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht hinein, wie der Apostel sagt. Er widerstrebt der himmlischen Weisheit, deren Lehren und Ermahnungen an ihn so viele sind.

Noch zwei Punkte sind in dem heutigen Evangelium vorzüglich zu betrachten.

Simeon segnete Maria, die Mutter Jesu, und tröstete sie. Er sagte ihr ihre Schmerzen voraus, und den Zweck derselben. Auch in dieser Segensertheilung ist Simeon nur der Verkünder des göttlichen Segens, der auf Maria ruhte. Sie ist die Gesegnete des Herrn. Und dennoch sollte ein

Schwert ihre Seele durchdringen. Der Schmerz, den Gott in eine Seele sendet, ist oft von seinem Segen begleitet. Solche Menschen, die hier auf Erden wenig frohe Tage zählen können, denen die bittersten Erfahrungen begegnen, und die von Gott und seiner Hilfe ganz verlassen scheinen, sind nicht selten Diejenigen, welche er zu seinen höchsten Zwecken gebraucht, und auf deren Standhaftigkeit und unerschütterliches Vertrauen er das Heil und die Hoffnung vieler Geschlechter baut. Der Schmerz ist etwas Wichtiges im Leben. Auch Er offenbaret die Gedanken der Herzen, die unter andern Umständen verborgen liegen. Darauf beziehen sich auch die Worte Jesu, die wir in den früheren Evangelien schon kennen gelernt haben: „Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.“ Das Leben Jesu war von Schmerz und Leiden aller Art umgeben, und muß daher für Den, welcher nur das Irdische im Auge zu haben pflegt, und dessen Sinn nicht tiefer dringt, als die äußere Erscheinung reicht, als etwas Unbedeutendes oder wohl gar Schmähliches sich darstellen. Es kann Manchen geben, welcher durch dieses scheinbare Unglück und Elend an dem unvergänglichen Schatze, welchen das Leben Jesu für uns in sich trägt, sich irre machen läßt. Es waren auch zur Zeit des Lebens Jesu viele Menschen vorhanden, welche nur deßwegen für das Licht seines Beispieles und für die Vaterstimme seiner Lehren Augen und Ohren verschloßen, weil sie etwas ganz Anderes von ihm erwarteten, als er zu geben gekommen war, und in ganz andere Dinge, als die wahrhaft werthvollen, einen Werth setzten. Von solcher irrigen, thörichten Meinung müssen wir weit entfernt seyn, wenn wir von den durch die Kirche in uns erweckten lebhaften Erinnerungen den vollen Nutzen ziehen wollen. Es ist vielmehr eine Hauptabsicht der christlichen Lehren, das Auge von den irdischen Dingen weg und rein auf das Himmlische zu lenken, das wir überall erkennen und würdigen lernen sollen, in welcher Hülle es sich auch findet.

Maria, die Mutter des Herrn, die Seligste der Jungfrauen, wurde mit solchem Schmerze heimgesucht, als ob ein Schwert ihre Seele durchdränge. Und gerade in diesem Schmerze lag der Segen Gottes für alle kommenden Geschlechter. Simeon erkannte dieß, und bestätigte den göttlichen Segen, der auf ihr ruhte.

Schon in diesem Evangelium sind die ersten Worte über das Leben Jesu enthalten, das wir fortan mit erneuerter lebhafter Erinnerung in das Auge fassen wollen. „Das Kind erwuchs, wurde gestärket, ward voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“ Es sind wenige, aber desto bezeichnendere Worte. Von den ersten Augenblicken seines Lebens an offenbarte sich die göttliche Gnade, die in ihm wirkte, ihn stärkte und mit ihm aufwuchs. Schon frühe erfüllte Weisheit seine Seele. Schon das Kind Jesus ist uns über Alles wichtig und lehrreich.

Das Beispiel, das Jesus, der himmlische Lehrer, den Menschen geben wollte, umfaßt ein ganzes Leben. Er durchwandelte alle Stufen des menschlichen Alters. Die Kürze, womit das heilige Evangelium über sein Kindesalter sich ausdrückt, ist rührend. Außer dem in gegenwärtigem Evangelium Enthaltenen wird nur Wenig davon erzählt. Das Kindesalter trägt ohnehin die Zeichen der göttlichen Gnade sichtbar an sich. Ein Kind, das noch unter den Augen seiner Eltern lebt und von nichts Bösem weiß, lebt noch ganz nach dem Beispiele Jesu. Wenn es dem Kindessinne getreu bliebe, so würde man auch von ihm sagen können: es erwuchs, wurde gestärket, ward voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm. Das ist der traurige Unterschied, daß der Mensch, sobald er anfangen sollte, der Gnade Gottes mitzuwirken, ihr entgegenwirkt.

VI.

Der Sonntag nach dem Neujahrstage.

Die Flucht nach Aegypten und Rückkehr von dort.

Matth. II., 19—23.

„In der Zeit, als Herodes gestorben war, erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Aegypten und sprach: Steh auf, nimm das Kind sammt seiner Mutter, und zieh in das Land Israel; denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind sammt seiner Mutter, und ging in das Land Israel. Als er aber erfahren hatte, daß Archelaus statt seines Vaters Herodes regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen; und nachdem er im Schlafe war ermahnet worden, begab er sich in das Land Galiläa, und kam in die Stadt, Nazareth genannt, wo er seine Wohnung aufschlug; damit erfüllet würde, was durch den Propheten ist vorgesagt worden, daß er ein Nazaräer werde genannt werden."

Eine Menge der wichtigsten Gedanken und Betrachtungen begegnen uns schon bei dem Lesen des heutigen Evangeliums. Dasselbe erzählt uns eine Begebenheit aus dem frühesten Leben Jesu, und zwar aus jenen Tagen, wo Jesus selbst noch nicht handelnd auftreten konnte, wo er seine segen- und weisheitsvolle Lehre noch nicht begonnen hatte. Die Begebenheit ist auch keine solche, bei welcher, wie in der von dem vorsonntäglichen Evangelium erzählten, ein prophetischer Ausspruch über das Kind Jesus gethan, eine Hinweisung auf die Göttlichkeit desselben gegeben wird. Dennoch ist

auch die eben erzählte Begebenheit von der größten Wichtigkeit und höchst lehrreich, weil sie aus dem Leben Jesu ist.

Die Art und Weise, wie wir dieses und alle diesem ähnliche Evangelien betrachten können, ist folgende. Wir sehen zuerst, in wie ferne wir das göttliche Wirken in derselben erkennen, und warum dieses gerade so beschaffen gewesen sey; dann erwägen wir, wie die Menschen der göttlichen Absicht gemäß gehandelt, und wie sie sich überhaupt dabei benommen haben; endlich fassen wir die besondere Beziehung des Geschehenen auf das Leben Jesu und seinen Zweck in's Auge, und beschäftigen uns damit, die erkannten Wahrheiten und Lehren für uns selbst in Anwendung zu bringen.

Welches war das göttliche Wirken bei dieser Begebenheit? Gott sprach durch seinen Engel zu dem schlafenden Joseph. Er würdigte denselben einer unmittelbaren Mittheilung. Eine solche unmittelbare Mittheilung ist und war auch damals etwas Außerordentliches in dem menschlichen Leben, und mußte darum auch dem Joseph als Solches erscheinen. Wir lesen wohl in der heiligen Schrift, daß Jesus zu mehreren Zeiten mehreren Personen sich auf ähnliche Weise mitgetheilt, sich ihnen geoffenbaret habe; allein allemal geschah dieses zu einem besonderen, außerordentlichen Zwecke, und darum auch nicht regelmäßig, sondern nur, wie und wann es dessen bedurfte. In Hinsicht auf Jesus und die von demselben zu erwartende Erlösung war dieses anders. Beinahe in Allem, was auf den Messias Bezug hat, erblicken wir, selbst ohne sorgfältige Betrachtung, die stete unmittelbare Einwirkung Gottes. Er hatte nicht allein zu Joseph gesprochen; sondern, wie er überhaupt schon fast jedem einzelnen Geschlechte der Menschen den kommenden Messias im Voraus auf diese Weise verkündiget hatte, so schien namentlich seit der Zeit, wo diese Verkündigungen in Erfüllung gehen sollten, die unsichtbare Hand Gottes in Allem, was darauf Bezug hatte, enthüllt, und klar und deutlich sprach bei jedem Anlasse die väterliche

Leitung des Unendlichen ſich aus. Der Himmel ſchien geöffnet. Sichtbar trat der Engel zu Maria, und brachte ihr die frohe Bothſchaft. Er grüßte ſie, als er zu ihr trat. Alles, was ſie zu wiſſen bedurfte, wurde ihr von ihm vorausgeſagt. Joſeph hatte ebenfalls ſchon damals im Traume eine Erſcheinung, die ihn belehrte, daß er ſeine Verlobte zu ſich nehmen ſolle und wen ſie gebären werde. Als Jeſus geboren war, ſtiegen Engel hernieder zu den Hirten bei Bethlehem und ſtimmten einen heiligen Lobgeſang an. Von ihnen erfuhren ſie das Heil der Welt. Den Weiſen des Morgenlandes zeigte ein Stern am Himmel die Erfüllung des ſo lang und ſehnlich Erwarteten, ja ſelbſt den Weg zum Heile an. Ueberall zeigt ſich ſo in dem Leben des Meſſias die Führung Gottes, — und zwar ſelbſt in Umſtänden, welche außerdem als ganz gewöhnliche erſcheinen, welche nicht gerade nothwendig einer ſo unmittelbaren Leitung bedurft hätten. Nie erſtreckt ſich aber dieſe Einwirkung Gottes weiter, als auf Belehrungen und Ermahnungen, die er frommen, gottesfürchtigen Perſonen ertheilt, wie ſie handeln ſollen. In dieſer Hinſicht iſt jene Erzählung von der Flucht nach Aegypten beſonders lehrreich. Der ſtolze, laſterhafte Herodes ſtellte dem Leben des neugebornen Kindes nach. Dieſe Nachſtellungen waren dem Joſeph und der Mutter Jeſu unbekannt, und keine Ahnung von einer Gefahr kam in ihre Seele. Gott unterrichtete den Joſeph davon im Traume, durch ſeinen Engel, welcher zu ihm ſagte: „Steh auf, nimm das Kind und die Mutter, und flieh' nach Aegypten. Dort bleib, bis ich dich wieder rufe. Denn Herodes wird das Kind aufſuchen, um es zu tödten!“ — O verweile Jeder, der dieſes lieſt, in ſeinen Gedanken bei dem Bilde des grauſamen, laſterhaften Herodes, wie es ſich hier uns darſtellt. Herodes betrieb ſeinen ſchrecklichen Anſchlag mit ſolchem Eifer und ſolcher Wuth, daß er ſogar, um ſeinen Zweck ja nicht zu verfehlen, beſchloß, alle unſchuldigen Kinder in ganz Bethlehem und der umliegenden

Gegend erwerben zu laſſen. Aber ſelbſt dieſer ganze ruchloſe Entſchluß würde ihm nichts genützt haben, würde zu nichte geworden ſeyn, wenn Gott die Ausführung desſelben nicht zugelaſſen hätte. Das Leben des Herodes mit aller ſeiner Macht und Herrlichkeit, ſo ſtolz er auch darauf geweſen, ſtand in der Hand des Herrn. Es bedurfte in der Hand des Herrn bei Weitem keiner ſo großen Mittel und Umſchweife, als Herodes zu ſeinem Zwecke machte, wenn der Herr denſelben hätte zerſtören wollen. Gott that es nicht; nicht zu Herodes ſpricht er, um ihn von ſeinem ſchrecklichen Vorhaben abzuhalten, ſondern er befiehlt dem Joſeph, mit dem Kinde zu fliehen. Und doch wäre gewiß Gott nichts angenehmer geweſen, als wenn der Kindermord zu Bethlehem unterblieben wäre. Es iſt zwar ein entſetzlicher, aber ein nützlicher, nothwendiger Gedanke, dem wir hiebei nachhängen ſollen, — ſieht ihn nicht wegen ſeiner Entſetzlichkeit! — Herodes war von Gott verlaſſen. Die Betrachtung der Zulaſſung Gottes, wie wir ſie hier erkennen, kann wahre Gottesfurcht in uns erwecken. Gott läßt es zu, daß der Menſch das Schrecklichſte begeht. Er läßt es zu, wenn der Menſch auch dem Heiligſten entgegenſtrebt, die liebevollſten Abſichten des Himmels zum Verderben zu wenden ſucht. Freilich gehen unendlich viele Warnungen und Lehren, unendlich viele väterliche Verſuche zur Beſſerung eines verdorbenen Herzens, zur Bewahrung einer im Verderben begriffenen Seele voraus; aber wenn der Menſch dieſen nicht Gehör gibt, ſo entfernt er ſich ſelbſt immer weiter dadurch von denſelben, und Gott thut ſeinem freien Willen keinen Einhalt. Man muß daraus die große, bedeutende Lehre ziehen, daß zwar jeder Sünder auf ſeinem Wege zum Falle eine Menge göttlicher Mittheilungen erhält, die ſtark genug wären, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen; daß aber jede unbeachtete Warnung, jede mißkannte Lehre ein neuer Schritt zu ſeinem Verderben iſt, und daß die Unterſtützung und der Segen, die wir auf gutem Wege von

Gott genießen, doch immer ſtärker und reichhaltiger ſind, als die Gegenwirkung Gottes gegen unſer böſes Handeln es ſeyn kann, weil bei jenen unſere Seele den göttlichen Einflüſſen nichts in den Weg ſtellt, und dieſelben viel beſſer zu empfinden im Stande iſt, als ein Herz, das ſich denſelben nicht ſo hingibt. Darum iſt ſchon der erſte Schritt auf dem Wege des Laſters ſo gefährlich. Durch jede Sünde ſtoßen wir nicht nur die bisher ſchon von Gott empfangenen Lehren und Weiſungen von uns, ſondern wir machen auch unſer Herz für die künftigen weniger empfänglich. Je länger wir dieſes fortſetzen, deſto ſchwächer werden durch unſere Schuld die göttlichen Einflüſſe auf uns. In dem Ausdrucke „ein von Gott Verlaſſener, Gottloſer" liegt daher etwas, was uns im Innerſten erſchüttern ſoll. Nicht Gott verläßt uns — in dieſem Falle wären wir zwar die elendeſten, aber auch die bejammernswertheſten Geſchöpfe; wir verlaſſen Ihn; wir hören nicht mehr auf ihn, und ſagen uns los von ihm durch unſere Sünden. — Dieß gewährt uns wieder einen neuen Blick auf die göttliche Wohlthat des hl. Bußſakramentes. Gott läßt dadurch dem Sünder den Weg offen, zu jeder Zeit zu ihm zurückzukehren. Aber er ſelbſt muß es thun, er ſelbſt muß ſein Herz reinigen, muß eines andern Willens werden, wenn Gott ihm wieder ſo nahe als vormals ſeyn ſoll. So bald wir unſer Herz wieder gereinigt, unſern Willen geändert, — ſobald wir nur aufere wahre, innige Reue ausgeſprochen haben, iſt auch Gott ganz wieder bei uns, — und ſchöner als in jenem Zeichen des neuen Bundes kann ſich die Wirkung der Erſcheinung Chriſti auf Erden und ſeines Todes für uns nicht ausſprechen. In dem hl. Altars-Sakrament theilt ſich uns Gott, ſobald wir das angebotene Sakrament der Buße benützt haben, ganz und unmittelbar mit. Aber ein liebloſes, ein ungereinigtes Herz bleibt leer von ſeiner Gnade. Darum ißt und trinkt ſich Derjenige das Gericht hinein, welcher das hl. Altars-Sakrament ohne vorausgegangene Buße

empfängt; denn er betritt den Weg zur unmittelbaren Nähe Gottes mit einem Herzen voll Laster und Bosheit, mit Spott und Trug. Ein Solcher gibt zu erkennen, daß ihm das heiligste Mittel zu seiner Rettung, die höchste göttliche Gnade bewußt sey, daß sein Herz von derselben ganz erfüllt seyn könne, und er dennoch von seinem bisherigen Wandel nicht ablasse, demnach der ihm gewordenen göttlichen Gnade widerstrebe. Es ist Gnade von Gott, daß er die Seele des Sünders mit seinen unmittelbaren Einflüssen verläßt, und nur in so weit können wir von Gott verlassen seyn. Bliebe die Unendlichkeit der göttlichen Gnade in einem ihr hartnäckig widerstrebenden Gemüthe, so müßte sie diesem in jedem Augenblicke der fortgesetzten Hartnäckigkeit nothwendig zum Gerichte gereichen. Und in derselben Beziehung ist es, wenn Simeon sagte: „Jesus wird Vielen zum Falle gereichen.“ Um so viel näher nämlich die göttliche Gnade durch den Messias gekommen ist, um so viel ist die Schuld aller fortdauernd Boshaften vermehrt worden, und um so viel verlassener ist nun ihre gottlose Seele.

Auch dieß lernen wir an dem Beispiele des Herodes, daß wir durch unsere Lasterthaten wohl den göttlichen Zwecken widerstreben, sie aber auch nicht einmal von Weitem schädlich berühren können. Unsere Lasterthaten fallen immer auf uns selbst zurück, indem sie nämlich nur den gnadenvollen göttlichen Zweck, den er mit uns selbst hatte, zerstören, da dieses immer nur ein durch unsere eigene Mitwirkung, unser eigenes Verhalten bedingter Zweck ist.

Gott verfolgt darum, und weil wir seiner unendlichen Gnade für uns den Weg versperrt haben, seine heiligen Zwecke auch, ohne unsere Lasterthaten zu berühren. Er läßt diese zu, und schützt nur die Guten dagegen. So rettete er das Kind Jesus, ohne dem Herodes auch nur eine Ahnung davon zukommen zu lassen, daß seine Plane eitel seyen. In diesem Sinne war Herodes von Gott verlassen.

Eben so erhalten wir über die göttliche Zulassung in Hinsicht auf die irdischen Ereignisse dadurch einige Aufklärung. Selbst den wirklichen Mord der Kinder zu Bethlehem ließ Gott zu. Es ist dieß ein Ereigniß, welches jedes fühlende menschliche Herz im Innersten empört, und doch hat Gott nicht nur den Gedanken davon, den Entschluß hiezu, sondern selbst die Ausführung dieses Entschlusses zugelassen. Nur so weit derselbe das Kind Jesus betraf, machte ihn Gott zunichte. Er zeigte seine Allmacht, aber nur in Bezug auf Jesus, dessen ganzes Leben er mit seinem offenbaren Schutze begleitete. Die Rettung des Kindes Jesus gegen die Plane des Herodes war so nothwendig, so unentbehrlich für das Heil des ganzen Menschengeschlechtes, daß Gott das Gelingen der Absicht des Herodes in diesem Punkte unmöglich zulassen konnte.

Hier kann jeder jetzt lebende Mensch, der bereits die unendlichen Folgen der Erlösung an sich und seinen Nebenmenschen wahrgenommen hat, klar die Unvereinbarkeit der Zulassung der Zwecke des Herodes mit den göttlichen Zwekken selbst erkennen. Bei dem Morde der übrigen Kinder in Bethlehem war dieß nicht der Fall. Wer kann behaupten, daß derselbe mit den göttlichen Planen und Zwecken sich durchaus nicht habe vereinigen lassen, d. h. daß er nicht unbeschadet derselben von Herodes habe ausgeführt werden können? Man kann nur sagen, daß man nicht einzusehen im Stande sey, warum Gott diesen Mord zugelassen habe, was Gott bei dem Tode dieser unschuldigen Kinder für einen Zweck gehabt habe. Aber Gott konnte den Mord der Kinder zulassen, und bei dieser Zulassung einen Zweck haben, ohne daß der Tod der Kinder selbst unmittelbar in seinen Planen lag; und wenn auch dieß der Fall war, so sind wir nur zu blind, um dem Gange der göttlichen Plane zu folgen, und sagen zu können, welches diese Plane seyen, — aber wir können eben so wenig sagen, daß unmöglich der Tod der Kinder in den göttlichen Planen habe liegen kön-

nen. Was uns bei dieſem Ereigniſſe ſo ſehr erſchüttert, iſt die Laſterhaftigkeit des Betrugens des Herodes und der ungeheure Schmerz und Jammer, den er dadurch in Bethlehem und der Umgegend des Städtchens verbreitete. Erſtere ließ Gott aus den bereits angeführten Gründen zu; das Letztere iſt ein irdiſches Uebel, das nur Augenblicke währt, und ſobald es den irdiſchen Kreis überſchreitet, mit allen ſeinen Folgen unſern Augen und unſerm Verſtande entrückt iſt. Das größte irdiſche Uebel kann in der innigſten Uebereinſtimmung mit den göttlichen Planen ſtehen, oder wenigſtens von Gott, der es aus einem anderen Grunde zuließ, auf das Vollkommenſte und überſchwenglich wieder ausgeglichen werden. Gott gab uns den größten Beweis davon durch den Tod Jeſu. Was iſt aller Schmerz und Jammer, den der bethlehemitiſche Kindermord nach ſich zog, gegen das Leiden Jeſu? Was ſind überhaupt alle Uebel der Erde dagegen? Und welcher göttliche Plan, welches Heil und welche Gnade ſind denjenigen gleich, welche auf das Leiden und den Tod Jeſu gebaut worden ſind? Wir ſehen dieß jetzt ein, weil Gott uns in dieſem Punkte ſeine allgütigen Plane enthüllt, die unerſchöpfliche Quelle von Segen über uns ausgegoſſen hat, der daraus entſprungen iſt. Aber viele von den Menſchen, die zur Zeit Jeſu lebten, ſahen dieß nicht ein. Wäre Maria nicht ſo fromm und gottesfürchtig, ſo ergeben und tugendhaft, — wäre ſie vielmehr ein gemeines Weib geweſen, — wie ganz anders würde ſie bei dem Leiden, bei dem Tode Jeſu ſich benommen haben! Wie viele Zweifel an Gott und der göttlichen Fügung würden vielleicht ihre Seele erfüllt haben! Aber mit welchem Unrechte! Möchte jeder Unglückliche dieſes bedenken!

VII.

Der Sonntag nach dem Feſte der heil. drei Könige.

Der zwölfjährige Jeſus im Tempel.

Lukas II., 42—52.

Wir fahren mit der Erklärung des vorſonntäglichen Evangeliums fort, da wir die des heutigen am füglichſten damit verbinden können.

Auch in Beziehung auf das Unglück im menſchlichen Leben ſpricht man oft davon, daß Gott Jemanden verlaſſen habe, und die Menſchen ſelbſt führen oft eine ſolche Klage, wenn es ihnen hier auf Erden recht ſchlecht geht. Wie thöricht, wie unheilig wäre eine ſolche Klage, wenn ſie nicht in der menſchlichen Schwäche gegründet, und aus keinem verdorbenen Sinne erzeugt wäre! Jeſus ſelbſt rief am Kreuze, im Uebermaße ſeiner Leiden: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Jeder Schritt des Lebens Jeſu war von Gottes unmittelbarem Schutz begleitet, und die Engel waren vor ihm ausgeſandt, ihn vor Verletzung zu bewahren, — — und doch litt er endlich am Kreuze, und doch ſtarb er an demſelben in unſäglicher Angſt und Schmerzen. Es iſt das Gefühl unſerer Verlaſſenheit, das uns ergreift, wenn wir nicht mit allen unſeren Gedanken, mit unſerer ganzen Seele an Gott uns anklammern können, wenn wir ſeine himmliſche Nähe nicht gleichſam auch in dem uns begleitenden irdiſchen Segen erblicken, — und in ſo ferne iſt es ein ſchönes, gläubiges Gefühl.

Die Urſache, warum Gott das Leben Jeſu mit einem ſo

offenbaren, immerwährenden Schutze begleitete, bedarf keiner besonderen Beleuchtung. Er hatte dabei mehrerlei Absichten. Er wollte dadurch die Göttlichkeit Jesu und den göttlichen Zweck seiner Erscheinung auf Erden bekunden, wollte eine dauernde Bürgschaft hiefür aufstellen, deren alle Geschlechter sich erinnern könnten, wollte das Vertrauen und den Glauben der damals lebenden frommen Seelen gleich im Anfange bestärken. Ferner war gerade die Erlösung des menschlichen Geschlechtes die beste Zeit, die Menschen auch einen tieferen Blick in die Art und Weise der göttlichen Leitung und in den engen Zusammenhang derselben mit den menschlichen Dingen thun zu lassen. Endlich würde auch bei jedem Menschen, welcher dem Vater im Himmel so nahe stünde, welcher so Eins mit ihm wäre, eine ähnliche sichtbare Führung Gottes offenbar werden.

Auf den zuletzt angeführten Punkt wird durch das heutige Evangelium ein schönes Licht geworfen. „Als Jesus zwölf Jahre alt war, giengen seine Aeltern, wie sie es im Brauche hatten, auf das Osterfest nach Jerusalem. Da sie aber nach vollendeten Festtagen wieder zurückkehrten, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Aeltern bemerkten es nicht; sie meinten, er wäre unter den Gefährten, kamen eine Tagreise weit, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Als sie ihn aber nicht gefunden hatten, giengen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn. Und es geschah, daß sie ihn nach drei Tagen mitten unter den Lehrern im Tempel sitzend fanden, wo er sie anhörte und auch fragte. Alle, die ihn hörten, erstaunten über seinen Verstand und seine Antworten. Als sie nun seiner ansichtig wurden, verwunderten sie sich; seine Mutter aber sprach zu ihm: „Mein Sohn! warum hast du uns dieses gethan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Und er sprach zu ihnen: „Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr denn nicht, daß ich mich mit den Dingen, die meinen Vater betreffen, beschäftigen muß?“ Sie aber verstanden diese Worte

nicht, welche er ihnen gesagt hatte. Und er gieng mit ihnen, kam nach Nazareth, und war ihnen unterthan. Seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen, und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter, und Gnade vor Gott und den Menschen."

Schon gleich von Anfang an, sobald er es nur überhaupt thun konnte, gab also auch Jesus seine innige Beziehung auf den Vater im Himmel kund. Er nennt den Tempel das Haus seines Vaters, seine Bestimmung die Beschäftigung mit den göttlichen Dingen, und folgte diesem Orte, diesem Berufe mit der größten Bereitwilligkeit. Jesus war während seines Lebens auf Erden nicht blos dem Aeußerlichen nach ein Mensch, sondern auch sein Inneres, obwohl unzertrennlich von der göttlichen Natur durchdrungen, war in vielfacher Hinsicht der menschlichen Beschränkung unterworfen. Auch in dieser Hinsicht mußte er die Stufen der menschlichen Entwicklung durchlaufen, und die heilige Schrift erzählt darum von ihm, daß er an Weisheit wie an Alter zugenommen habe. Der Vater im Himmel hatte Jesus zwar wohl schon als Kind in seinen besonderen Schutz genommen; es war dieß aber vorzüglich zu einer Zeit geschehen, wo Jesus noch ganz der kindlichen Schwäche und Bewußtlosigkeit unterworfen war; dem Heilande selbst hatte sich Gott noch nicht unmittelbar mitgetheilt. Dennoch fand sich Jesus schon als Kind im Tempel heimisch, er beschäftigte sich schon als Kind mit den göttlichen Dingen. So nahe stand er schon gleich im Anfange seines Lebens dem Himmel.

Es ist eine überaus schöne, hohe Bedeutung, in welcher Jesus den Tempel sich vorstellt. Das Haus Gottes! Das Haus unseres Vaters! — ein Ausdruck, der zwar heutzutage häufig gehört, aber selten in seinem vollen Werthe verstanden wird. Man braucht das heutige Evangelium nur zu lesen, um eine Ahnung davon zu bekommen, welche unendlich hohe, erhabene Gedanken, welche Fülle von heiligen Gefühlen in Jesus erwacht seyn müssen, als er den Tempel zu Jerusalem betrat. Sogar die Lehrer erstaunten vor Jesus, dem Kinde,

— vor seiner Weisheit. Dieses Erstaunen hatte keinen anderen Grund, als weil es ihnen deutlich wurde, daß eine solche Weisheit in dem Kinde hinsichtlich göttlicher Dinge nur durch eine ganz besondere Gnade Gottes, durch eine besondere Heiligkeit und Unschuld dieses göttlichen Gemüthes begründet seyn müsse. Dieß ist der Augenblick, in welchem die Göttlichkeit des Lebens Jesu nach ihrer doppelten Beziehung sich offenbart. Auch jene frühe erstaunliche Weisheit war ein besonderer Schutz, eine besondere Gnade Gottes, und in Bezug auf das Innere Jesu eben Dasselbe, was die an Joseph ergangenen Weisungen und Befehle für das äußerliche Leben Jesu waren. Ja, sie sind noch viel höher zu schätzen. Mit allem Fleiße, mit allen natürlichen Anlagen, mit aller Unterstützung ist man ohne besondere Gnade Gottes nicht im Stande, eine solche Weisheit sich zu erwerben.

Aber wir können unser Herz einer solchen Gnade Gottes würdig und empfänglich machen; je mehr wir ihm uns nähern, desto mehr nähert er sich uns. Betrachten wir das Kind Jesus, wie es in dem Tempel weilt, und mit göttlichen Dingen sich beschäftigt, von denen sein Herz so erfüllt ist, daß es nirgends als in dem Tempel zu Hause zu seyn glaubt, so ist uns auch von dieser Seite der unmittelbare, offenbare Schutz Gottes, welchen er über demselben ausbreitet, um so begreiflicher. Wir sind es gewohnt, einen solchen unmittelbaren, augenscheinlichen Schutz Gottes selbst bei gewöhnlichen Kindern zu erkennen; wir sagen oft, daß recht offenbar ein Engel dieses oder jenes Kind vor dem ihm nahen Verderben bewahrt habe, — und es ist gewiß, daß die kindliche Unschuld, wo sie sich auch immer finden möge, wunderbar geschützt und erhalten wird, und daß oft schon der bloße Ausdruck derselben auf einem kindlichen Gesichte im Stande ist, den rauhesten Bösewicht zu entwaffnen. Merkwürdige Winke über unser Verhältniß zu Gott! Je mehr wir wahrhafte Kinder Gottes sind, desto offenbarer und augenscheinlicher bezeigt er sich als unseren Vater.

Auf das vorige Evangelium zurückgehend, bemerken wir noch, daß Gott zwar dem freien Willen keinen Einhalt thue, und seine Zwecke vor den menschlichen Lastern bewahre, ohne diese selbst zu vereiteln; daß er aber auf mittelbarem Wege zugleich mit der Verfolgung seiner Zwecke gerne dem menschlichen Sinne das Zurücktreten von einem bösen Entschlusse erleichtere, ihn vor der Ausführung desselben behüte. Herodes trug sich lange mit seinem ruchlosen Anschlage gegen das Leben Jesu. In dieser Absicht heuchelte er schon gegen die Weisen des Morgenlandes gleiche Liebe und Verehrung zu dem göttlichen Kinde, wie sie selbst empfanden, und überredete sie, ihm auf dem Rückwege anzuzeigen, ob und wo sie dasselbe gefunden hätten. Die Weisen ahneten nichts Schlimmes, und würden diesem Gesuche mit dem freudigsten Herzen Folge geleistet haben, aber Gott warnte sie im Schlafe. Die Weisen des Morgenlandes kehrten auf einem anderen Wege in ihre Heimath zurück, und Herodes sah sich in seiner Hoffnung, durch sie das göttliche Kind zu entdecken, getäuscht. Allein Herodes ließ deßwegen von seinem Vorhaben nicht ab, die Zeit änderte seinen Entschluß nicht, und die geheime Warnung gieng fruchtlos an ihm vorüber.

Beachtenswerth ist die Art, wie Gott den Menschen in Verfolgung seiner Zwecke sich mittheilte. Er sprach zu ihnen durch einen Engel im Schlafe. So in der Erzählung des vorigen Evangeliums, so zu den Weisen des Morgenlandes u. a. Aber auch auf andere Weise. Der seligsten Jungfrau wurde die frohe Botschaft durch einen Engel verkündigt, während sie im Gebete vor dem Herrn lag; dem Simeon und der Anna offenbarte er sich im Tempel. Alle diese Verkündigungsweisen haben das Gemeinsame, daß sie den Menschen dann zu Theil wurden, wenn sie für dieselben am Empfänglichsten, wenn sie dem Herrn besonders nahe, wenn sie fern von jeder irdischen Störung waren. Ein solcher Augenblick ist vor Allem der des Gebetes, wo der menschliche Geist über das Irdische sich erhebt, und auf den Schwingen der Andacht

dem Himmlischen sich nähert. Aber auch im Schlafe ist wenigstens die Sorge und der Gedanke an das Irdische entfernt, und die Stimme Gottes kann das Herz des Menschen ganz erfüllen. Wie können solche Menschen eine göttliche Offenbarung, eine besondere göttliche Gnade erwarten, welche nie Augenblicke haben, in denen ihr Herz gesammelt ist; deren Gemüth immer von irdischen Dingen voll und für alles Höhere verschlossen ist, in deren Seele sogar im Schlafe noch am Erdendinge hängt? Es ist eben so thöricht, das Irdische ganz zu verachten, und sich durch völlige Losreißung von demselben Gott am Besten nähern zu wollen, als es thöricht ist, das ganze Herz daran zu hängen, und es als das Einzige, Werthvollste zu betrachten. Wer die wahre göttliche Absicht erkennt, sieht die irdischen Dinge als Mittel zum Zwecke, als die Stufen zu dem Höheren an, und hütet sich sowohl davor, sie zu überschätzen, als sie zu wenig zu achten. Derselbe Fall ist es mit dem ganzen irdischen Leben überhaupt. Es ist auch Thorheit, sich schon hier über das irdische Leben so weit erheben zu wollen, daß wir beständig eine göttliche Offenbarung erwarten, und es gleichsam für eine nothwendige Bürgschaft unseres Rechthuns betrachten, daß Gott uns immer einer solchen würdige. Auch das irdische Leben ist ein weises Glied in der Kette der göttlichen Absichten, und bestimmt, uns zum Ziele zu führen. Auch das irdische Leben ist für uns auf das Beste und Weiseste von Gott eingerichtet, und Gott greift darum nicht weiter in dasselbe ein, als seine besonderen Zwecke es nöthig machen. Die innigere Annäherung an Gott, die höhere Gemeinschaft bleibt dem Leben jenseits des Grabes aufbehalten. Es ist selbst ein unheiliger Gedanke, und eine Art von Stolz, zu glauben, daß Gott uns anderen Menschen vorziehen, und uns besondere Mittheilungen zu Theil werden lassen solle, die wir gleichsam als Lohn für unsere besondere Tugend und Frömmigkeit betrachten dürften. Selbst wenn uns dergleichen Offenbarungen, z. B. eine besondere Regung des Gemüthes, besondere

Einſichten, zu Theil werden, die wir nur beſonderen Einflüſſen der göttlichen Gnade zuſchreiben können, iſt es vernünftiger, ſie in Bezug auf die dadurch beabſichtigten göttlichen Zwecke, als auf unſere Perſon zu betrachten, und nur dahin zu ſtreben, daß wir dieſelben von unſerer Seite ſo gut als möglich erfüllen, damit nicht die beſondere Offenbarung Gottes eher zu unſerer Strafe, als zur Gnade gereiche.

Endlich iſt auch die ſchöne Rückſicht nicht zu überſehen, welche Gott bei ſeinen Mittheilungen an Joſeph, in Betreff des Schickſals und Lebens Jeſu, dem ehelichen Leben ſchenkte. Seit dem Augenblicke, in welchem Joſeph und Maria verbunden waren, wandte ſich Gott mit ſeinen Ermahnungen und Geheißen an Joſeph. Maria, die Geſegnetſte des Herrn, erhielt die göttlichen Befehle aus dem Munde des Joſeph, ihres Ehemannes. Gott ſelbſt erklärte ihn dadurch ſtillſchweigend für den Leiter und Schützer ſeines Weibes, und deutet auf die Pflichten, welche Eheleute gegen einander zu erfüllen haben.

Die Frage: wie die Menſchen nach der Erzählung des heil. Evangeliums bei dieſen Jeſu gegebenen göttlichen Mittheilungen ſich verhalten, iſt für uns vorzüglich bedeutend, weil ſie uns zur Richtſchnur dienen kann. Joſeph und Maria zeigten ſich in Allem den Worten Gottes unbedingt gehorſam. Selbſt in den ſchwerſten Dingen unterließen ſie nichts, den göttlichen Willen zu vollbringen. Sie konnten keine Ahnung haben von dem Grunde, warum Gott ihnen den Befehl zur Flucht nach Aegypten ertheilte; aber Gott bezeichnete ihnen ſelbſt die Gefahr, in der das Kind Jeſus ſchwebte. Sie beachteten das Wort Gottes, und leiſteten Gehorſam, was ſie auch gethan haben würden, wenn ſie den Grund des Befehles gar nicht gewußt haben würden. Eben ſo blieben ſie bis zu einem neuen Befehle, der ihnen zu Theil wurde. Sie erkannten die väterliche Liebe und das väterliche Wohlwollen Gottes, und kamen demſelben in ſeinen Abſichten entgegen.

Sie wurden aber dadurch nicht übermüthig, so daß sie, auf die göttlichen Mahnungen sich verlassend, die eigene pflichtmäßige Sorgfalt außer Acht gelassen hätten. Davon gibt auch das heutige Evangelium wieder ein Zeugniß. Mit echt älterlichem Sinne suchten sie das vermißte Kind auf, und sagten zu ihm, als sie es gefunden hatten: Wir haben dich mit Schmerzen gesucht. Sie hatten es schon aus älterlicher Sorgfalt mit in den Tempel genommen, um es auch bei einem so wichtigen Gange bei sich zu haben, und es so früh als möglich an Gott zu weisen. Maria war besonders aufmerksam auf alle die göttlichen Winke; sie behielt Alles, was darauf Bezug hatte, wenn sie es auch noch nicht verstand, in ihrem Herzen, und gedachte dessen zu seiner Zeit.

Das heutige Evangelium zeigt uns Maria, die Mutter des Heilandes, in einem rührenden Lichte. Sie war die Mutter Gottes, und war sich dessen bewußt, weil der Engel es ihr mit klaren Worten vorher verkündigt hatte. Sie war die Mutter Gottes. Als solche vereinigte sie das Gefühl der Mutterliebe mit dem der göttlichen Liebe, die in ihrer Brust wohnte. Dasselbe Kind, welches in seiner unendlichen Erhabenheit als Messias vor ihr stand, und dem sie eine tiefe andächtige Verehrung weihte, — ja, in dessen Nähe sie ein heiliges Schaudern empfand, war mit den zärtlichsten Banden der Natur ihr an das Herz gelegt, war das größte Glück — wie ihres Geistes — so auch ihres mütterlichen Herzens. Beide Gefühle schmolzen auf das Innigste in ihrer Seele zusammen. Sie wußte, daß Jesus auch im Kindesalter ihrer nicht bedurfte, sie konnte ihm keine Wohlthat erweisen, ihm keinen Schutz gewähren, da alle Wohlthaten, aller Schutz von Jesus ihren Ursprung hatten; aber Jesus selbst hatte sich erniedrigt, mit kindlichen Armen sie zu umfassen, sie Mutter zu nennen, als Mutter sie zu ehren und zu lieben.

VIII.

Der zweite Sonntag nach dem Feſte der heil. drei Könige.

Die Hochzeit zu Kana.

Joh. II., 1—11.

Wir haben auch dießmal noch einige Betrachtungen über das vorige Evangelium zu verfolgen, ehe wir zu dem heutigen übergehen können.

Maria durfte Jeſum als Mutter durch das Leben leiten, ihm ihre Hand reichen zu jedem Schritte, den er zu machen hatte, — durfte der Engel ſeyn, der vor ihm hergeſandt war. Alles dieß geſchah nicht für Maria allein; es war eine Wohlthat, die dem ganzen Menſchengeſchlechte erwieſen wurde. Denn Jeſus blieb nicht im älterlichen Hauſe; er gieng auch hinaus, um zu lehren und zu retten. Das Erſte, was die heilige Geſchichte von ihm ſelbſt erzählt, iſt ſein Gang zum Tempel. Gleich bei dieſem erſten Gange näherte er ſich dem Geiſte aller Menſchen, und brachte gleichſam den Himmel unter ſie. Darum ſagte er zu Maria, als ſie ihn im Tempel gefunden hatte: Warum ſuchtet ihr mich? Wiſſet ihr denn nicht, daß ich mit göttlichen Dingen mich beſchäftigen muß? — Jeſus erinnerte durch dieſe Worte auf eine höchſt liebliche Weiſe ſeine Mutter daran, daß ſie ihn nicht blos mit mütterlichem Auge betrachten dürfe, und daß ſie in der natürlichen Angſt ihres Herzens ſeine höhere Eigenſchaft außer Acht gelaſſen habe. Wenn auch in kein ſo nahes irdiſches Verhältniß, wie zu

Maria, so trat doch Jesus zu allen Menschen durch seine Menschwerdung in ein nahes Verhältniß. Wir alle können ihn als Menschen denken, als einen göttlichen Menschen, — ein Bild, dem wir in Unendlichkeit nachstreben können. Der Gedanke an Gott ist uns dadurch erleichtert, und alle menschlichen Verhältnisse, alle Verhältnisse unsers Lebens hat Er geheiligt. Die Mutter, die ihr heißgeliebtes Kind umschlingt, denkt an Maria. Zwar ist ihr nicht solche Himmelslust zu Theil geworden, wie Marien; allein auch ihr ist das Kind, das sie an ihren Busen drückt, von Gott gegeben. Auch dieses Kind trägt Göttliches in sich, ist ein Ebenbild des Menschensohnes, dem es auch am Geiste ähnlich werden kann. — Jesus, der Göttliche, war Kind, war unterthan den Eltern. Menschen durften ihn lieben, ihm nahe seyn, ihn erziehen. — Das Leben Jesu auf Erden ist ein Strahl, der alle Lebens-Verhältnisse eines guten, frommen Menschen noch jetzt verklärt. Oder erfährt dieß nicht der unverdorbene, tugendhafte Jüngling, wenn er einmal auf einer gewissen Höhe steht, und zurückblickt auf sein verwichenes Leben? Die ersten Bilder, welche zärtliche Eltern ihm vor Augen stellten, und deren Eindrücke noch jetzt seine Seele erfüllen, sind: das Kind Jesus in der väterlichen Hütte, das Kind Jesus im Tempel. Diese Bilder wuchsen mit ihm auf, verschmolzen in seinem eigenen Leben. Der Tempel, welchen Jesus als das Haus seines Vaters betrachtete, ist auch für ihn ein Vaterhaus; auch ihm ist es Beruf, mit göttlichen Dingen sich zu beschäftigen. Seit Jesus auf Erden wandelte, können wir in einer gewissen Hinsicht auch hier auf Erden schon das Göttliche schauen.

In dem vorigen Evangelium heißt es: „Alle, die das Kind Jesus hörten, erstaunten.“ Erstaunen erregte das erste Erscheinen Jesu vor den Leuten. Das heutige Evangelium führt uns auch einen Vorfall zu Gemüthe, der großes Erstaunen erregte. Er ist aus dem späteren Leben Jesu, da er zu dieser Zeit schon Jünger um sich versammelt und Alles zu der

Antretung seines Berufes als Lehrer und Heiland der Menschen vorbereitet hatte. Das heutige Evangelium enthält nämlich die Erzählung von dem ersten Wunder Jesu.

„In jener Zeit wurde eine Hochzeit zu Kana in Galiläa gehalten, und die Mutter Jesu war auch da. Jesus und seine Jünger wurden mit zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine mangelte, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein. Jesus aber sprach zu ihr: Weib! was geht das dich und mich an? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter aber sprach zu den Dienern: Alles, was er euch sagen wird, das thut. Es waren aber nach dem Gebrauche zur Reinigung der Juden daselbst sechs steinerne Wasserkrüge, wovon ein jeder zwei bis drei Maaß hielt. Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser, und man füllte sie bis oben an. Danach sagte Jesus zu ihnen: Schöpfet nun davon, und bringet dem Speisemeister; und sie brachten es ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser, welches zu Wein geworden war, kostete, und nicht wußte, woher dieser Wein kam (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es); da rief der Speisemeister dem Bräutigame, und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein vor, und wann man trunken geworden ist, so setzet er den geringen auf; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbehalten. Dieß ist das erste Zeichen, welches Jesu zu Kana in Galiläa gewirket hatte, und wodurch er seine Herrlichkeit offenbarte; und seine Jünger glaubten an ihn.“

Die Wunder Jesu verdienen bei einer genaueren Betrachtung seines göttlichen Lebens und Leidens ein vorzügliches Augenmerk. Das heutige Evangelium selbst spricht bei seinem ersten Wunder den Zweck desselben aus: Offenbarung seiner Herrlichkeit, und die Folge davon: Bestärkung der Jünger im Glauben. Es folgte auf dieses erste Wunder Jesu noch eine Reihe anderer, und wie wir zuvor den noch ganz kindlichen Jesus auf die wunderbarste Weise erhalten

und geschützt sahen, so sehen wir nun ihn selbst eine Macht entfalten, die einem bloßen Menschen nicht gegeben seyn konnte, und die wir daher mit allem Rechte wunderbar nennen. Dieses mußte nothwendig die Augen aller Menschen auf sich ziehen, und ihnen den Gedanken beibringen, daß in Jesus wohl etwas Höheres verborgen liege, als ihnen bekannt sey. Die Menschen staunten über die Herrlichkeit, die Jesus gegeben war. Dieß leitet auf die allgemeine Betrachtung, daß viele Menschen ohne die Wunder Jesu ihn nicht erkannt, an ihn nicht geglaubt haben würden. Ja, solcher Menschen war damals die größere Zahl unter allen, die Jesus sahen und hörten. Nur Wenige standen bereits auf einer Stufe, wo sie dessen nicht bedurften. So Simeon und Anna, und die Weisen des Morgenlandes, die uns deßwegen in besonderer Ehrwürdigkeit erscheinen. Klar und ohne Schleier lag vor ihren Augen die Göttlichkeit des Menschensohnes, ohne daß sie einer weiteren Offenbarung bedurften. Jesus verschmähte es aber nicht, auch Denjenigen, welche einer deutlicheren Enthüllung bedurften, sich noch besonders mitzutheilen. Dieß ist der einzige Gesichtspunkt, aus welchem man die Wunder Jesu betrachten muß. Seine göttlichen Zwecke machten es nothwendig, seine eigene Göttlichkeit in dem niederen Gewande des Irdischen zu verbergen; aber in dem Irdischen sollten die Menschen das Göttliche erkennen. Darum zeigte Jesus Denen, welche sonst an ihm gezweifelt hätten, durch Wunder seine Alleinherrschaft über das Irdische; und die Krone dieser Wunder, seine Auferstehung, ist ein vollendeter Sieg über dasselbe. Er offenbarte seine Herrlichkeit dadurch, daß er so weit über den Staub sich wieder erhob, so weit er in denselben sich erniedrigt hatte. Es ist indessen besonders betrachtenswerth, welche Gegenstände Jesus erwählte, um seine Herrlichkeit an ihnen zu offenbaren. Hier, bei seinem ersten Wunder, sind es die einfachsten Gegenstände. Die Verwandlung von Wasser in Wein, so ein großes Wunder sie enthält, ist etwas so

wenig Lärmendes oder Glänzendes, daß ſie im erſten Augenblicke kaum bemerkt werden konnte. Jeſus kündigte auch nicht vorher an, daß er jetzt ein Zeichen verrichten, daß er ſeine Herrlichkeit offenbaren wollte; er machte nicht einmal darauf aufmerkſam, als er nun das Wunder wirklich verrichtete, und gab ſich nicht ausdrücklich als den Urheber desſelben zu erkennen. Eine Auffoderung durch ſeine Mutter war für ihn die Veranlaſſung dazu, gleichſam als würde jetzt erſt der Gedanke in ihm erregt, und jene Auffoderung wurde durch ein Bedürfniß, durch einen zufällig eingetretenen Mangel veranlaßt. Auch hier war es nicht die Meinung Mariens, eine Offenbarung der Herrlichkeit ihres Sohnes herbeizuwünſchen, oder ihn zur Beſchleunigung des Augenblickes aufzufodern, in welchem er ſein beſeligendes Geſchäft beginnen würde. Ihre ſtillſchweigende Bitte an Jeſus war lediglich aus einem mitleidigen Herzen entſprungen. Sie ſah die Verlegenheit der Brautleute, und wußte, daß Jeſus, der neben ihr ſaß, nur wollen dürfe, um ſie davon zu befreien. Sie zweifelte nicht an ſeinem Willen. Aber auch hier bemerken wir wieder die liebliche, rührende Miſchung in Mariens Benehmen gegen ihren Sohn. Sie kannte auch ſeine Allwiſſenheit und konnte nicht glauben, daß es erſt eines Wortes, eines Winkes von ihr ſelbſt bedürfe, um ihn auf die Noth der Brautleute aufmerkſam zu machen; aber ſie wandte ſich doch zu ihm mit den Worten: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Sie vermochte es nicht, ihr Mitleid mit den Brautleuten gegen Jeſus zu verſchweigen, und die Bitte um Hilfe, die ſie an ihn richten konnte, zu unterlaſſen. Es darf dieß auch nicht befremden; denn Maria, obwohl ſie die Mutter des Herrn war, fühlte menſchlich, hatte menſchliche Bedürfniſſe. Ein ſolches befriedigte ſie, als ſie ſich mit jenen Worten an ihren göttlichen Sohn wandte. Sie betrachtete ihn als Sohn. Sie wußte nicht, ob es in ſeinem Zwecke lag, dem zufälligen Mangel an Wein, der bei der Hochzeittafel einriß, abzuhelfen. Um ihres eigenen Ge-

fühles wegen wandte sie sich an ihn, theilte ihm ihre mitleidige Regung mit, und erwartete, ob er zu Hilfe kommen, oder sie wenigstens darüber beruhigen wollte. Diese Bitte Maria's an Jesus ist ein Blick in die Natur des Gebetes. Auch wir wissen jetzt und sind vollkommen überzeugt davon, daß unser Vater im Himmel jede Noth auf Erden kenne, jedem menschlichen Bedürfnisse abhelfen wolle, wenn es zum Besten der Menschheit gereicht. Aber dieses Wissen, diese Ueberzeugung hindert uns nicht, bei jedem Anliegen an diesen Vater im Himmel uns zu wenden, ihm dasselbe vorzutragen, ihn um Abhilfe zu bitten. Er hat uns so nahe an sich gezogen, daß wir ihm uns mittheilen dürfen. Um unser selbst willen beten wir. Denn unserer schwachen, menschlichen Natur genügt es nicht, überall und immer unter Gottes Schutz zu stehen, von ihm geliebt zu seyn; wir müssen uns auch in dem beständigen Bewußtseyn dessen erhalten, uns selbst auf menschliche Weise Gott nähern dürfen. Das Gebet ist eine Annäherung an Gott, eine Vereinigung unseres Sinnes mit dem seinigen. Jesus selbst betete, als er Mensch war. Am Oelberge rief er zu seinem Vater: „Vater, nimm diesen Kelch von mir, wenn es möglich ist! Aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige!" Jeder Leidende kann dem Erlöser diese Worte nachbeten. Wie viel liegt für ihn in diesem Gebete! Er ruft zum Vater; — er ruft ihn an, um sich auf das Lebhafteste seiner, und seiner Nähe zu erinnern, — er theilt ihm mit, was ihn drückt, und erleichtert dadurch sein kummervolles Herz, — er bittet ihn um Abhilfe, d. h. er stellt sich auch das Bewußtseyn der Allmacht Gottes recht nahe, er tröstet sich damit, und sagt gleichsam zu sich selbst, daß auch dieser Kelch an ihm vorübergehen werde, wenn je der menschliche Wunsch mit dem göttlichen Zwecke übereinstimme. Aber der Schluß seines Gebetes gibt den Schlüssel zu dem ganzen Gebete. Er spricht aus, daß er in keinem Falle etwas anderes wolle, als was der Wille Gottes sey, und daß er, selbst wenn sein Wunsch mit dem Willen Gottes

nicht übereinſtimme, nur dieſen Letztern erfüllt wiſſen wolle; daß es alſo der Zweck ſeines Gebetes nicht ſey, ſelbſt wenn dieſes möglich wäre, den Willen Gottes zu ändern, ſondern daß er nur das Bedürfniß in ſich fühle, zu ſeinem Gott zu rufen, mit ihm zu reden, ihm ſeinen innigen Wunſch vorzutragen, und das lebendige Bewußtſeyn von Gottes väterlicher Macht und Güte in ſich zu erneuern. Ein ſolches Gebet findet dann auch immer Erhörung, wenn wir den richtigen Begriff mit dem Worte „Erhörung" verbinden. In dem Gebete ſelbſt liegt die Erhörung. Gott hört unſer Gebet. Erhört iſt es, wenn unſer Verlangen mit dem allweiſen Zwecke Gottes in Uebereinſtimmung geſtanden iſt, wenn es kein ſchädliches Verlangen war. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo wird freilich unſer Wunſch nicht erfüllt werden, weil Gott, die Kurzſichtigkeit unſerer Bitten einſehend, uns dieſelben nicht entgelten läßt. Aber das Gebet ſelbſt hat den Frieden und Segen Gottes in unſer Herz geflößt. Es iſt ein großer Fehler der meiſten Menſchen, daß ſie glauben, ihr Gebet ſey nicht erhört, wenn das nicht in Erfüllung gegangen iſt, um was ſie gebetet haben. Wir dürfen uns nur eine recht menſchliche Vorſtellung machen, um die wahre Einſicht über das Gebet zu erlangen. Wenn ein Kind ſeinen Vater um etwas Thörichtes bittet, ſo wird der Vater aus Liebe zu dem Kinde dieſes nicht erfüllen. Kann nun aber das Kind deßwegen, wenn der Vater es über das Thörichte ſeines Verlangens belehrt, wenn er ſeine Thränen trocknet und ihm ſeinen Kummer ſo viel möglich erleichtert, im wahren Sinne des Wortes ſagen, daß ſeine Bitten nicht erhört worden ſeyen? Gewiß nicht. Das Kind kann auch nicht ſagen, daß es umſonſt gebeten habe. Selbſt ein Kind, das z. B. eine ſchmerzhafte Operation auszuſtehen hat, und während derſelben in ſeinem großen Leiden nach ſeinem Vater ruft, ihm ſeinen Schmerz klagt, und ihn um Hilfe bittet, die ihm der Vater nicht gewähren kann, darf nicht ſagen, daß es nicht erhört worden ſey, wenn der Vater auch nur

mit stummem Wehmuthsblicke zu seinem Kinde tritt, es umschlingt, ihm den Schweiß von der Stirne wischt, und nach glücklich geendeter Operation sich mit ihm freut, es frohlockend in seine Arme schließt. Zwar ist Dasjenige, was das Kind zu jenem Rufe nach seinem Vater veranlaßt hat, dadurch nicht gehoben worden, es hat nicht gehoben werden können; aber das Kind hat dennoch gewiß die Nähe seines Vaters, und dessen liebevolle Theilnahme an seinem Schmerze empfunden, — es hat vielleicht sogar empfunden, daß ein Leiden, welches ein so liebevoller Vater verhindern könnte, und doch nicht verhindert, zum Wohl des Kindes gereichen müsse, nur ein augenblickliches Leiden sey, dem eine desto größere Freude folge, — und ist dadurch stark geworden im Dulden, getröstet in dem Schmerze. Wir sollten wenigstens diesen, und ja keinen anderen Begriff mit dem Worte „Erhörung" verbinden. Dann würde man nie jene thörichte Klage hören, daß man nicht begreifen könne, wie Gott dieses oder jenes Gebet habe unerhört lassen können, — oder gar die bejammernswerthe Meinung vernehmen, daß das Gebet nichts helfe, weil auch ohne dieß der Wille Gottes geschehe. Auf jeden Ruf nach dem Vater folgt wenigstens eine Erquickung, die die väterliche Liebe reicht.

Die Bitte Maria's bei der Hochzeit zu Kana bezweckte ferner nicht gerade, daß Jesus ein Wunder thun sollte. Sie hat in dem lautersten Bewußtseyn der Allmacht ihres Sohnes, vor dem in dieser Hinsicht jede Bitte gleich sey. Sie sprach nur die Noth aus, für welche sie Hilfe hoffte. Wie Jesus helfen wolle, überließ sie ganz seiner Weisheit. Vor Gott gibt es auch eigentlich kein Wunder. Nur den Menschen kann etwas wunderbar erscheinen. Aber auch der Mensch, wenn er Das, was er ein Wunder nennt, genauer betrachtet, findet darin etwas ganz anderes, als er im ersten Augenblicke zu erkennen glaubt.

IX.

Der dritte Sonntag nach dem Feſte der heil. drei Könige.

Der Hauptmann von Kapharnaum.

Matth. VIII., 1—13.

Was verbinden wir mit dem Worte „Wunder", wenn wir genauer darüber nachdenken, für einen Begriff? Wir verſtehen darunter ſolche Erſcheinungen, welche den natürlichen Geſetzen widerſprechen, und wenn ſolche Erſcheinungen durch einen Menſchen bewirkt wurden, ſo nennen wir einen ſolchen Menſchen einen Wunderthäter, und wir ſchreiben ihm eine höhere, übernatürliche Kraft zu, weil die menſchlichen Kräfte dazu nicht ausreichen. Wir gehen alſo bei dem Begriffe der Wunder davon aus, daß ſie Zeichen einer außergewöhnlichen, einer höheren Macht ſind, und darum erfüllen ſie uns mit Ehrfurcht und Bewunderung. Dieſe Ehrfurcht und Bewunderung hat aber bei den meiſten Menſchen eine Beimiſchung von unächtem, ſchiefem Gefühle, welches auf eine wenigſtens theilweiſe falſche Anſicht von den Wundern führt, und dadurch den ſo oft vernommenen ſtarren Unglauben — etwas dem Zweck der Wunder ganz Entgegengeſetztes — erzeugt. Nichts kann eine ſchönere Aufklärung über die Wunder und eine heiligere Betrachtung derſelben gewähren, als das heutige Evangelium. Ehe wir aber zu der näheren Erwägung desſelben übergehen, müſſen wir noch einige kurze Bemerkungen über das vorhergehende nachholen.

Als Maria zu Jesus um Hilfe für die Brautleute zu Kana sich gewendet hatte, sagte Jesus zu ihr nach der Erzählung des hl. Evangeliums: „Was geht das dich und mich an? Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Seine Mutter aber sprach zu den Dienern: „Alles, was er euch sagen wird, das thut!"

Diese letzteren Worte Maria's stehen mit ihren zuvor gesprochenen Worten an Jesus in unmittelbarer Verbindung. Sie hatte sich an ihn um Hilfe gewendet, — und ohne besondere Rücksicht auf seine Antwort, ja fast ohne dieselbe abzuwarten, fängt sie sogleich an, einen darauf bezüglichen Auftrag zu ertheilen. So fest und innig war sie überzeugt, daß Jesus helfen werde. Wir sehen auch hier genau Dasselbe, was wir bei dem Evangelium, das uns den zwölfjährigen Jesus im Tempel zeigt, beobachtet haben, — nämlich: Maria verstand die Antwort ihres Sohnes nicht. Sie wußte nicht, was er damit sagen wollte, seine Stunde sey noch nicht gekommen. Sie konnte die Tiefe der göttlichen Geheimnisse, die in dem Leben Jesu lagen, noch nicht durchdringen. Sie sah in ihm nur den mächtigsten, den bereitwilligsten Helfer. Die Stunde Jesu war auch in dieser Hinsicht (daß er von den Menschen verstanden werden sollte) noch nicht gekommen.

Jesus erklärte sich darum auch nicht weiter. Er that, was Maria von ihm erwartete. Er verwandelte Wasser in Wein. Er offenbarte dadurch auch seine Herrlichkeit, — aber noch nicht für die Welt, — nur in einem kleinen und vertrauten Kreise, in welchem auch seine Jünger sich befanden. Und das hl. Evangelium erzählt: Seine Jünger glaubten an ihn. Dieses war seine Hauptabsicht bei diesem seinem ersten Wunder: seine Jünger sollten an ihn glauben. Und dieser Glaube seiner Jünger an ihn war auch die Folge seines ersten Wunders.

Die Verwandlung von Wasser in Wein war ein Wunder, das sich in dem ersten Augenblicke vor den Augen der

Menſchen verbarg. Die Verwandlung ſelbſt geſchah, ohne daß die Menſchen es nur wahrnehmen konnten. Erſt aus den Folgen, aus den Wirkungen erkannten ſie das Wunder. Die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit durch dieſes Wunder beſtand darin, daß ein Ding ſeine natürlichen Eigenſchaften verlor, und andere dafür annahm, — alſo in der Offenbarung der göttlichen Herrſchaft über die Natur.

Zwei ähnliche, aber auffallendere Wunder ſind es, von welchen das heutige Evangelium handelt.

„In der Zeit, als Jeſus von dem Berge herab gieng, folgte ihm eine große Menge Volkes; und ſieh, da kam ein Ausſätziger, betete ihn an, und ſprach: Herr! wenn du willſt, kannſt du mich reinigen. Jeſus ſtreckte ſeine Hand aus, berührte ihn, und ſagte: „Ich will, ſey rein.“ Und alſobald wurde er von ſeinem Ausſatze gereiniget. Da ſprach Jeſus zu ihm: „Hab' Acht, daß du es Niemanden ſagſt; ſondern geh' hin, zeige dich dem Prieſter, und opfere die Gabe, welche Moſes befohlen, ihnen zum Zeugniſſe!“ Da er aber nach Kapharnaum kam, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn, und ſprach: Herr! mein Knecht liegt zu Hauſe an der Gicht, und leidet große Qual. Jeſus ſprach zu ihm: ich werde kommen, und ihn geſund machen. Der Hauptmann aber antwortete und ſagte: Herr! ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach eingeheſt, ſondern ſprich nur ein Wort, ſo wird mein Knecht geſund werden. Denn, wenn auch ich, der ich doch ſelbſt unter deiner Obrigkeit ſtehe, einem meiner untergebenen Kriegsleute ſagte: Geh' hin! ſo gehet er hin; und zu einem Andern: Komm her! ſo kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das! ſo thut er es. Da Jeſus ſolches hörte, verwunderte er ſich, und ſprach zu Denen, die ihm folgten: Wahrlich, ſage ich euch, einen ſo großen Glauben habe ich in Iſrael nicht gefunden. Ich ſage euch aber, daß Viele vom Auf- und Niedergange der Sonne kommen, und mit Abraham, Iſak und Jakob in dem Himmelreiche ihren Sitz haben werden. Die Kinder des Reichs

hingegen werden in die äußerste Finsterniß verstoßen werden, da wird Weinen und Zähnklappern seyn. Alsdann sprach Jesus zu dem Hauptmanne: Geh' hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast; und der Knecht wurde in derselben Stunde gesund."

Jesus entfernte hier zwei natürliche Uebel, welche, wenigstens in so kurzer Zeit, auf natürlichem Wege nicht gehoben werden konnten. Eine solche augenblickliche Entfernung zeigte sich auch augenblicklich als Wunder. Jesus offenbarte daher hier noch deutlicher und unwidersprechlicher seine unbeschränkte Herrschaft über die Natur.

Die Wunder Jesu dienten demnach dazu, die Menschen darauf aufmerksam zu machen, daß in der menschlichen Gestalt Jesu das Göttliche verborgen liege.

Die Art, wie die Menschen diese Wunder betrachteten, war aber sehr verschieden. Die Meisten staunten darüber, weil sie dieselben nicht begriffen; ihre Augen blieben aber an dem Wunderbaren der Erscheinung oder an der Wunderkraft des Menschen hängen, der sie bewirkte, ohne daß ihr Staunen in ein anderes Gefühl sich verändert hätte, wenn sie einmal den wahren Grund des Wunders erkannten; Andere folgten selbst dem Göttlichen nur darum nach, weil es so große Macht äußerte. Man glaubte an Jesus, — daß er nämlich mehr, als ein gewöhnlicher Mensch sey, weil er Wunder wirkte; man glaubte, daß Jesus große Macht über die Natur habe. Aber ganz ein anderer war der Glaube des Hauptmannes von Kapharnaum, von welchem Jesus selbst sagte, daß er einen ähnlichen in Israel nicht gefunden habe. So wie der Glaube dieses Mannes war, sollte der eines jeden Christen seyn.

Der ächte Glaube betrachtet die Wunder ganz anders. Er weiß von Gott, kennt ihn nach allen seinen Eigenschaften, — so vollkommen, als es dem menschlichen Sinne möglich ist. Er erkennt darin das Höchste, das Vollkommenste. Sein Gefühl gegen Gott ist darum immer dasselbe. Er weiß,

daß Alles, das Kleinste wie das Größte, von Gott herrührt, und Alles nach dem Willen desselben sich richtet, — daß Gott allmächtig ist. Gott selbst, und was er an Gott erkennt, ist ihm das einzige Wunderbare. So auch die Allmacht Gottes. Sie selbst ist für ihn ein Wunder; keine That der Allmacht aber kann ihm als ein besonderes Wunder erscheinen, weil vor der Allmacht jede That gleich ist, und bei ihr keine einer besonderen Kraft bedarf. Er ehrt und erkennt die Allmacht in dem kleinsten Sandkorn, wie in der ungewöhnlichsten Erscheinung. Ja, ihm ist gerade die Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit und Ordnung der ganzen Natur, die ewige Stätigkeit in den Gesetzen derselben, ein Hauptanlaß zur Verehrung und Erkenntniß Gottes. Der wahre Glaube kann auch durch kein Wunder überrascht werden. Denn der Christ weiß, daß Gott überall ist, Alles mit seinem Odem durchweht, wenn er auch nicht auf besondere Weise sich offenbart, und ihm ist der regelmäßige Gang der Dinge in der Natur eben so sehr eine Offenbarung Gottes, als die plötzlichste und auffallendste Aenderung in demselben. Versteht man unter Wunder das Zeichen einer besonderen, einer göttlichen Macht, so ist für den Christen die ganze Welt, — Alles, was da ist — ein Wunder; versteht man aber darunter ein besonderes Zeichen der göttlichen Macht, eine außergewöhnliche Offenbarung derselben, so ist ihm wieder eben die Regelmäßigkeit und Ordnung in der Natur das größte und schönste Wunder. Es wäre nichts mit dem Wesen und den Eigenschaften Gottes vereinbar, als wenn die ganze Welt auf Wundern in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt, beruhete. Entweder man schreibt schon die ganze Natur mit allen ihren Erscheinungen und Gesetzen der göttlichen Allmacht zu, — dann kann eine Ausnahme in jenen Gesetzen so wenig, als die Regel derselben wunderbar erscheinen (weil wir ja wissen, daß Gott Alles vermag, und daß er durch Ausnahme wie durch Regel immer nur den besten Zweck erreicht); oder man zweifelt an Gott und an den Eigenschaften des göttlichen Wesens, —

dann iſt freilich eine plötzliche Aenderung in dem natürlichen Gange der Dinge für die menſchliche Vernunft in jedem Sinne ein Wunder, was aber für einen ſolchen Menſchen auch ſchon mit der Natur an und für ſich der Fall wäre. Soll ein Wunder zur Erkenntniß Gottes führen, ſo kann dieß nur auf ſolche Weiſe geſchehen, daß der verirrte Sinn des Menſchen überzeugt wird: alle die wirkenden Kräfte, die er wahrnimmt, ſeyen untergeordneter Natur, und von einem höchſten Willen abhängig, — nicht dieſer durch jene gebunden, und ihrem nothwendigen Gange folgend. Auf welcher niedrigen Stufe ſteht aber noch der Menſch, der eines ſolchen Wunders bedarf! Wie weit entfernt iſt er von der wahren Ueberzeugung, und wie beſchämend iſt für ihn das Mittel, ihn zu derſelben zu bringen! Die überaus weiſe, durch die göttliche Anordnung höchſt vollkommene Einrichtung der Natur, die mit Millionen Stimmen zugleich das Lob Gottes ausſpricht, in Millionen Geſtalten ihn verkündigt, in jeder kaum bemerkbaren Wirkung auf ihn hinweiſt, — ſie muß verändert, geſtört werden, — er muß einen der unendlich liebevollen Zwecke der Gottheit abgeriſſen von den übrigen, durch ein einzelnes, neues Mittel erfüllt ſehen — um zu glauben. O! ſolche Mittel zum Glauben konnten nur in einer Zeit nothwendig ſeyn, wo der unerſchöpfliche Born der himmliſchen Gnade, der in dem Leben Jeſu, des Heilandes, ſich ergoß, noch nicht zu den Herzen gedrungen war.

Man ſieht daraus, wie thöricht, wie unheilig die jetzt noch ſo häufig vernommene Rede iſt: „Warum geſchehen jetzt keine Wunder mehr? Warum verbirgt ſich Gott vor uns?“ Die Leute, die ſo reden, wiſſen nicht, was ſie thun. Biſt du ein Chriſt, und ſeufzeſt nach Wundern? Biſt du noch nicht einmal ſo weit gekommen, daß du nicht glauben kannſt, wenn kein Wunder geſchieht?

Die Wunder Jeſu indeſſen waren nothwendig, und auch von einem ganz eigenthümlichen Zwecke begleitet. Wir haben ſchon uns mit der Betrachtung der Wunder beſchäftiget, wel-

che gleich im Anfange des Lebens Jesu sich ereigneten. Sie waren ganz anderer Art. Nicht der regelmäßige, ordentliche Gang der Natur wurde gestört, — nicht war es der Zweck derselben, die unbeschränkte Herrschaft Gottes über die Natur zu beurkunden. Sie dienten vielmehr dazu, die Gemüther der Menschen zu erheben, und himmlische Gefühle in ihr Herz zu zaubern, theils damit sie der Lehre Jesu empfänglicher, theils auch damit sie auf ihn aufmerksam gemacht würden. Jene Wunder sprachen sich durch einen besonderen Schutz, durch ein Hereinragen des Himmels in die irdische Welt aus. Die Herrlichkeit Gottes wurde offenbar. Die Wunder Jesu hatten eine ganz ähnliche Bedeutung. Die Herrlichkeit Gottes sollte in Jesus offenbar werden. Durch die wunderbaren Thaten Jesu wurden die Augen der Menschen auf ihn, als eine außergewöhnliche Erscheinung, nothwendig hingelenkt, — und dieses war der erste Zweck seiner Wunder; sie hatten aber auch noch einen anderen, weiteren. Die Menschen sollten nicht nur auf Jesus aufmerksam werden, sondern sie sollten auch Jesus erkennen. In ihm sollten sie das Göttliche erkennen. Damals war es darum zu thun, die Menschen auf Gott zurückzuführen. Darum erschien er selbst unter ihnen. Durch ihn allein, — abgesehen von allen Kräften der Natur, von allem Irdischen — durch sein bloßes Wort, seinen bloßen Willen sollten sie alles Göttliche, Erhabene erfüllt sehen. Sie sollten erkennen, daß auf ihn allein ihr Blick sich richten müsse. Darum wiederholte Jesus bei jedem Wunder, das er wirkte, daß der Glaube an ihn damit in unzertrennlicher Verbindung stehe. „Dein Glaube hat dir geholfen," sprach er; und in diesen Worten liegt der große Sinn, daß an dem Glauben an Gott Alles liege. Dieß, die Lehre von dem ächten Glauben, war es, was Jesus den Menschen auf Erden selbst gebracht hat. Um ihnen den Werth, die hohe Wichtigkeit des wahren Glaubens zu enthüllen, mußte er an das ihnen schon Bekannte anknüpfen. Er mußte ihnen die Wirkungen

des wahren Glaubens zuerst an irdischen Dingen zeigen. Er hätte seine Hand ausbreiten können, und mit Einemmale alle Uebel der Erde hinwegnehmen, — er würde dadurch ein großes Wunder gewirkt haben; aber er hätte dem menschlichen Geschlechte die große Wohlthat nicht erwiesen, die wir ihm verdanken. Das Innere des Menschen war sein Ziel; dieses wollte er mit dem Glauben erfüllen. Er wollte die Uebel der Seele hinwegnehmen, — die einzigen, welche unvergänglich gewesen wären, wenn Jesus sie nicht hinweggenommen hätte. Er stellte den Menschen die unmittelbar wirkende, die über Alles gebietende Grundkraft vor die Augen, um sie alles Andere vergessen zu machen. Die äußeren Wunder bereiteten die Wunder vor, die Jesus in dem Innern des Menschen bezweckte.

Solche Wunder wirkt Jesus auch noch fortwährend in unserem Innern; und diese sind es, die wir nicht außer Acht lassen sollen.

In dem Innern des Menschen giebt Gott unmittelbar sich kund, da er es ganz erfüllen will. Da offenbart er seine volle Allmacht. So weit wir die Wirkungen derselben in uns aufnehmen, so weit offenbart sie sich in uns. Nach dem Maaße unseres Glaubens richtet sich die Größe der himmlischen Gnade, die sich uns mittheilt.

Der Hauptmann von Kapharnaum hatte den wahren Glauben. Er war nicht erstaunt über die Thaten, die Jesus verrichtete; nur das Gefühl der Allmacht desselben, der Göttlichkeit Jesu, durchdrang ihn vollkommen. Dieses ist es auch, was er in den klarsten und einfachsten Worten ausspricht. Er erkennt ihn als den Herrn der Natur. Er setzt das vollkommenste Vertrauen auf Jesus.

X.

Der vierte Sonntag nach dem Feſte der heil. drei Könige.

Die Stillung des Sturmes.

Matth. VIII., 23—27.

Dem richtigen Gefühle des Hauptmannes von Kapharnaum von der Allmacht Gottes entſpricht das eben ſo ſchöne, heilige Gefühl der Demuth, das ſich in ſeinem Benehmen kund gibt. Die Ueberzeugung, daß Jeſus durchaus keines Mittels zur Verrichtung ſeiner Thaten bedürfe, daß ſchon der bloße Wille desſelben genüge, läßt ihn in dem Verſprechen Jeſu, zu ihm zu kommen, nur die göttliche Liebe erblicken, — eine Gnade, deren er ſich nicht würdig hielt.

Die Kirche lehrt uns, die ſchönen Worte des Hauptmanns von Kapharnaum: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach eingeheſt, ſondern ſprich nur ein Wort ſo wird mein Knecht geſund werden!“ mit Umwandlung in die Worte: „meine Seele“ in einem Augenblicke nachſprechen, welcher die ganze Fülle der durch Jeſus uns zu Theil gewordenen Seligkeit umſchließt, — in dem Augenblicke der hl. Communion. Die tiefſte Empfindung von Gottes Allmacht und Liebe ſollen uns dahin geleiten; aber auch das Vertrauen, daß Gott, wenn wir nur ſeinen unendlich liebevollen Abſichten nicht entgegenſtreben, durch ſeinen bloßen Willen uns ſelig machen werde. In den Gläubigen nimmt der Herr ſeine Wohnung.

Das heutige Evangelium iſt gleichſam eine Fortſetzung

des vorigen, und schließt sich auf natürliche Weise an dasselbe an.

„In der Zeit, als der Herr Jesus in ein Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach; und sieh, es entstand ein großes Ungewitter auf dem Meere, so daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde; er aber schlief. Da traten seine Jünger zu ihm, weckten ihn, und sprachen: „Herr! rette uns, wir gehen zu Grunde!" und Jesus sagte zu ihnen: „Warum seyd ihr so furchtsam, ihr Kleingläubige!" Alsdann stund er auf, gebot den Winden und dem Meere, und sogleich ward Alles ruhig. Die Leute aber wunderten sich, und sprachen: Wer ist Dieser, daß ihm die Winde und das Meer gehorchen?"

Auch dieses Evangelium enthält die Erzählung von einem Wunder Jesu. Auch hier nimmt Jesus davon Gelegenheit, über den Glauben zu sprechen. Auch hier nehmen wir den Eindruck wahr, welchen das Wunder Jesu auf die Leute machte.

Jesus gebot den Winden und dem Meere. Er zeigte sich abermals als den Herrn der ganzen Schöpfung. Wind und Wellen gehorchen ihm. Unter allen Wundern Jesu, die wir bisher betrachtet haben, ist dieses das auffallendste und großartigste. Jesus stellte sich der empörten Natur entgegen. Die augenscheinlichste Gefahr, die gegen ihn und seine Jünger sich erhob, beseitigte er mit einem Worte.

Die Jünger hatten, als die Gefahr entstand, Vertrauen zu Jesus. Sie weckten ihn, und baten um Rettung. Also wußten sie, daß Jesus ihnen helfen könne. Dennoch warf er ihnen Kleingläubigkeit vor. Ihr Glaube, ihr Vertrauen war also zu gering. Sie wurden, ungeachtet Jesus unter ihnen war, durch den Sturm auf dem Meere in die größte Angst versetzt. Sie waren nicht beruhigt, bis Jesus wach war. Sie vertrauten daher zwar seiner Allmacht; aber das Vertrauen auf seine Allwissenheit mangelte ihnen. Sie betrachteten ihn immer noch nicht für Das, was er war. Sie

hätten nicht das rechte, volle Vertrauen auf ihn. Darum nannte sie Jesus Kleingläubige.

Machen wir davon eine Anwendung! Jeder Christ ist jetzt ein Jünger Jesu. Wir alle haben seine Lehre vernommen, seine Wunderthaten gleichsam mit angesehen. Wir alle stehen zu ihm in dem traulichen, kindlichen Verhältnisse, in welchem seine Jünger zu ihm standen. Als Jesus in dem Schifflein schlief, und so lange die Jünger ihn nicht weckten, war er auch für sie in körperlicher Hinsicht gleichsam ferne. Sie konnten nicht in sein sanftes, beruhigendes Auge sehen, hörten keine tröstenden Worte von ihm. Hätten sie ihn schon recht erkannt, so würden sie sich dadurch nicht haben irren lassen. Sie würden gewußt haben, daß Jesus dennoch bei ihnen sey, und ihre Gefahr sehe, wenn auch sein körperliches Auge ruhe, — daß Er den Sturm hervorgerufen habe, und in jedem Augenblicke ihn wieder zu bändigen vermöge. Sie würden unbeschränktes Vertrauen auf ihn gesetzt haben.

Auch wir sollen unbeschränktes Vertrauen auf Gott setzen; sonst sind wir Kleingläubige. Der wahre christliche Glaube vertraut auf Gott zu jeder Zeit, in jeder Lage. „Herr, rette uns!" dürfen wir rufen, wenn Gott uns auch noch so ferne zu seyn scheint. Gott ist immer unser Erretter.

Ein solches unbeschränktes Vertrauen äußert sich aber nicht blos in den zeitlichen Unglücksfällen; es hat für die Vervollkommnung unseres Innern die wichtigsten Folgen. Zunächst werden wir die Allmacht und Allwissenheit Gottes auf unser eignes Seyn beziehen. Wir gehören dem Leibe nach der Natur an, und sind mit demselben allen Gesetzen der Natur unterworfen. Aber wir wissen, daß auch die Natur mit allen ihren Gesetzen dem Willen des Herrn unterliegt. Er thut Alles und weiß Alles, was in der Natur geschieht. Folglich ist auch Alles, was mit unserem Leibe vorgeht, sein Wille. Jesus bewies sich aber nur darum als Herren der Natur, um durch das Irdische auf das Ueber-

irdiſche hinzulenken, wie alles Irdiſche des Ueberirdiſchen wegen da iſt. Wir ſollen auch in Hinſicht auf unſer Inneres unbeſchränktes Vertrauen auf Gott ſetzen. Gefährlicher, verderblicher, als Wind und Wellen, die unſeren Körper zu zerſtören drohen, iſt für uns die Sünde, die Neigung zum Böſen, die ſich der Erreichung unſeres Ziels entgegenſtellt, und mit welcher wir in einem beſtändigen Kampf begriffen ſind. Jeſus iſt uns dabei immer nahe; aber ſein Auge ſcheint uns oft zu ſchlafen. Wir ſollen dennoch auf ihn vertrauen. Der Gedanke an Gott ſoll uns ſo ganz erfüllen, ſo ganz durchdringen, daß wir gleichſam nur in Ihm leben. Wenn nur Er uns nahe iſt, — und Er iſt immer nahe! All' unſer Thun und Treiben, unſer Denken und Trachten iſt von der Art, daß es nur durch den Gedanken an Gott ſeinen Werth erhält. Was iſt all' das Thun und Treiben, all' das Denken und Trachten eines Menſchenlebens in der Waagſchale von Gottes Macht und Größe? Sein bloßer Wille kann es zernichten, ſein bloßer Wille ruft in einem Augenblicke Alles hervor, was wir mit der größten Anſtrengung niemals zu Wege bringen würden. Und dennoch ſollen wir thun und treiben, denken und trachten. Soll es einen Werth haben, ſo liegt dieſer alſo einzig darin, daß es der Wille Gottes iſt: Durch uns ſoll alles dieſes geſchehen. — Es iſt kein Glück, als in Gott. Darum will Gott, daß wir ſelbſt uns ihm vereinigen, und darum gab er uns einen Willen, den wir mit dem ſeinigen vereinigen können. Wir ſollen daher nicht furchtſam ſeyn und zagen; der Gedanke an Gott bleibt aufrecht, und erhält uns aufrecht, wenn Alles fällt. Alles geſchieht nur mit ſeinem Willen und für ſeinen Willen.

Als die Jünger Jeſum weckten, ſtand er auf, und beruhigte die Wellen. Wir kommen hier wieder auf die ſchon gemachten Betrachtungen zurück. Er ſtand auf, obwohl er mit einem bloßen Gedanken den Sturm hätte ſtillen können. Die Augen der Menſchen ſollten auf ihn gerichtet werden.

Dieß geſchah auch. Die Leute ſagten: Wer iſt Dieſer, daß ihm die Winde und das Meer gehorchen?

Es iſt dieß eine höchſt wichtige Frage, die die Leute ſich ſelbſt aufwarfen. Das ganze Leben Jeſu — Alles, was er that und ſagte — war eine Antwort darauf. Man darf Gott nur wahrhaft erkennen, um ihn zu lieben, auf ihn zu vertrauen, mit ihm Eins zu ſeyn.

Auch bei der Vorſtellung des ſchlafenden Jeſus muß unſere Betrachtung verweilen. Die Ruhe, welche den Heiland umfieng, während Alles um ihn her in Angſt und Schrecken ſich befand, bildet einen merkwürdigen Gegenſatz. Jeſus ruhte, mitten unter dem Getöſe des Sturmes, weil derſelbe über ihn keine Macht hatte. Ihm war die Wuth des Meeres Dasſelbe, wie der ruhige Friede, den er nachher auf demſelben herſtellte. Ueber uns hat Alles Macht. Wir müßten alſo von Allem, was da geſchieht, in Furcht und Schrekken verſetzt werden, wenn wir uns ſelbſt überlaſſen wären. Dadurch aber, daß wir uns an Gott anſchließen, daß mit ſeiner Liebe ſeine ganze Macht, ſein voller Schutz auf uns ſich herniederſenkt, werden wir über alle Uebel, und ſomit auch über alle Furcht und allen Schrecken empor gehoben. Eine ganz vertrauensvolle Seele könnte bei allen Stürmen, die über ſie ergehen, und die ſie nicht abzuwehren vermag, gleich Jeſus, ruhig ſchlummern. Denn ihre Angſt und ihre Sorge werden den Sturm nicht ſtillen; aber das weiß ſie, daß der Sturm ihr nichts anhat, wenn es nicht Gottes Wille iſt. Iſt es der Wille Gottes, ſo iſt es auch zu ihrem Heile.

Der Tod iſt nichts anderes, als eine Befreiung von der Macht, welche die Natur und die böſe Neigung über uns ausüben. Darum iſt die Vorſtellung des bei dem Toben des Sturmes ſchlafenden Heilandes für uns auch ein Bild unſeres Zuſtandes nach dem Tode, — wenn wir hier fromm und gut gelebt haben. Nach dem Tode wird alle Furcht und Schrecken von uns genommen ſeyn, und es wird uns ſeyn, wie den Jüngern, als Jeſus nun wach war, ſie beruhigend

anblickte, und mit all' seiner himmlischen Würde und Hoheit auch dem Winde und den Wellen Ruhe gebot. Mehr als das Aufhören jenes Sturmes auf dem Meere den Jüngern, wird uns der Sieg seyn, den wir durch die Hilfe Gottes über unsere Sündhaftigkeit dann erlangt haben. Der Tod kann uns demnach mit keiner übermäßigen, unvernünftigen Furcht erfüllen.

Eine Menge schöner Beziehungen ergeben sich aus dem heutigen Evangelium. In den Auen des Paradieses, so lang der Mensch in seinem Geiste ganz mit Gott vereinigt war, so daß er sogar die unmittelbare Anschauung Gottes genoß, vermochte die Natur nichts über ihn. Sie war eine Freundin des Menschen, ein wohlthätiges Geschenk Gottes. In allen ihren Theilen war sie von Gott auf das Schönste und Freundlichste für den Gebrauch des Menschen eingerichtet. Für ihn hatte Gott das strahlende Licht am Himmel heraufgeführt, und das Firmament selbst aufgebaut; für ihn schuf er Meer und Flüße, Pflanzen und Thiere, die ganze Erde als einen großen, reichen Garten. Der erste Mensch stand da als Herr aller Geschöpfe. Aber wenn gleich die Natur sich überall nur höchst freundlich gegen den Menschen bezeigte, so war sie doch auch damals schon zu seiner Prüfung bestimmt. Der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen war seine Prüfung, und er unterlag ihr. Nachdem die erste Sünde begangen war, veränderte sich, wie uns die heilige Schrift erzählt, die ganze Natur für den Menschen. Mit Kummer sollte der Mensch sich darauf nähren sein Lebenlang, und im Schweiße des Angesichts sollte er sein Brod essen. Auch der Tod kam durch die erste Sünde in die Welt. Daher also schreibt sich unsere tiefe Abhängigkeit von der Natur, aus welcher wir nur jenseits des Grabes, wenn wir uns dessen würdig betragen haben, genommen werden, und es ist überaus bedeutend und lehrreich, daß Jesus, welcher kam, um das Heil der Menschen wieder herzustellen, nach dem Maaße des aufkeimenden Glau-

bens in den Herzen der Menſchen in ſeinen Wundern die Macht der Natur gegen ſie verminderte. Er deutete dadurch auf jenen früheren Zuſtand, und auf jenen Zuſtand, welcher in noch höherem Maaße nach dem Tode wieder eintreten wird. Die Wunder Jeſu entfernten Uebel aus der Natur, welche durch die Sünde in dieſelbe gebracht worden waren. Alles ſollte ihn den Menſchen als Heiland darſtellen.

Endlich erweckt das heutige Evangelium auch reinere, richtigere Gedanken über die Vorſehung Gottes in uns. Jeſus trat in ein Schifflein, und die Jünger folgten ihm. Sie hatten bereits ſo viel Vertrauen auf ihn, daß ſie ihm nachfolgten. Es mußte ihnen nun wohl ſonderbar vorkommen, daß ſie gerade in der Zeit, wo ſie Ihm nachgefolgt waren, von einem ſo heftigen Sturme überfallen, in eine ſo dringende Lebensgefahr verſetzt wurden. In ihrer großen Angſt und Noth bereuten ſie es vielleicht wohl gar, ihm gefolgt zu ſeyn, — zumal da er ſo ruhig ſchlief, und von ihrem Jammer gar nichts zu wiſſen ſchien. Es ſchwebte ihnen nur immer ihr gewiſſer Tod vor Augen. Sie hatten aber doch das Vertrauen noch nicht ganz verloren. Eilig weckten ſie den Herrn, und riefen: „Herr, Herr, wir gehen zu Grunde!“ Sie ſahen wenigſtens ein, daß Jeſus der Einzige ſey, welcher noch helfen könne. Auch ihr weniges, geringes Vertrauen wurde gelohnt. In einem Augenblicke war alle ihre Noth gehoben, und ſie ſahen nun wohl mit ganz andern Gedanken, mit ganz andern Empfindungen auf Das zurück, was ihnen eben begegnet war. Es konnte ihnen nun nicht mehr verborgen ſeyn, daß Jeſus auch ſchlummernd um ihre Noth gewußt, und daß er ſie nur im Vertrauen geprüft habe. Schon ſeine liebevoll warnenden Worte mußten ſie hievon überzeugen. Noch mehr aber die Art, wie er ihnen Hülfe brachte. Gleich die nahe drohende Gefahr hatte ſie näher an Jeſus hingewieſen, und lehrte ſie, bei ihm Hilfe ſuchen. Die wirkliche Entfernung der Gefahr durch Jeſus aber brachte ſie ihm ſicher um ſo viel näher, als auf keinem

anderen Wege leicht hätte geschehen können. Das anfängliche vermeintliche Unglück war ihnen nun zu einem großen Glücke geworden. Sie lernten dadurch einen Freund, einen Retter kennen, wie sie ihn niemals geahnet hatten; sie gewannen dadurch ein Vertrauen zu ihm, das allein fähig war, sie für seine heiligen Lehren recht empfänglich zu machen. Sie schloßen sich auf das Innigste an Jesus an. Ihr Herz war voll Bewunderung und Freude. Und doch, — wenn sie auch noch so sehr von dem Vertrauen auf Jesus und von dem Gedanken an die göttliche Vorsehung erfüllt waren, — in so hohem Grade konnten sie den Nutzen jener Begebenheit noch nicht einsehen, wie dieß bei uns jetzt der Fall ist. Wir sehen es jetzt vollkommen ein, wie glücklich die Jünger Jesu zu preisen waren, und wie weise die Vorsehung Gottes von jeher gewaltet hat. Denn vor uns sind nun jene allheiligen Plane der Gottheit enthüllet. Die kleine Begebenheit in dem heutigen Evangelium, von welcher wir ohne das Wunder Jesu gar nicht einmal eine Nachricht haben würden, nimmt einen hohen Platz ein in der Reihe der Begebenheiten jener Zeiten. Wie viele Seelen haben an der Erzählung von diesem Vorfalle sich schon aufgerichtet, wie viele haben Trost, Beruhigung, Glauben daraus geschöpft! Wie ganz anders, als die Jünger Jesu befürchtet hatten, war Alles gekommen!

Dieß sollten wir bei jedem Leiden, bei jedem Unglücke bedenken. Wir sollten das Vertrauen auf die Vorsehung Gottes nie sinken, und uns darin auch dadurch nicht irre machen lassen, wenn etwas anscheinend noch so unglücklich ausgeht. Die Wege Gottes sind verborgen, aber tief. Und was ist im Grunde alles von uns so genannte Unglück? — Eine Furche, die der Pflug gräbt, um die Erde fruchtbar zu machen, und die um so wohlthätiger ist, je tiefer sie einschneidet.

XI.

Der fünfte Sonntag nach dem Feſte der heil. drei Könige.

Das Gleichniß Jeſu von der Aernte.

Matth. XIII., 24—30.

Es folgen nun drei Evangelien, welche ganz denſelben Gegenſtand behandeln. Jeſus ſtellt in jedem derſelben das Himmelreich dar, und zwar in einem jeden unter einem anderen Gleichniſſe. In dem erſten vergleicht er es einem Ackersmanne, in dem zweiten einem Senfkörnlein, in dem dritten einem Hausvater. Dieſe drei Gleichniſſe enthalten drei große Wahrheiten über das Himmelreich. Man bedarf keiner Kunſt und Mühe, um ſie aufzufinden, da Jeſus deßwegen in Gleichniſſen geſprochen hat, um Alles, was er ſagte, dem menſchlichen Sinne recht klar und anſchaulich zu machen. Deſto fruchtbarer ſind ſie für die Betrachtung.

„Das Himmelreich iſt nahe!“ Mit dieſen Worten verkündigte Johannes die Ankunft Jeſu. Durch Jeſus iſt das Reich Gottes zu uns gekommen. Seine Lehren über dasſelbe ſind darum auch beſonders wichtig.

„Das Himmelreich“, ſagt er, „iſt einem Menſchen gleich, der guten Saamen auf ſeinen Acker ſäet. Indem aber die Leute ſchliefen, kam ſein Feind, ſtreute Unkraut unter den Weizen, und ging hinweg. Als nun das Kraut aufgewachſen war und Frucht gebracht hatte, zeigte ſich das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu,

und sprachen zu ihm: Herr! hast du nicht guten Saamen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er dann das Unkraut? Er sagte zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es sammeln? Nein, sagte er, damit ihr nicht vielleicht, wenn ihr das Unkraut sammelt, mit demselben auch den Weizen ausraufet. Lasset beide mit einander bis zur Aernte aufwachsen, und zur Zeit der Aernte werde ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut, und bindet es in Büschelchen zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuern!"

Das Himmelreich säet guten Saamen. Ein guter Saame ist ein solcher, in welchem eine große, edle Kraft liegt. Das, was aus ihm entspringen soll, muß gut seyn; er muß aber auch so beschaffen seyn, daß dieses leicht wachsen und gedeihen kann. Das, was das Himmelreich in das Herz des Menschen legt (das hier einem Acker verglichen wird), ist etwas Gutes. Ja, durch das Christenthum, durch das Himmelreich wissen wir erst recht, was denn eigentlich gut sey. Nur der wahre, verständige Blick auf Gott gibt uns Aufschluß über das Gute. Wollten wir das Merkmal des Guten blos in seinen irdischen Folgen aufsuchen und erkennen, so würden wir hie und da auf einen falschen Weg gerathen, weil die beste Handlung von üblen irdischen Folgen begleitet seyn kann. Wollten wir jenes Merkmal in unserer eigenen Neigung aufsuchen, so würden wir auch da wieder irren, weil wir viel mehr Neigung zum Bösen, als zum Guten besitzen. Wir können das Gute nur in Gott finden. Die Antwort auf die Frage, warum etwas gut sey, kann uns daher auch nur das Christenthum ertheilen, welches allein uns lehrt, von Gott zu beginnen und Alles auf Gott zurückzuführen. Das Merkmal des Guten liegt nur in seinen Wirkungen auf uns selbst und auf unsere Mitmenschen, d. h. auf das Innere, auf das rein Geistige. Da allein muß der Christ es suchen. Gott

iſt die Liebe; er liebt alle Menſchen von Ewigkeit, und darum will er die Seligkeit derſelben. Dieſe Seligkeit kann aber in nichts Aeußerem, Vergänglichem beruhen; ſie muß aus unſerem eigentlichen Seyn — aus Dem, was wir ſelbſt ſind — hervorgehen. Wir ſollen Gott ähnlich werden, d. h. wie bei ihm alle ſeine Seligkeit in ſeiner Heiligkeit liegt, ſo ſoll es auch mit uns ſeyn. Wir ſollen gut ſeyn. Alles Aeußerliche, was wir gut nennen, ſey nur eine Folge unſerer eignen Güte. Es liegt unendlich viel daran, daß der Chriſt zu dieſem richtigen Begriffe von „gut" gelange. Das Chriſtenthum lehrt uns eben, von allem Dem abzuſehen, was hier auf Erden vorübergehend und zufällig iſt, und an unſerem eignen inneren Leben feſtzuhalten. Dieſes hat aber keinen Werth, außer in Gott, ohne welchen es auch vorübergehend und zufällig wäre. Nur wenn wir Gott erkennen und ſeinem weiſen Willen uns anſchließen, leben wir wahrhaft. Wir ſind gut, wenn wir Gott ähnlich ſind. Nicht nur alles auf dieſer Erde Vorhandene außer dem menſchlichen Innern iſt vorübergehend und unweſentlich, ſondern auch alle Verhältniſſe dieſes irdiſchen Lebens gehen vorüber. Alle die Handlungen des Mitleidens, der Barmherzigkeit, der Verſöhnlichkeit u. ſ. w., die uns ſo tief rühren, und die wir ſo ſehr bewundern, ſind nicht wegen ihrer irdiſchen Folgen werthvoll, ſondern als Zeugniſſe von der Güte, der Gottähnlichkeit unſeres Innern. Drüben über'm Grabe wird Niemand mehr des Mitleidens, der Barmherzigkeit, der Verſöhnlichkeit bedürfen; aber wir werden gut ſeyn, und darum ſelig. Dieß iſt es, was ſich ſo ſchön in unſerem Gewiſſen ausſpricht. Unſer Gewiſſen iſt ein von allen irdiſchen Folgen, von allen irdiſchen Verhältniſſen unabhängiges Gefühl. Wir empfinden rein, ob wir gut oder bös ſind. Die Beruhigung, die unſerem Gewiſſen zu Theil wird, geht nicht aus dem Bewußtſeyn hervor, daß jetzt eine ſchlimme Handlung verbeſſert, eine üble irdiſche Folge vermieden ſey, ſondern aus dem Gefühle, daß

wir uns mit uns selbst versöhnt haben, daß wir wieder gut geworden sind. Die Stimme des Gewissens sollte darum auch auf das Strengste von uns beachtet werden. Es ist der Maaßstab unserer Gottferne oder Gottähnlichkeit. — Alles Gute in uns ist also nur eine Aehnlichkeit mit Gott. Darum ist das wahre Wesen der Tugend für uns etwas Unbegreifliches. Ihr ächter Werth liegt in ihrer Göttlichkeit. Wir fühlen dieß, wenn wir einen tugendhaften Menschen sehen, eine tugendhafte Handlung vernehmen. Es ist das reine Gefühl der Gottnähe, was uns dieselben ehrwürdig macht. Und auch umgekehrt, je näher wir Gott kommen, desto tugendhafter, desto besser, desto seliger werden wir. Das ist der gute Saame, den das Himmelreich ausstreut. Die Hand Gottes gleicht für uns nach den eigenen Worten Jesu der Hand eines Säemannes. Sie breitet sich weit aus über das Geschlecht der Menschen, und der höchste Segen quillt aus ihr. Sie säet das Gute, d. h. in reichem Maaße schüttet sie es aus über alle Menschen. Die ganze Erde sollte durch die Gnade Gottes gleichsam ein großes weites Feld voll guten Saamens seyn.

Dennoch ist dieß nicht so, und oft sehen wir statt des Weizens nur Unkraut. Wir gewahren, daß hier ein böser Saame gewaltet haben müsse. Woher hat denn der Acker, auf welchen guter Saame gesäet worden ist, das Unkraut? Es gibt noch so viele böse Menschen, da doch das Christenthum überall den guten Saamen ausgestreut hat. Das Unkraut ist das Gegentheil der guten, edlen Frucht, — und zwar nicht blos Abwesenheit des guten Saamens, sondern Vorhandenseyn eines anderen, eines verderblichen Keimes. Es ist das Böse. Wo blos das Himmelreich seinen guten Saamen nicht hingestreut hätte, würde deßwegen noch kein Unkraut aufgehen, weil da kein Widerstreben gegen den göttlichen Willen sich fände. Trostlos und öde würde das Innere eines solchen Menschen seyn, aber man könnte ihn nicht böse nennen. Böse ist Derjenige,

welcher ſelbſt der Aehnlichkeit mit dem göttlichen Weſen widerſtrebt. Auch das Böſe haftet nur an unſerem *inneren* Leben, an unſerem Willen. Wer böſe iſt, iſt nicht blos Gott nicht ähnlich, — er *will* Gott nicht ähnlich ſeyn. Denn unſer ganzes inneres Leben liegt in unſerem Willen. Wenn wir Gott ähnlich ſeyn wollen, ſo wollen wir gut ſeyn; und wer gut ſeyn will, iſt ſchon gut. Wir müſſen aber hiebei das Wort „Willen" in ſeinem vollen, wahren Sinne nehmen, in welchem er unſere eigene Entſcheidung über uns ſelbſt iſt. Die bloße Neigung iſt noch nicht Wille; die Neigung zum Böſen iſt der Keim des Unkrauts, das Böſe ſelbſt iſt das Unkraut. Der Wille begreift auch das Erkennen in ſich, ohne Erkenntniß gibt es keinen wahren Willen. Der Böſe erkennt daher das Laſter, und will es dennoch. Das iſt das Schreckliche des Laſters. Werfen wir wieder einen Blick über das Grab, ſehen wir wieder hinweg von allen irdiſchen Folgen, allen irdiſchen Verhältniſſen, — ſo erblicken wir in dem Laſter das reine Widerſtreben gegen Gott. Die tauſend Gegenſtände des Laſters, die wir hier auf Erden ſehen, ſind jenſeits nicht vorhanden. Aber der böſe Wille bleibt dennoch, wenn er ſich hier auf Erden gebildet hat. Der Fall der erſtgeſchaffenen Geiſter war reines Widerſtreben gegen Gott, und in dieſem Widerſtreben lag auch ſchon ihr Unglück, ihr Elend, ſo wie das Elend eines böſen Menſchen hier auf Erden ſchon in ſeinem Gewiſſen liegt. Und woher kommt nun dieſes Böſe? *Während die Leute ſchliefen, hat der Feind das Unkraut ausgeſtreut.* Das Böſe kömmt vom Satan, wie das Gute von Gott. Neben dem Saamen des Himmelreichs wird das Unkraut der Hölle ausgeſtreut. Auf das Herz des Menſchen kömmt es an, das Eine oder das Andre in ſich aufzunehmen oder zu bewahren. Der Wille des Menſchen entſcheidet, welches reifen und Früchte bringen ſolle. So wächst in dem Herzen des einen Menſchen der Segen des Himmelreichs, in dem des andern gedeiht das Unkraut, und wir finden Böſes neben

Guten, Laster neben Tugend. Aber nur unvermerkt und gleichsam zur Nachtzeit streut die Hölle ihren Saamen, während das Himmelreich den seinen bei hellem Tage spendet. Denn ein wachendes Gemüth ist auf der Hut vor dem Feinde, und das Himmelreich siegt durch seine Herrlichkeit, wenn nicht der Sinn des Menschen zuvor durch mancherlei Mittel zum Bösen hingerissen ist.

Der Herr läßt das Unkraut nicht sammeln, damit nicht der Weizen mit demselben ausgerauset werde. Gott nimmt die Bösen nicht weg von der Erde, er behandelt sie vielmehr in dieser Hinsicht wie die Guten. So lange Diese und Jene hier auf Erden mit einander leben, stehen sie in einer so nahen Berührung mit einander, daß auch manches Gute ausgerottet werden könnte, wenn das Böse sogleich hinweggenommen würde. Der Saame des Guten und des Bösen wuchert nicht nur in dem ganzen Menschengeschlechte, sondern auch in den einzelnen Menschen neben einander, und durch die Erbsünde ist jedem Menschen der Kampf mit dem Bösen erschweret. Bis zum Ende des irdischen Lebens ist dieser Kampf in keinem Menschen ganz entschieden. Sonanches böse Gemüth wendet sich in der Folge der Zeit noch zum Guten, in so manchem ist das Gute von dem Bösen nur noch nicht geschieden. Selbst das Beispiel Anderer dient oft zur Sinnesänderung.

Erst am Tage der Aernte wird man das Unkraut von dem Weizen sondern; jenes verbrennen, diesen in die Scheuern sammeln. Die Aernte — so erklärte Jesus selbst, als seine Schüler ihn darum baten — ist das Ende der Welt; die Schnitter sind die Engel. So wie man nun das Unkraut zusammenliest und verbrennet, so wird es auch am Ende der Welt gehen. Der Sohn des Menschen wird seine Engel senden; diese werden alle Verführer und Alle, die Böses thun, aus seinem Reiche sondern, und sie in den Feuerofen werfen; da wird Heulen und Zähneknirschen seyn. Alsdann werden die

Frommen leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reiche.“ Der Gedanke an jenen Tag der Aernte hat eben ſo viel Fürchterliches, als Beſeligendes in ſich. Es iſt der Tag des Gerichtes, — der Tag, wo Gott über uns richtet. Alle Vorſtellungen, die wir uns von dieſem Tage machen, ſind höchſt ſchwach und unvollkommen. Unſer Blick reicht nicht hinaus über dieſes Leben. Aber auch in dieſem Leben ſchon ergeht eine Art Gericht über uns, — das Gericht unſeres Gewiſſens, das auf dem Sterbebette über uns ſpricht. Dieſe Betrachtung, die uns ſo nahe liegt, und die wir darum auch ganz erſchöpfen können, iſt von dem größten Nutzen, und wir ſollten ſie recht oft anſtellen. Auf dem Sterbebette tritt Alles, was die Stimme unſeres Gewiſſens betäubte, unſere Beſinnung trübte, in den Hintergrund; Alles weicht von uns, ſelbſt unſere körperlichen Kräfte. Wir empfinden allmählig nur uns ſelbſt, nur unſer Inneres. Ganz wie dasſelbe beſchaffen iſt, ſtellt es ſich uns dar. Alles, was wir in unſerem Leben gethan und gedacht haben, erſcheint uns nun ganz anders, weil wir blos den Zuſtand unſeres Innern darin erblicken. Wir fühlen es auf das Tiefſte, wenn wir böſe ſind. Da dieſes Gefühl auch ſchon immer zugleich das Gefühl des höchſten Elends, des höchſten Unglücks iſt, ſo wird der Böſewicht in dieſem Augenblick davon erſchüttert. Verbindet ſich mit dieſer Erſchütterung eine Reue, welche Hinneigung zu dem Guten iſt, ſo wird dadurch zwar einige Linderung und Troſt in die gequälte Seele kommen; aber die Beruhigung des Frommen kann dem Böſewichte auch aus der vollkommenſten Reue, wenn er ſie erſt auf dem Sterbebette empfindet, nicht hervorgehen. Denn er trägt das Bewußtſeyn nicht in ſich, daß ſein Wille gewiß ein ernſtlicher ſey, da er nur die Frucht eines zermalmenden Augenblicks, und durch keine That bewährt iſt. Darum iſt auch die Reue und die Qual des Böſewichtes nach dem Tode keine Beſſerung mehr; denn dort, wo Gott ſelbſt das Einzige iſt, was unſeren

Geist beschäftigt, wo der Böse in seinem schlimmen Seelenzustande augenblicklich und im vollsten Maaße seine Strafe findet, kann die Vereinigung mit Gott keine wahrhafte, aufrichtige, um Gott selbst willen geschehene genannt werden. Unser Gewissen auf dem Sterbebette ist darum schon ein Vorgefühl unseres Zustandes nach dem Tode, — wenn nicht die unendliche Erbarmung Gottes dem Lasterhaften noch zu Hilfe kömmt, und den letzten Gedanken hier auf Erden statt der That annimmt.

Das heutige Evangelium läßt uns auch das Wachsthum des Guten und Bösen erkennen. Beides wird einer Pflanze verglichen, von welcher anfangs nur der Saame vorhanden ist, die aber allmählig emporschießt, zur Reife kömmt, und eine Frucht bringt. Wer die Frucht sieht, denkt nicht mehr an den Saamen, aus welchem sie entstanden ist, — und wer blos den Saamen sieht, dieses kleine und unscheinbare Körnlein, denkt nicht daran, was für eine schöne und herrliche Frucht einmal daraus hervorgehen werde. Der Keim des Guten und des Bösen sind Gedanken, Neigungen, Triebe; dieselben wachsen und gedeihen zu Erkenntniß und zu Willen; diese bilden eine bleibende Gesinnung, eine Handlungsweise, den Charakter aus. Von dem ersten Gedanken an Gott bis zu der erhabenen Stufe der nach Vollendung aufstrebenden Tugend ist ein so weiter Zwischenraum, als von dem Saamen bis zur vollendeten Pflanze. Eben so von dem ersten bösen Gedanken einer Seele bis zu deren vollendeter Bosheit. Eine starke Ermahnung zum Guten, eine mächtige Warnung vor dem Bösen!

XII.

Der sechste Sonntag nach dem Feste der heil. drei Könige.

Das Gleichniß Jesu von dem Senfkörnlein.

Matth. XIII., 31—35.

„Das Himmelreich", sagt Jesus in dem zweiten Gleichnisse, „ist einem Senfkörnlein gleich, welches ein Mensch nimmt, und auf seinen Acker säet. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Saamen; wenn es aber erwachsen ist, so ist es größer als alle Kräuter, und wird ein Baum, so daß auch die Vögel der Luft kommen, und unter seinen Zweigen wohnen. Das Himmelreich ist auch einem Sauerteige gleich, den ein Weib nimmt, und ihn unter drei Theile Mehls mischet, bis es ganz durchsäuert ist."

Wie das vorige Gleichniß, so stellen auch diese beiden das himmlische Reich in seinen Beziehungen auf die Menschheit dar. Sie bezeichnen die hohe Kraft des Christenthumes. Dieselbe äußert sich auf mannigfaltige Weise. Sie äußert sich schon in der Geschichte des Christenthums, das von den kleinsten Anfängen zu einer so unendlichen Wirksamkeit und Bedeutung sich entwickelt hat. Die heiligen Schriften erzählen uns, wie sehr die christliche Lehre anfangs verkannt und verfolgt wurde. Jesus selbst, der göttliche Stifter, litt und starb für seine heilige Lehre. Das Blut unzähliger Märtyrer wurde vergossen, aber alle Verfolgung diente nur dazu, am Ende doch noch der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Die wohlthätigen Folgen davon

haben die ganze Welt erfüllt. Aber auch in jedem einzelnen Menschen äußert sich die hohe Kraft des Christenthumes, wenn er derselben nicht widerstrebet. Sie wird in ihm größer als Alles und durchdringt ihn ganz. Darüber wollen wir weiter nachdenken.

Ein Mensch, in dem das Christenthum so hohe Kraft erlangt hat — ein wahrer Christ — fühlt sein ganzes Inneres verändert. Wenn diese Veränderung auch an seinem Aeußern in so hohem Grade vor sich gienge, wenn die Verklärung unseres Geistes immer auch dieselbe unseres Körpers zur Folge hätte, so würden wir gleichsam hier auf Erden schon durch unsere Tugenden in den Himmel entrückt. Aber auch ohne dieß können wir bei aufmerksamer Betrachtung unser selbst wenigstens gewahren, wie das allmählige Wachsthum des Christenthums in uns allmählig uns dem Himmel näher bringt. So Mancher, der den Werth des Lebens verkennt, und nicht recht zu wissen scheint, warum er da ist (deren es leider ziemlich Viele gibt), dürfte nur ernstere und anhaltendere Blicke in sich selbst thun, um in dem Erdenleben die Vorbereitung und den Anbeginn des himmlischen Lebens zu erkennen. Die Seligkeit des Christenthumes liegt in dem Gedanken an die Gottheit und in dem Erkennen derselben. Diesen zieht das Christenthum groß in uns. Der ächte Gedanke an die Gottheit, das richtige Erkennen derselben ist selbst bei dem Vorhandenseyn der Offenbarung nichts so Leichtes und Gewöhnliches, als es scheinen möchte. Denn sie stehen im innigsten Zusammenhange mit unserem eigenen Thun und Wollen. Zwar erfüllt schon der allererste, schwächste christliche Gedanke jede Seele mit Seligkeit, wie schon das Senfkörnlein eine nährende Kraft in sich trägt; aber diese Seligkeit wächst bei jedem weiteren Schritte in der Erkenntniß. Das Leben eines Jeden von uns ist nur als das Leben eines Christen wichtig, wenn ihm gleich in dieser Rücksicht nur selten eine vorzügliche Würdigung geschenkt wird. Es wäre

höchſt nützlich, wenn Jeder von uns nach dem Ablaufe irgend einer bedeutenden Periode ſeines Lebens auf die Vergangenheit als Chriſt zurückblickte, und ſein bisheriges chriſtliches Leben in Erwägung zöge. Die chriſtliche Erziehung beginnt für uns (ewiger, unermeßlicher Dank ſey dafür dem Erlöſer!) mit den erſten Augenblicken, in welchen unſere Vernunft erwacht. Wie der Athem der Luft, die uns anhaucht, wie die Liebe der Eltern, die uns zärtlich an ſich ſchließen, beglückt die göttliche Lehre unſere erſten Gedanken und Gefühle. Aber in dieſer Zeit haben wir die Wahrheit noch nicht ſelbſtthätig in uns aufgenommen, dieſelbe erſcheint uns nur gleichſam wie noch von Außen, und iſt noch nicht mit uns ſelbſt, mit unſerem ganzen Seyn verſchmolzen. Jeder Schritt in dem Leben eines Chriſten trägt dazu bei, dieſes zu bewirken. Was im Anfange nur dunkles Gefühl in uns war, — unſer Beſtehen in Gott — wird uns klarer, und da die Innigkeit und Tiefe dieſes Verhältniſſes zu Gott von unſerem Willen abhängt, ſo wächst dieſe mit dem Erkennen. Wir lernen immer mehr erkennen, daß die Würde des Menſchen in dem Göttlichen liege, deſſen er fähig iſt, — und daß dieſe Fähigkeit in der Möglichkeit des Willens, göttlich, d. h. gottähnlich zu ſeyn, gegeben ſey. Gott iſt aber die ewige Vollkommenheit, — und darum iſt das ſtete Streben nach dem Göttlichen, das Göttlichwerden, ewige Vervollkommnung. Dem Chriſten iſt ſonach das Leben auf Erden ein ſtetes Streben nach Vervollkommnung. Das Streben nach Vervollkommnung iſt Liebe zu der Vollkommenheit, Liebe zu Gott. In der Liebe zu Gott liegt unſere Vervollkommnung. Das ächte chriſtliche Leben iſt Liebe zu Gott. Dazu ſind alle die Prüfungen vorhanden, welche wir zu beſtehen haben; Schmerz und Trübſal ſollen nur unſere Vereinigung mit Gott befeſtigen. Der Gedanke an Ihn ſoll uns durch das ganze Leben geleiten, Alles hat dann nur Beziehung auf Ihn, nur Werth in ihm. Das Feſthalten dieſer Beziehung wird uns erleichtert durch die Kirche. Wie wir die erſten

Begriffe von Gott durch sie erhalten, so drückt sie auch auf sichtbare Weise in uns selbst die von uns erkannte Würde aus. Vor Allem die heiligen Sakramente sind es, welche uns über unser inneres himmlisches Leben beruhigen, und uns jener Würde versichern. Sobald wir die ersten Begriffe von Gott empfangen haben, werden wir uns auch der unendlichen Verbindung bewußt, in welcher wir mit ihm stehen. Sobald wir nur einmal angefangen haben, Gott zu erkennen, erkennen wir uns selbst als Getaufte. Dieß ist das erste Erwachen des Göttlichen in uns. Alles um uns her, was zuvor unsere Blicke auf sich zog, selbst das Aeußerliche an uns, erscheint uns nun in seinem untergeordneten Werthe. Das Ewige, Göttliche beginnt, unseren Blick vorzugsweise zu beschäftigen. Durch die heilige Taufe wird unser Geist gleich so von Gott durchdrungen, daß alles Irdische, Vergängliche, weit hinter uns liegt, und wir in dem unendlichen Streben nach Vollkommenheit durch nichts aufgehalten werden. Die Erbsünde ist durch die heilige Taufe besiegt, und darum unsere göttliche Natur Siegerin über die irdische geworden. Aber so hoch wir durch die heilige Taufe demnach schon gestellt sind, befinden wir uns doch in der Kindheit erst im Anfange unseres christlichen Wachsthums, da all Jenes lediglich durch die unermeßliche Gnade Gottes uns zu Theil geworden ist, unsere innere Vollkommenheit aber von eigener Mitwirkung abhängt, und wir darum auf Erden sind, um uns selbst der Göttlichkeit würdig und verdient zu machen. Durch unsere eigene Handlungsweise, durch die thätigen Aeußerungen unseres Geistes, sollen wir das Göttliche in uns, unsere freiwillige Entscheidung für das Göttliche kund geben. Darum nehmen auch gleich mit der Erkenntniß des Göttlichen die Pflichten für uns ihren Anfang. Jede Erfüllung einer Pflicht ist eine Aeußerung des Göttlichen, das unser Geist in sich aufnimmt. Alle Verhältnisse des menschlichen Lebens sind dazu eingerichtet, uns Pflichten aufzulegen, und uns zur treuen Erfüllung dieser Pflichten zu bewe-

gen. Die mannigfaltigen Kreiſe des menſchlichen Lebens bilden einen großen Pflichtenkreis, der dem ſinnlich-vernünftigen Menſchen das Gute, Göttliche auch ſinnlich darſtellt. Daher kommt es auch, daß jede Pflichterfüllung uns ſelbſt und Andere mit ſolchem Vergnügen und ſolcher Begeiſterung erfüllet. Die heilige Firmung ſtärkt uns für dieſe erhabene, ſchon die Erde zum Himmel umwandelnde Laufbahn. Schon das Kind hat ſeine Pflichten, ſo klein der Kreis iſt, in dem es ſich bewegt. Liebe zu den Eltern, Geſchwiſtern und Hausgenoſſen, Gehorſam gegen Eltern und Lehrer u. ſ. w. erziehen das Göttliche in dem Kinde. Wie ſchön und innig ſchließt ſich ſchon da die Natur an unſere Erkenntniß an, ihre Unterordnung und ihr Verhältniß zu derſelben beurkundend! Die Natur ſelbſt ſchon legt die Keime zu allen dieſen Tugenden in unſer Herz, und nährt und erhält ſie. Die heilige Geſchichte ſagt deßwegen von der Kindheit und dem Jugendalter des Heilandes nichts als die ſchönen, bedeutenden Worte: Er nahm zu an Weisheit wie an Alter, und war ſeinen Eltern unterthan. Dieſe wenigen Worte, welche verhältnißmäßig auf jede chriſtliche Kindheit, jede chriſtliche Jugend angewendet werden können, erſchöpfen das Göttliche derſelben vollkommen. Das wahrhaft chriſtlich-erzogene Kind nimmt zu an Weisheit, d. h. an Erkenntniß des Göttlichen, und in demſelben Maaße, wie es darin Fortſchritte macht, lernt es ſeine Pflichten kennen, und erfüllt dieſelben. Je ſchwerer nun das Kind zu der genauen Erkenntniß einzelner Pflichten gelangen kann, um ſo wenigere ſind ihm aufgelegt, und um ſo kräftiger wird es dabei von der Natur unterſtützt. Die Eltern, welche ihre Kinder gut erziehen wollen, brauchen nur auf dieſes Rückſicht zu nehmen. Sie brauchen nur ihre Kinder zur wahren Weisheit anzuleiten, und dadurch die Erkenntniß des Göttlichen in ihnen zu befördern. Sie werden den wunderbaren Eindruck davon ſogleich gewahren; beſonders wenn ſie den ſchönen Einklang aller Pflichten mit der großen Hauptpflicht, dem Streben nach Vollkommenheit,

betrachten. Wir ſollen Gott lieben, — darum iſt ſchon der erſte, früheſte Kreis, in welchem wir hier auf Erden uns befinden, ein Kreis der Liebe. Die Liebe zu unſeren Eltern, der Gehorſam gegen dieſelben, lehrt uns ſchon als Kinder das Verhältniß, in welchem wir zu Gott ſtehen ſollen. Die Erkenntniß Gottes, die Erfüllung der kindlichen Pflichten und das Gebet zu Gott ſind die drei Flügel, auf welchen ſchon das Kinderherz zum Himmel anſtrebt. Wie ganz anders, als vorher, kommt uns ein Kind vor, das wir von Gott ſprechen hören, das wir in der ſorgſamen Erfüllung ſeiner Pflichten gewahren, das die Hände zum Gebete emporhebt! Wie ganz anders kommt ein ſolches Kind ſich ſelbſt vor! Welche Veränderung bewirkt es in der jungen Seele, wenn ſie zum Erſtenmale mit Bewußtſeyn in der kirchlichen Halle verweilte! In dem Hauſe des Vaters, wie der zwölfjährige Jeſus ſagte! O, erinnern wir uns dieſes Wortes! Auch da entdecken wir jene hohe, liebliche Beziehung des Irdiſchen auf das Himmliſche. Jeſus ſelbſt bezeichnet die Kirche mit dem Ausdruck: — das Haus des Vaters; zum feſten Zeichen, daß ihn in der Kirche alle jene Gefühle und Gedanken wieder beſeligten, mit welchen der Aufenthalt bei ſeinen guten Eltern ihn erfüllt hatte, — nur dort in viel höherem Maaße, in viel erhabenerer Weiſe. Eltern, die ihr eure Kinder gut erziehen wollt, ſtrebe nur dahin, daß denſelben, wenn ſie in der Kirche verweilen, das elterliche Haus im Geiſt erſcheine, daß ihnen die Kirche ſelbſt wie ein väterliches Haus vorkomme, was ſicher geſchehen wird, wenn auch in eurem Hauſe der Friede und die ſtille Andacht einer Kirche herrſcht, wenn das Gebet auch in eurem Hauſe dieſen Frieden und dieſe ſtille Andacht hervorruft! Das Verhältniß, in welches ihr eure Kinder zu euch ſetzt, wird dasſelbe ſeyn, in welchem ſie dann auch zu Gott ſtehen. Wie ein gutes Kind Alles vergißt, wenn es ſeine Eltern hört, ihnen freudig entgegenkommt, und mit unverwandten Blicken an ihnen hängt, ſo wird es auch alle ſeine Gedanken auf Gott

richten, mit ganzer Seele an Ihm hängen, den es an der Hand der Eltern als den Höchſten, Heiligſten kennen gelernt hat. — Auch das beſte Kind geräth in Fehler. Aber ein liebevolles Wort der Mutter, ein ernſter Wink des Vaters reichen hin, es zur Einſicht ſeines Fehlers, zur Reue und zur Beſſerung zu bringen. So hat es durch den begangenen Fehler an Einſicht, gutem Willen und Kraft zum Guten gewonnen. Ganz dasſelbe iſt es bei dem Menſchen überhaupt. Er geräth nothwendig in Fehler, aber wie das Kind zu ſeinen Eltern, wendet er ſich wieder zu Gott, ſobald die augenblickliche Schwachheit vorüber gegangen, oder ſobald er zur Einſicht gekommen iſt, da ſein Fehlen nicht aus böſem Willen entſprang. Und wie die Eltern ſelbſt das Kind beſorgt und liebevoll zurückrufen, ſo Gott den Menſchen. Wie die Eltern die Ruhe und den Frieden in der Bruſt des Kindes wieder herſtellen, ſo Gott bei den Menſchen. Er zieht ſie auf jede Weiſe wieder an ſich, und bewahret ihnen das Göttliche des Innern. Dafür ſind die heiligen Sakramente der Buße und des Altars von Gott eingeſetzt. Wieder zwei bedeutende Zeichen in unſerem chriſtlichen Leben! Die Buße bewahrt uns den guten Willen, den Sinn zum Guten; — die heil. Communion das Göttliche, die Kraft zum Guten. Jede Buße iſt eine göttliche Geſinnung und vermehrt das Göttliche in dem Büßenden. Darum jener göttliche Ausſpruch: In dem Himmel iſt mehr Freude über einen bekehrten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte. Darum auch jenes unausſprechlich ſelige Gefühl, wenn wir uns durch die Buße mit Gott wieder vereiniget haben. Noch viel wärmer, feſter hängen wir nun an Gott, da wir viel klarer und tiefer empfinden, daß wir für das Göttliche geboren ſind, ohne welches ſelbſt alle unſere Würde verloren geht. Gott zieht, ſogar unter ſichtbaren Geſtalten, wieder in das reine Herz ein, und wir ſind göttlicher geworden. O, wohl, wohl dem, welchem die letzte heil. Communion, die letzte Wiedervereinigung mit ſeinem Herrn und Schöpfer, ſchon der Anfang der

himmlischen Seligkeit ist, die ihm nach seinem Tode beschieden! Sie wird es nur für Denjenigen seyn, welcher den göttlichen Werth dieses Lebens erkannt und genützt hat. Wer die hohe Kraft des Christenthumes erkannt hat, an Dem wird sie auch offenbar werden. Die ernsteren Berufe des Lebens, welche den Jüngling zu männlichem, das Mädchen zu weiblichem Wirken führen, sind eine neue, hohe Schule des Christenthums. Ueberall findet da die göttliche Gesinnung ein Ziel, sich zu äußern; überall kann Göttliches gewirkt werden, sey es nun durch Recht und Ordnung, sey es durch Lehre und Beispiel, sey es durch Schutz und Beistand. Ja, selbst zur Erweckung und Erhöhung des Göttlichen in den Herzen der Nebenmenschen kann der Mensch berufen seyn. Er kann, ein Stellvertreter des Herrn, die Menschen zum Göttlichen erziehen. Dieses bedenke ein Jeder, und frage sich dann, ob ihm der Werth des menschlichen Lebens noch nicht klar sey. Wie enthüllt sich da die Aufgabe des irdischen Lebens, der Erziehung des Göttlichen in dem Menschen zu dienen! Und darum ist auch dieser Beruf von der christlichen Kirche mit einem eigenen Sakramente geheiligt. Es ist hier gleichsam der Punkt, in welchem Himmel und Erde aneinander gränzen, indem es in eines Menschen Hand gelegt ist, das Göttliche, Himmlische zu wecken, zu nähren, zu stärken, das Himmlische in alles Irdische übertragend. Auch ohne diesen wahrhaft göttlichen Beruf ist der Mensch ein Erzieher des Göttlichen. Nicht nur das Göttliche in der einen Brust nähret sich an dem, das die Brust des andern Menschen füllt, sondern der Mensch beschäftigt sich auch mit der Auferziehung des Göttlichen vor Allem in dem heiligen Kreise der Familie. Eine ächt christliche Ehe ist wieder ein Gottesdienst, eine Erscheinung des Göttlichen. Zuerst die Ehegatten gegen einander, dann vor Allem die Eltern gegen die Kinder, und auch die Geschwister unter einander unterstützen und befördern sich in dem Göttlichen.

XIII.

Der Septuageſima-Sonntag.

Das Gleichniß auf dem Weinberge.

Matth. XX., 1—16.

Weil in der ehelichen Vereinigung das Göttliche befördert wird, drückt die Kirche auch ihr das Siegel des Göttlichen auf. Die Erziehung der Kinder iſt ein göttliches Geſchäft, eine himmliſche Pflicht. Auch Gott erzieht die Menſchen. Der Geiſt der Liebe, des göttlichen Sinnes lebt in der chriſtlichen Familie, in dem chriſtlichen Wirken jeder Art. Wohl, wohl Dem, welchen ein ſolches durchgängig chriſtliches Leben erzogen, geläutert, geſtärkt hat! Die Kirche kräftigt ihn zu dem letzten Kampfe, den er zu beſtehen hat, und den er ſo willig, ſo freudig beſteht, weil er zum Siege führt. Der Tod eines ächten Chriſten iſt ein Blick in den Himmel, — für ihn, für uns. Er iſt der ſchönſte Zeuge der hohen Kraft des Chriſtenthums. Alles, Alles weicht, — ſelbſt der Strahl des Auges bricht, das den Geiſt mit der Sinnenwelt verband — Erd' und Himmel ſtürzen gleichſam vor dem Sterbenden zuſammen. Es iſt ſein Sieg; denn er iſt Chriſt. Das Göttliche bleibt ewig. — —

Das dritte Gleichniß Jeſu von dem Himmelreiche iſt folgendes:

„Das Himmelreich iſt einem Hausvater gleich, welcher früh Morgens ausgieng, Arbeiter in ſeinen Weinberg zu dingen. Als er aber mit den Arbeitern um einen Groſchen zum Taglohne überein gekommen war, ſchickte er ſie in ſei-

nen Weinberg. Um die dritte Stunde gieng er wiederum aus, und sah Andere an dem Markte müssig stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr hin in meinen Weinberg, und ich will euch geben, was recht seyn wird; und sie giengen hin. Um die sechste und neunte Stunde gieng er abermal aus, und machte es eben so. Um die eilfte Stunde aber gieng er aus, traf noch Andere da stehend an, und sprach zu ihnen: Warum stehet ihr den ganzen Tag müssig da? Sie sagten zu ihm: Es hat uns Niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet auch ihr hin in meinen Weinberg! Da es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Schaffner: Berufe die Arbeiter, gib ihnen den Lohn, und fange von dem Letzten an, bis auf den Ersten! Als nun Die kamen, welche erst um die eilfte Stunde gekommen waren, empfieng ein Jeder einen Groschen. Es kamen aber auch die Ersten, und glaubten mehr zu bekommen; allein sie empfiengen auch Jeder einen Groschen. Als sie solchen empfangen, murreten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben, gleich gehalten. Er antwortete aber Einem unter ihnen, und sagte: Freund, ich thue dir nicht Unrecht; bist du nicht um einen Groschen mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist, und geh'; ich will aber auch diesen Letzten so viel wie dir geben, oder darf ich nicht thun, was ich will? Ist dein Aug' schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten seyn; denn Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt."

Der Inhalt dieses dritten Gleichnisses ist die unendliche Gnade, welche durch das Christenthum über alle Menschen ausgegossen worden ist. Das Erste, was wir in dieser Hinsicht daraus ersehen sollen, ist, daß wir kein Verdienst haben könnten, wenn nicht Gott zu seinem Dienste uns berufen hätte. Auch in so ferne nimmt dem Christen Alles den Anfang von Gott. Schon der Ruf, den er an

uns ergehen läßt, ist die höchste Gnade. Denn es ist, wie uns das vorige Evangelium gelehrt hat, der Ruf zu dem Höchsten, was uns zu Theil werden kann. Es ist Gnade von Gott, daß er das geringe Verdienst des Menschen, welches an und für sich schon durch die göttliche Gnade allein möglich geworden ist, mit Lohn vergilt. Unser Verdienst ist geringe, nur die unendliche Gnade Gottes legt ihm seinen Werth bei. Darum sieht Gott auch nicht auf die Arbeit, auf das größere oder kleinere Tagwerk des Menschen, welches das Verdienst desselben nicht verringert, nicht erhöht; das Verdienst des Menschen liegt in seinem Willen zum Guten, in dem Horchen auf den Ruf Gottes. Das ist das Einzige, was der Mensch selbst thun kann, thun soll; alles Andere kömmt ihm von Gott zu. Unendlich ist der Lohn dieses Einzigen, was von dem Menschen verlangt wird; denn er besteht in der unermeßlichen Gnade Gottes. Ja, man kann dieß in so ferne gar keinen Lohn nennen, da es nicht eine Vergeltung unseres guten Willens, sondern der gute Wille nur das Aufnehmen der uns angebotenen unendlichen Gnade Gottes ist. Ohne den guten Willen würden wir der himmlischen Gnade widerstreben, und uns dadurch derselben verlustig machen.

Das heutige Evangelium hängt darum mit dem vorigen auf das Genaueste zusammen. Die hohe Kraft des Christenthumes liegt in unserer Vervollkommnung. Diese Vervollkommnung, das ewige Fortschreiten zum Göttlichen, kann nur die unendliche göttliche Gnade, die in dem Christenthume sich offenbaret, in uns bewirken. Aber es gibt keine Vollkommenheit ohne freien Entschluß, ohne Willen. Wir müssen daher **wollen** in dem ganzen Umfange des Wortes; wir müssen die unendliche Gnade Gottes wollen, dann wird sie uns beschieden.

Der gute Wille ist demnach die Pflicht, die wir zu erfüllen haben, und die alle anderen in sich schließt. Er ist das Streben nach Vollkommenheit, die Liebe zu Gott, dem

Ewigguten. Darum sagt Jesus: „Du sollst Gott, deinem Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften, über Alles lieben. Dieses ist das erste Gesetz, und das zweite ist diesem gleich. Du sollst deinen Nächsten, lieben wie dich selbst.“ Wer einen guten Willen hat, liebt Gott über Alles, und wer Gott über Alles liebt, liebt auch sich und seinen Nächsten. So erfüllt der gute Wille die Pflicht gegen Gott, und, eben deßwegen auch alle anderen Pflichten.

Haben wir also in dem vorigen Evangelium die hohe Kraft des Christenthumes kennen gelernt, und hält uns das heutige die Wahrheit vor, daß diese hohe Kraft lediglich eine Wirkung der unendlichen göttlichen Gnade ist, die wir nur zu wollen brauchen, so wird uns die Verbindung beider den Stoff zu der allerwichtigsten Betrachtung geben. Wir können nun von Demjenigen ausgehen, was uns selbst zunächst betrifft, und stellen dadurch eine Betrachtung an, die für uns die größte Lehre enthält. Wir kennen nämlich nun den Zweck unseres Seyns, — Vollkommenheit; die Quelle dieser Vollkommenheit — Gott — (Kraft und Gnade des Christenthumes), Wir kennen auch das Mittel, das wir zur Erreichung dieses Zweckes anzuwenden haben — guten Wille. Guter Wille ist die Aufgabe, die Thätigkeit unseres ganzen Lebens. Er erwirbt uns die unendliche Gnade des Himmels, gleichsam zum Lohne. In ihm besteht die Arbeit, zu der Gott uns berufen hat. Und wer auch nur die kürzeste Zeit, in der er berufen ist, guten Willen — Liebe zu Gott — hegt, wird, wie das heutige Evangelium andeutet, von Gott den vollen Lohn erhalten. Durchlaufen wir daher jetzt in einer anderen Richtung in Gedanken die schöne Laufbahn eines Christen, um zu sehen, was es heiße, eines guten Willens seyn! Wir wissen dann, was es heißt, ein Christ seyn. Gleich bei der Ankunft des Weltheilandes auf Erden bezeichneten himmlische Stimmen Das, was von den Menschen verlangt wurde, um die Frucht dieser unendlichen Gnade zu genießen. Denn

die Engel riefen: „Ehre Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind!“

Ihr, denen vor Allen das heutige Evangelium gilt, für die es einen unendlichen Troſt enthält, — Chriſten, die ſeit langer Zeit müſſig geſtanden ſind, vielleicht ſogar mit Verbrechen die Zeit des Berufes gefüllt haben — ihr mögt es auch vor Allen beherzigen: auch ihr könnt noch die ſchöne Laufbahn eines Chriſten beginnen, könnt ſie in jeder Minute beginnen, und die volle Gnade des Himmels wird auch euch noch zu Theil werden! Von dem Augenblicke, wo ihr guten Willen faßt, beginnt die Zeit eurer Kraft, eurer Gnade! Der Ruf dazu ergeht in jedem Augenblicke an die Menſchen, und das Göttliche liegt jetzt durch das Chriſtenthum einem Jeden ſo nahe, daß der gute Wille auch augenblicklich mit einem ſehr hohen Maaße von Gnade belohnt wird. Wenn wir jetzt der guten Stimme, die in unſerem Innern ſich erhebt, gehorchen, wenn wir jetzt gut ſeyn wollen, ſo ſind wir dadurch gleich auf eine viel höhere Stufe erhoben, als dieß vor dem Chriſtenthume möglich war. Die Geburt Chriſti war die Zeit der höchſten Gnade für die Menſchheit. Chriſtus deutet auch in dem heutigen Evangelium auf das Chriſtenthum, in welchem das Himmelreich enthalten iſt, wie Johannes, der Vorläufer Chriſti, ausrief: „Das Himmelreich iſt nahe.“ Jetzt heißt gut ſeyn wollen ſo viel als ein Chriſt ſeyn wollen. Dieß aber iſt etwas Hohes. Das ganze Leben gewinnt ſchon durch den Willen, ein Chriſt zu ſeyn, eine ganz andere Beſchaffenheit, eine ganz andere Bedeutung. Alles in demſelben wird wichtig durch die Beziehung auf Gott. Wir ſtreben, in jedem Augenblicke die Pflicht zu erfüllen, die er uns darbietet, und freuen uns der Fortſchritte, die wir dadurch in unſerem Heile machen, ohne verzagt zu werden, wenn auch Alles auf Erden uns hinderlich geht. Denn wir kennen das Eine, auf das wir Werth zu legen haben. Dadurch entſteht der Friede, welchen die Engel bei der Geburt Chriſti ver-

hießen. Es gibt zwar auf Erden für Niemand einen vollkommenen Frieden, wie da überhaupt nichts vollkommen ist; allein der gute Wille in uns setzt aller Unruhe, aller Leidenschaft und ungeregelten Begierde das Friedliche entgegen, und breitet dieses immer mehr über unser ganzes Innere aus.

Das Erste, was mit uns vorgeht, sobald wir einmal ernstlich zu wollen anfangen, ist das Bewußtseyn unser selbst und ein freies, ein vernunftgemäßes Handeln. Während wir zuvor von dem Triebe und von den Einflüssen des Augenblicks uns beherrschen und zu unseren Handlungen bestimmen ließen, so daß das Geistige, Unvergängliche in uns vor dem Vergänglichen zurücktrat, handeln wir nun lediglich durch das Gesetz des Guten, durch das mit unserem eigenen Geiste Uebereinstimmende bewogen. Unser Geist nimmt eine bleibende Richtung zu Gott, und Gott wirkt nun in uns, weil wir mit ihm wirken, d. h. den vollkommenen Willen haben, seinen Wirkungen uns hinzugeben. Unendlich sind jetzt, in der Zeit des Christenthumes, die Wirkungen, die Gnaden Gottes in Jedem, der sich zu ihm wendet. Da wir Ihn durch das Christenthum klarer erkennen, so sind auch alle diese Wirkungen in uns viel deutlicher und eindringlicher, und Alles um uns her dient, dieselben hervorzubringen. Gott theilt sich dem auf Ihn Achtenden auf tausenderlei Weise mit, und erfüllt ihn mit dem Göttlichen. Durch den guten Willen werden uns gleichsam Augen und Ohren geöffnet. Wir sehen Gott, wir hören Gott; und immer fühlt unser Geist seine Nähe. So oft wir aber Gott aufmerksam wahrnehmen, gewinnen wir an göttlichem Sinne. Wir werden durch den guten Willen gewöhnt, auf Gott zu sehen, und sehen ihn daher in allen seinen Schöpfungen. Es ist eine Erfahrung, die jeder sich Bekehrende macht, daß ihm von dem Augenblicke seiner Wiederversöhnung mit Gott Alles so unendlich schöner und heiterer, als zuvor, vorkömmt, und es ist dieß die Wirkung von der unendlichen Freudigkeit seines Herzens, die er durch die Aussöhnung mit Gott gewon-

nen hat. Dieſe Freudigkeit aber iſt nicht blos eine Folge des Gefühles, mit Gott verſöhnt zu ſeyn, ſondern auch des höheren Gefühles von Gottes Nähe, des beſſeren Aufmerkens auf ihn. Die ganze Natur unterſtützt unſeren guten Willen. An der Größe Gottes nährt ſich unſere eigene, und indem wir für dieſe dadurch das geeignete Maaß finden, und zugleich die Größe Gottes ſich ſo auf das Beſte immer uns gegenüberſtellt, wächst auch unſer Vertrauen auf uns ſelbſt, und wir vertrauen auf Gott, der Dasjenige, was an uns iſt, hervorgerufen hat, und es auch nach Bedürfen vermehren und erhöhen kann.

Unſer eigener Körper wird uns heilig als ein Gefäß des Göttlichen. In jedem unſerer Nebenmenſchen erkennen und ehren wir dasſelbe, und gemeinſam mit ihm ſtreben wir dem Heile nach. So geht freilich die Erfüllung aller Pflichten gleichſam von ſelbſt aus dem Vorhandenſeyn des guten Willens hervor. Die Liebe macht alles leicht und angenehm, ſagt der Apoſtel. Wir erlangen die Kraft zum Guten, die Gnade, durch die Erkenntniß Gottes, und dieſe durch die Liebe zu ihm, durch den guten Willen. Letzterer vereinigt uns augenblicklich mit Gott, und da dieſe Vereinigung alles Hohe in ſich faßt, ſo kann kein Zweifel ſeyn, daß der gute Wille uns tugendhaft, und darum ſelig macht. Er führt uns zu jeder Tugend. Wie wir überall Gelegenheit haben, die Größe Gottes zu bewundern, ſo erkennen wir, wenn wir einmal auf Gott achten und uns ihm fügen wollen, ihn in jedem Augenblicke als unſeren Wohlthäter, und bringen ihm unſeren Dank dar. Wir beten ihn an, haben Demuth und Ehrfurcht vor ihm. Jedem dieſer Gefühle, welche aus der Erkenntniß des göttlichen Weſens entſpringen, entſpricht dann auch eine Neigung, eine Geſinnung in uns, die uns zu pflichtmäßigem Handeln leitet. Denn wer Gott recht erkennt, ſtrebt nothwendig, ihm ähnlich zu werden, ihm wohlzugefallen. Es iſt auch hier wieder ein rein kindliches Verhältniß, da eben ſo für das Kind die Liebe zu ſeinen Eltern die erſte

und reinſte Quelle ſeines guten Betragens iſt. Durch die Erkenntniß Gottes erlangen wir auch die unſeres eigenen Weſens. Wir nehmen wahr, daß wir ſchon nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen ſind, und uns als ſolches nur weiter fortzubilden brauchen. Jede unſerer guten Anlagen enthüllt ſich uns dadurch, und wir lernen ſie benützen. Der Gedanke an Gott, den Ewiggutен, und der Wille zum Guten machen uns groß und kräftig in Bezug auf das Gute, das als ein großer, von uns erreichbarer Zweck vor uns daſteht, machen uns aber auch demüthig und beſcheiden, weil wir die ewige Unerreichbarkeit unſeres Vorbildes, die Quelle alles Guten an uns, erkennen. Es ſchwebt uns vor Augen, welch' unendlicher Ausbildung und Vervollkommnung wir fähig ſind, und wir wenden Alles an, dieſe Fähigkeit nicht unbenützt zu laſſen; die Entwickelung aller unſerer Kräfte iſt die größte Angelegenheit unſerer Thätigkeit. Auch alle diejenigen Tugenden, welche nur unter den Verhältniſſen des irdiſchen Lebens Werth zu haben ſcheinen, erhalten für uns Wichtigkeit, weil wir den Werth dieſes Lebens als einer Vorſchule und eines Widerſcheins des künftigen erkannt haben. Denn theils erwerben ſie uns die Mittel, dieſes Leben zu dem höheren Zwecke beſtens zu benützen, wie z. B. Mäßigkeit, die unſerem Körper nützt, und Erwerbſamkeit, die uns den Kreis des Wirkens hier auf Erden erweitert, und damit auch die Vervollkommnung unſerer Kräfte erleichtert; theils beziehen ſie ſich auf unſere Nebenmenſchen, deren Liebe uns auch für die höhere Liebe auferzieht, wie z. B. Mildthätigkeit, Geduld u. dgl. Alles reiht ſich auf dieſe Weiſe, ſobald wir nur einmal guten Willens ſind, zu dem ſchönſten und einfaltigſten Ganzen, in welchem kein Glied fehlen kann, weil eines das andere bedinget.

XIV.

Der Seragesimä-Sonntag.

Das Gleichniß von dem Säemanne.

Luk. VIII., 4—15.

Jeder Augenblick ist dem Christen eine Zeit der Gnade, weil jeder einen Theil der schönen Laufbahn ausmacht, die dem Christen in seinem Innern beginnt, er mag früh oder spät zu gutem Willen kommen, früh oder spät den Zweck seines Lebens erkennen. Christus ist es, dem wir nachstreben können, nachstreben sollen. So lange wir leben, beruft er uns, und wenn wir diesem Rufe folgen, so ist alles Uebrige, was darauf folgt, der Lohn dafür, der uns zu Theil werden wird, wenn wir auch kurze Zeit gearbeitet haben, wenn wir auch spät berufen worden sind. Vor Gott, dem Ewigen, gilt kein Unterschied der Zeit. So lange wir leben, beruft er uns. Dieß ist eine höchst tröstliche Wahrheit für Diejenigen, welche müssig gewesen, und denen sie die göttliche Barmherzigkeit verkündigt. Aber wehe Denen, die darauf sündigen; denn ihnen wird nicht die göttliche Gnade ersetzen, was an ihrem Verdienste mangelt. Es ist auch eine tröstliche Lehre für die Sterbenden, die nun vor Gott erscheinen sollen, und seiner Gnade bedürfen. Aber wehe Denen, die auch noch am Abende ihres Lebens müssig sind, und dem göttlichen Rufe nicht gehorchen! Sie werden den Lohn nicht erlangen, der allen Gehorsamen zu Theil wird —, das Anschauen Gottes, die ewige Vollkommenheit. Es ist eine tröstliche Lehre für Diejenigen, welche frühe hin-

wegſterben, und darum noch nicht die Gelegenheit gehabt haben, gleich Andern an ihrem Heile zu arbeiten. Wohl auch ihnen, wenn ſie nur dieſe kurze Zeit in der Liebe Gottes gelebt haben! Er iſt es, der ruft und abruft. Aber wehe Denen, die er ſpät hinwegruft, und die dennoch nicht gearbeitet haben! Denn da werden, wie Chriſtus ſagt, die Erſten die Letzten, und die Letzten die Erſten. — —

Nach den drei Gleichniſſen Jeſu vom Himmelreiche trägt uns die Kirche jetzt eines vor, in welchem er von dem Wort Gottes handelt.

„In der Zeit, da viel Volk zuſammen kam, und aus den Städten zu Jeſu eilte, ſagte er nämlich in einem Gleichniſſe: Ein Säemann gieng aus, ſeinen Saamen zu ſäen; und indem er ſäete, fiel ein Theil auf den Weg, wurde zertreten, und die Vögel der Luft fraßen ihn auf. Ein Theil fiel auf einen Felſen, und da er aufgieng, verdorrte er, weil er nicht genug Feuchtigkeit hatte. Ein Theil fiel unter die Dörner, und die Dörner, welche mit aufgiengen, erſtickten ihn. Ein Theil aber fiel auf eine gute Erde, und da er aufgegangen war, trug er hundertfältige Frucht. Als er dieſes ſagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber ſeine Jünger, was dieſes Gleichniß bedeute? Er ſagte zu ihnen: Euch iſt es gegeben, die Geheimniſſe des Reichs Gottes zu wiſſen, die Uebrigen aber hören es in Gleichniſſen, daß ſie, ob ſie ſchon ſehen, doch nicht ſehen, und ob ſie ſchon hören, doch nicht verſtehen. Dieß aber iſt die Bedeutung des Gleichniſſes: Der Saamen iſt das Wort Gottes; die am Wege ſind Diejenigen, welche es hören; danach kömmt der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, damit ſie nicht glauben und ſelig werden. Die auf dem Felſen ſind Diejenigen, welche, wann ſie das Wort hören, es mit Freuden annehmen; aber ſie haben keine Wurzeln, ſie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Anfechtung fallen ſie ab. Was aber unter die Dörner fiel, ſind Diejenigen, welche das Wort hören, aber von den Sorgen, Reich-

thümern und Wollüſten des Lebens, in welche ſie ſich einlaſſen, erſticket werden, und keine Frucht bringen. Was aber auf die gute Erde fiel, ſind Diejenigen, welche das Wort hören, es mit gutem und beſtem Herzen behalten, und in der Geduld Frucht bringen.“

Mit dieſen letzteren Worten ſchließt ſich das heutige Evangelium an unſere bisherigen Betrachtungen an. Der guten Erde ſind die Menſchen zu vergleichen, die eines guten Willens ſind. Sie allein bringen Frucht aus dem göttlichen Saamen, wie das gute Erdreich dem Säemanne ſeine Saat mit hundertfältiger Frucht vergilt. Das Wort Gottes, das Chriſtenthum, iſt der einzige Saame, welcher gute Frucht bringt in dem Menſchen. Das Verhalten der Menſchen gegen das göttliche Wort entſcheidet, weß Willens er ſey. Damit wir nun ganz und gar einſehen, wie wir uns gegen das göttliche Wort zu verhalten haben, um eines guten Willens zu ſeyn, ſtellt Jeſus in dem Gleichniſſe die Menſchen guten Willens mit den Menſchen, die eine andere Geſinnung in ſich tragen, in Einem Bilde zuſammen, und macht uns dadurch noch anſchaulicher, wie der gute Wille aus dem göttlichen Worte Frucht ziehe.

Wir verwandeln daher in unſerer heutigen Betrachtung die bisherige Frage, in wie ferne der Chriſt eines guten Willens ſeyn müſſe, in dieſe: Wie muß der Chriſt das göttliche Wort in ſich aufnehmen?

Das Chriſtenthum iſt eine göttliche Lehre. Dieß iſt das Heil deſſelben. Indem wir dieſe Lehre aufnehmen, nehmen wir das Göttliche in uns auf, und Chriſtus iſt vor Allem auch als Lehrer unſer Meſſias. Durch ſeine Lehre theilt er ſich uns ſelbſt mit, und in ſeiner Kirche bleibt er bei uns bis an der Welt Ende. Er iſt der Säemann. Wenn wir dem Saamen, den er ausſtreut, einen Platz in unſerem Herzen einräumen, ſo folgt die Frucht von ſelbſt nach. Dazu genügt es aber nicht, das Wort Gottes blos zu hören. Ein ſolches bloßes Hören iſt noch gar kein Aufnehmen der

göttlichen Lehre. Blos unsere Sinne sind dabei beschäftigt, nicht unser Herz. Wir lassen dann die göttliche Lehre an uns vorübergehen, und sie geht uns verloren, weil wir gleichgiltig dagegen sind und sie nicht beachten. Das Anhören der göttlichen Lehre ist noch keine Aeußerung eines guten Willens, da uns dieselbe durch die Gnade des Himmels aller Orten begegnet, und wir es gar nicht vermeiden können, die belehrende und warnende Stimme Gottes wenigstens zu hören. Ja, dieses bloße Anhören ist sogar das Zeichen eines bösen Willens. Wir wollen die göttliche Lehre, die uns doch so nahe gegeben ist, und deren Werth wir nicht mehr verkennen können, nicht in uns aufnehmen, oder sie nicht so hoch und heilig halten, als es seyn sollte. Wir lassen den guten Saamen gleichsam den Vögeln des Himmels zum Fraße. Wir halten ihm den Weg zu unserem Herzen verschlossen. Das erste und sicherste Zeichen von dem Mangel eines guten Willens ist also Gleichgiltigkeit gegen das Christenthum.

Gleichgiltigkeit in der Religion, die heut zu Tage leider so oft vorkömmt, ist etwas Entsetzliches. Man sollte dieß ja recht bedenken. Die Gleichgiltigkeit in der Religion ist heutzutage keine Lässigkeit im Suchen und Fragen nach Gott, wie vormals, ehe das Heil erschienen war. Jetzt gilt den Gleichgiltigen das Wort des Apostels Johannes: Er kam in die Welt, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Sie weisen gleichsam Christus, den göttlichen Lehrer, selbst von sich zurück. Welch' ein verstocktes Herz, welch' gänzlicher Mangel an Empfänglichkeit für irgend etwas Höheres gibt sich dadurch zu erkennen! Und diese Verstocktheit, diese Gefühllosigkeit sind in der gegenwärtigen Zeit — fast Mode geworden. Es wird für Weisheit, für hohe Bildung gehalten, nichts von dem Göttlichen wissen zu wollen. Man kann jetzt von dem Christenthume reden hören, als ob es veraltet wäre, als ob sein Inhalt in lauter gewöhnlichen und abgenützten Dingen bestände. Man schämt sich, so zu sagen, mit Wärme und

Theilnahme über etwas reden zu ſollen, was auch für die gemeinſten Leute da iſt. Mit Einem Worte, man möchte glauben, die Welt ſey des Chriſtenthumes überdrüſſig geworden. Es iſt ſchauerlich, ſo etwas auch nur auszuſprechen; aber nicht wenige Menſchen thun alles Mögliche, um dieſes von ſich glauben zu machen, und es iſt zur jetzigen Zeit eine keineswegs überflüſſige, ſondern vielmehr ſehr nothwendige Warnung, darauf aufmerkſam zu machen. Jeder Chriſt iſt in Gefahr, davon wie von einer anſteckenden Seuche ergriffen zu werden. Oder ſollte dieſes Urtheil zu hart ſeyn? Gehe hin in die Geſellſchaft gebildeter Männer, und höre ſie reden! Das Geſpräch bricht ab, wenn es auch nur von Weitem einem religiöſen Gedanken ſich nähert, weil er für die Gelehrſamkeit dieſer Leute zu kindiſch wäre. Gehe hin in eine chriſtliche Familie! Du kannſt Tage lang in ihrem Kreiſe weilen, ehe ein Wort über das Göttliche geſprochen wird, und die Kinder ſcheuen ſich, bei dem Zeichen zum Gebete einen andächtigen Gedanken zu faſſen, oder etwas über die gehörte Predigt zu reden, weil es die Eltern und die erwachſeneren Geſchwiſter nicht thun. Geh' in die Kirche, und ſieh' das Benehmen verſtändiger und unterrichteter Menſchen! Sie haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihre Gleichgiltigkeit zur Schau zu tragen. Wohl gibt es Ausnahmen, ſchöne und erfreuliche Ausnahmen. Man findet Zirkel, wo das Geſpräch, durch irgend eine Veranlaſſung auf das Göttliche geführt, an Wärme und Innigkeit zunimmt; man findet Familien, wo in dem ganzen Kreiſe der dazu gehörigen Glieder ſelbſt ohne Worte die ächte, unverminderte Anhänglichkeit an das Chriſtenthum ſich ausſpricht; man trifft Betende voll Andacht und Ehrfurcht in den geweihten Hallen. Aber dieß iſt das Traurige, Gefährliche, daß nur ausnahmsweiſe eine ſolche Liebe für das Chriſtenthum getroffen wird, daß die Mehrzahl unverkennbar der Gleichgiltigkeit ſich hingibt, daß man die üblen Folgen namentlich bei der aufwachſenden Jugend ſo ganz auffallend wahrnimmt. O möchte

doch Jeder von uns, der da heute die väterlichen Worte in dem Gleichnisse Jesu betrachtet, den letzten Rest von Gleichgiltigkeit gegen das Christenthum aus seinem Herzen entfernen, und den Entschluß in sich erwecken, auch bei seinen Nebenmenschen diesem eingerissenen Uebel der Zeit möglichst entgegen zu wirken!

„Wo Zwei oder Drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen," — sagt Jesus. Und wie selten sind wir in Seinem Namen beisammen!

Freilich ist es nicht zu läugnen, daß auch der Aberglaube und die Thorheit, welche das Heilige durch eine sinnlose, lächerliche Anwendung entweiht, und die Heuchelei, welche übertriebene und unnatürliche Foderungen macht, an dieser überhandnehmenden Gleichgiltigkeit eine nicht geringe Schuld tragen. Allein der ächte Christ soll sich auch dadurch zum Unglauben, zur Gleichgiltigkeit nicht versuchen lassen.

Unsere Liebe zu Gott richtet sich nach unserer Liebe zu dem Christenthume. Die Gleichgiltigkeit gegen das letztere stumpft daher auch unsere Liebe zu Gott ab. Der gute Wille erfüllt unser Inneres mit Liebe zu dem Christenthume. Ohne solche Liebe ist kein guter Wille.

Ein gleichgiltiger Sinn ist die verworfenste unter allen Gesinnungen. Bei ihm ist die göttliche Wohlthat des Christenthumes gleichsam auf den Weg geworfen. Gott kömmt zu ihm, und — hat keine Macht über ihn, da das Herz des Gleichgiltigen von der Liebe Gottes nicht gerührt, von seiner Größe nicht ergriffen wird. Er wendet die Augen von Gott ab, und wo Gott nicht ist, da hat der Teufel Macht. Darum heißt es in dem heil. Evangelium: Danach kömmt der Teufel, und nimmt das Wort von ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Und darum ruft auch Jesus so laut und dringend aus: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" Höret ihn! Aus so vielen Häusern ist das Christenthum ausgestoßen, oder wird doch darin mit der allergrößten Gleichgiltigkeit behandelt, — in so vielen Kreisen

und ganzen Gemeinden wird die Liebe zum Chriſtenthume nicht gefunden. Der gute Saame wird von den Vögeln verzehrt werden.

Um wie vieles edler, beſſer geſinnt, als die gleichgiltige Seele, iſt ſchon ein Herz, das ſich um das Chriſtenthum wenigſtens annimmt, das es wenigſtens mit Freuden hört, wenigſtens hie und da dem himmliſchen Inhalte desſelben mit Freuden nachdenkt! Es iſt doch wenigſtens empfänglich für das Gute, wird doch bewegt davon. Aber auch ein ſolches Herz iſt darum noch nicht guten Willens. Der gute Wille kann ſich bei einer ſolchen blos oberflächlichen Rührung, an der die Geſinnung des Menſchen den wenigſten Theil hat, da die Göttlichkeit des Chriſtenthumes faſt unwillkührlich das menſchliche Herz ergreifen muß, nicht begnügen; nur durch Hochhalten über Alles, durch ſtandhaftes Feſthalten der göttlichen Lehre äußert auch der Wille ſeine freie Uebereinſtimmung mit derſelben, ſtellt ſich als einen guten dar. Ohne dieſen guten Willen gleicht auch ein Herz, welches das Chriſtenthum mit Freuden annimmt, einem Felſen, dem ſich der gute Saame auf der Oberfläche zwar mittheilen, in dem er aber keine Wurzeln faſſen kann, weil ihm nur die Oberfläche des Felſens geöffnet, das Innere desſelben aber gleichfalls verſchloſſen iſt. Es genügt nicht, die chriſtliche Lehre oberflächlich in uns aufzunehmen, unſer innerſtes Herz muß ihr offen ſtehen, und von derſelben durchdrungen werden, ſo daß ſie feſte Wurzeln darin ſchlägt, und gar nichts mehr im Stande iſt, ſie davon zu trennen. Sonſt iſt es uns nicht ernſt um die freudige Aufnahme des Chriſtenthumes. Sonſt ſind, wenigſtens im Innerſten des Herzens, auch wir gleichgiltig dagegen. Oder ſteht unſere Freude an dem Chriſtenthume, unſere Liebe dazu in Verhältniß mit der hohen Würde, dem unendlichen Werthe dieſer Lehre, wenn unſer Wohlgefallen daran nicht auch ein aufopferndes iſt, wenn wir nicht auch mit Schmerz und Mühe es in uns feſtzuhalten ſtreben? Unſere anfängliche

Freude wird als eine oberflächliche, noch sehr unvollkommene vorüber gehen, und unser Herz wird dann auch nach und nach völlig gleichgiltig werden gegen das Christenthum. Es gibt auch Menschen, die von der göttlichen Lehre, wenn sie dieselbe vernehmen, so sehr entzückt werden, und sie so lieb gewinnen, daß sie ihr das Innerste des Herzens öffnen, und sie ganz in sich aufnehmen wollen. Aber ihr Wille ist kein standhafter, und damit auch kein ächter guter Wille. Sie freuen sich nur kurze Zeit, und triumphiren in dem Christenthume; bei der ersten Versuchung tritt Schwäche und Traurigkeit an die Stelle der Freude, und sie fallen ab von dem Christenthume. Auch ihr Herz ist ein Felsen, den die göttliche Kraft und Liebe nicht erweichen kann.

In anderen Herzen wird das göttliche Wort mit wahrer, bleibender Freude empfangen; es setzt sich fest darin, faßt Wurzeln, und wächst in die Höhe. Der gute Wille ist da vorhanden, — aber er bleibt nicht immer, und ist also in so ferne auch hier nur für den Augenblick betrachtet ein guter Wille. Er ist nicht so ernst und unüberwindlich, als er sollte. Ein augenblicklicher guter Wille ist noch kein vollkommener guter Wille, wie das Christenthum ihn fodert. Der vollkommene gute Wille ist beständig bemüht, nicht nur das Christenthum in dem Herzen aufzuziehen, sondern auch Alles zu entfernen, was dem Emporwachsen und Gedeihen des christlichen Sinnes hinderlich seyn könnte. Wenn man den Vergnügungen und Lockungen des Lebens einen gleichen, nicht den ihm zukommenden untergeordneten Platz in seinem Herzen einräumt, so läßt man Dörner emporschießen, welche, wenn sie zu groß und mächtig geworden sind, den christlichen Sinn wenigstens ersticken, und den Keim vor der Frucht verzehren.

XV.

Der Quinquageſimá-Sonntag.

Die Vorherſagung Chriſti von ſeinem Leiden.

Luk. XVIII., 31—43.

Das Irdiſche erdrückt das Göttliche, wenn es nicht demſelben unterworfen wird. Denn Jenes bemächtigt ſich vermöge unſerer angebornen Natur ſchnell des Platzes, welcher nur dem Himmliſchen in uns gebühret.

Der wahre, vollkommene gute Wille gibt das ganze Herz für immer an das Chriſtenthum, an Gott hin, und läßt es ſo ganz davon erfüllt werden, wie ein gutes Erdreich von dem guten Saamen erfüllt wird, und denſelben überall aufnimmt und ihm Nahrung bietet. Mit dem beſten Herzen, mit der größten Geduld kömmt der ächte Chriſt ſeinem Heiland entgegen. Nur in dem beſten, geduldigſten Herzen wird die hundertfältige Frucht des Chriſtenthumes erzogen. — —

Damit ſchließt ſich wieder ein Abſchnitt des kirchlichen Jahres. Nachdem uns die Kirche in der Adventzeit auf das Heil und die Erſcheinung desſelben vorbereitet, in den Sonntagen ſeit Weihnachten aber uns die Bedeutung und Hoheit des göttlichen Heiles kennen gelehrt hat, macht das heutige Evangelium den Uebergang zu neuen, ihrem Hauptinhalte nach von den vorigen ſehr verſchiedenen Betrachtungen. Mit dem nächſten Sonntage beginnt abermals eine Zeit der Vorbereitung, die Zeit der Vorbereitung auf das hohe Werk der Erlöſung, auf das Leiden und Sterben unſeres Heilandes Jeſus Chriſtus. Auch Jeſus Chriſtus offenbart ſich

uns nun wieder in einem ganz neuen Lichte. Nachdem wir ihn bisher lediglich als Bringer des Heiles durch seine göttliche Lehre und seine den Glauben verherrlichenden Wunder erkannt haben, erblicken wir ihn nun bald als Versöhner, als Mittler, um uns die Befolgung der bereits erkannten Lehre möglich zu machen. Der neue Abschnitt in dem Leben Jesu macht uns auch eine andere Seite unseres eigenen Lebens bemerklich, und legt den Keim des göttlichen Heiles in dieselbe. Lebten wir bisher gleichsam in der Zeit der Freude und der Entzückung, so führt uns das heutige Evangelium in die Zeit der Trauer und des Ernstes ein. Haben wir bisher durch Christus den himmlischen Vater kennen lernen, so sollen wir jetzt durch Ihn in der Zeit der Fasten uns mit dem himmlischen Vater auch versöhnen lernen. Ganz sollen wir uns mit ihm versöhnen, und nichts zurücklassen von der früheren Spaltung. „Thut Buße; denn das Himmelreich ist nahe!" Dieser Ausruf des heil. Johannes des Täufers gilt auch für die Fastenzeit, in einem höheren Sinne. Recht Buße thun lehrt uns erst Christus, der uns das Himmelreich nahe brachte, und dem aufrichtigen Büßer noch näher bringt, ihn ganz in das Reich des Vaters aufnimmt.

„Zu jener Zeit," sagt das heutige Evangelium, „nahm Jesus die Zwölfe mit sich, und sprach zu ihnen: Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird Alles vollzogen werden, was von des Menschen Sohn durch die Propheten geschrieben worden ist; denn er wird den Heiden überantwortet, verspottet, gegeißelt und verspieen werden. Und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn tödten, und er wird am dritten Tag wieder auferstehen. Sie aber verstanden von allem dem nichts; denn diese Rede war ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was gesagt wurde. Es begab sich aber, da er sich Jericho näherte, daß ein Blinder am Wege saß und bettelte. Da er das vorübergehende Volk hörte, fragte er, was dieses wäre? Sie sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorübergehe. Da schrie

er auf und ſprach: Jeſus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner. Die vorangingen, fuhren ihn mit rauhen Worten an, daß er ſchweigen ſollte. Er ſchrie aber deſto mehr: du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Jeſus ſtand ſtill, und befahl, ihn zu ſich zu führen; und als er ſich genähert hatte, fragte er ihn und ſprach: Was willſt du, daß ich dir thun ſoll? Er aber ſagte: Herr, daß ich ſehe! Jeſus ſprach zu ihm: Steh' auf, dein Glaube hat dir geholfen; und alſobald ſah er, folgte ihm nach, und pries Gott; und alles Volk, ſo dieſes geſehen hatte, lobte Gott."

Jeſus ſagte voraus, daß er nun der Zeit ſeines Leidens entgegen gehen werde. Er gab die genaueſten Umſtände davon an. Dadurch bezeichnete er die Wichtigkeit dieſes Zeitpunktes. Wie Er es voraus ſagte, und wie es ſchon in den Schriften der Propheten vorherbezeichnet war, gieng Alles in Erfüllung. Wie Jeſus mit den Apoſteln vorher darüber ſprach, ſollen auch wir jetzt im Voraus unſere Betrachtung darauf hinlenken, uns darauf vorbereiten. Wenigſtens die wichtigſten und lehrreichſten Punkte des Leidens Jeſu ſollen wir überdenken.

Jeſus iſt den Heiden überantwortet worden.

Die Art, wie dieſes geſchah, war für ihn höchſt ſchmerzhaft. Es geſchah in dem Garten Gethſemane, welcher auf dem Oelberge lag. Dahin begab er ſich mit ſeinen Jüngern an dem Abende, an dem ſein Leiden begann. Hier betete er, und ſeine Seele wurde erfüllt von Angſt und Traurigkeit. „Meine Seele iſt bis zum Sterben betrübt," ſagte er ſelbſt zu den Jüngern. Der Schweiß rann ihm blutig von der Stirne, und ein Engel erſchien, ihn zu ſtärken. Dreimal betete er, entfernt von ſeinen Jüngern, und bat den Vater, den Kelch des Leidens, wenn es ſeinem Willen nicht widerſtreite, von dem Sohn hinwegzunehmen. Dann ſtand er auf, und ging hinweg; denn ſein Verräther war ihm indeſſen nahe. Judas Iſcharioth, einer von den zwölf Apoſteln,

kam als Führer einer Rotte heidnischer Soldaten, die mit Schwertern und Knütteln, Laternen und Fackeln versehen waren, dahin, grüßte den Meister, und verrieth ihn mit einem Kusse. „Judas, mein Freund," sprach Jesus zu ihm, „wozu bist du gekommen? Verräthst du mit einem Kusse den Sohn des Menschen?" Und zu den Uebrigen sagte er: „Wen suchet ihr?" Sie antworteten ihm: Jesum von Nazareth. Da sprach Christus voll himmlischer Hoheit: „Ich bin es." Sie wichen rückwärts und fielen zu Boden. Als sie sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatten, fragte er sie abermals: Wen suchet ihr? Und er erhielt die gleiche Antwort. Jesus wiederholte: Es ist, wie ich euch gesagt habe; ich bin es. Wenn ihr aber mich suchet, so lasset diese da gehen, — setzte er, auf seine Jünger deutend, hinzu. Die Soldaten legten darauf an Jesus Hand an und bemächtigten sich seiner. Da aber die Jünger sahen, was geschehe, fragten sie Jesus: Herr, sollen wir nicht mit dem Schwerte dareinschlagen? Simon Petrus entblößte, ohne die Antwort Jesu abzuwarten, das Schwert, und hieb dem Malchus, einem Diener des Hohenpriesters, das rechte Ohr ab. Jesus aber tadelte den Petrus, und sagte zu ihm: Stecke dein Schwert in die Scheide; denn Alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen. Meinst du, ich könnte nicht meinen Vater bitten, und er würde mir mehr als zwölf Legionen Engel zuschicken. Allein wie würde dann die Schrift erfüllet? Und er berührte das Ohr des Malchus, und heilte ihn. Dann wandte er sich zu den anwesenden Priestern und Aeltesten, und sprach: „Ihr seyd mit Schwertern und Knütteln ausgegangen, wie gegen einen Mörder, mich gefangen zu nehmen. Saß ich nicht alle Tage bei euch im Tempel, und lehrte, ohne daß ihr eine Hand gegen mich ausgestreckt oder mich ergriffen habt? Aber dieß ist eure Stunde und die Gewalt der Finsternisse. Dieß alles ist geschehen, damit die Schriften der Propheten erfüllt würden."

Alles, was Jesus litt, litt er für uns — als Strafe unserer Sünden, um uns mit dem himmlischen Vater zu versöhnen. Seine Ueberantwortung an die Heiden erfüllte ihn mit dem größten geistigen Leiden. Gerade Das, was er werth gehalten, was er zum Theilnehmer seines höchsten Segens hatte machen wollen, verrieth ihn. Diejenigen, zu welchen er als ihr bester Freund gekommen war, und denen er seine Lehre mittheilte, nahmen ihn gefangen, und führten ihn gebunden mit sich fort. Alles dieß sank schwer auf sein Herz, und machte ihn betrübt bis zum Sterben. „Sehet," sagte er zu seinen Jüngern, „die Stunde ist angekommen, da der Sohn des Menschen in die Hände der Sünder wird übergeben werden. Sehet, mein Verräther ist in der Nähe. — Dasselbe geistige Leiden, dieselbe Betrübniß bis zum Tode wäre über das sündige Menschengeschlecht gekommen. Es wäre in die Macht des Bösen überantwortet worden. Gerade durch Das, an was es sein Herz hängt, wäre es verrathen und gerichtet worden. Mit dem Kusse der falschen Freude hätte das Laster es dem Verderben überliefert. Aber das Menschengeschlecht wäre dadurch vernichtet worden, während Jesus, so tief er es auch fühlte, über das Leiden sich erhob, und uns außer einem Versöhner zugleich auch ein Muster wurde. Er besiegt das Leiden durch Hoheit. Nur seine schmerzende Kraft kann es über ihn ausgießen, nicht eine verderbende. Denn eine göttliche Seele ist über alles Leiden erhaben. Er selbst tritt ihm entgegen, und sagt: Hier bin ich. Und vor Dem, was in ihm ist, sinkt das Leiden kraftlos zu Boden. Aber er selbst nimmt es auf sich, nach dem Willen des Vaters. Er weiß, daß der Vater Macht hat über alle Leiden, und daß das Leiden nichts vermöchte, als des göttlichen Willens wegen. Dieses Vertrauen benimmt dem Leiden die Uebermacht. Er rang mit dem Schmerze durch das Gebet. Das Gebet vermehrte seinen Schmerz, — denn während er auf den Knieen lag, rann ihm der Schweiß wie Blutstropfen von der Stirne — aber es vermehrte auch

ſeine innere Kraft. Ein Engel ſtärkte den Ringenden. Jeſus rang auf ſolche Weiſe ſtatt unſer mit dem Elende, das über uns gekommen wäre, mit dem Elende der Sünde, dem wir unterlegen wären. Er nahm dieſes Elend freiwillig auf ſich, um ſtatt unſerer zu kämpfen.

Jeſus wurde verſpottet.

Den gebundenen Jeſus brachte man zu dem Annas, und von da in das Haus des hohen Prieſters Kaiphas, der ein Schwiegerſohn des Annas war, und bei dem alle Erzprieſter, Schriftweiſe und Aelteſten ſich verſammelten. Der hohe Prieſter befragte Jeſus wegen ſeiner Jünger und ſeiner Lehre. „Warum fragſt du mich, antwortete ihm Jeſus, ich habe öffentlich vor der Welt geredet; ich habe jederzeit in der Synagoge und in dem Tempel gelehrt, wo alle Juden zuſammen kommen. Befrage Diejenigen, welche gehört haben, was ich ihnen vorgetragen. Siehe, dieſe wiſſen, was ich geſagt habe!“ Auf dieſe Antwort gab ein dabei ſtehender Diener Jeſu einen Backenſtreich, und ſprach: Antworteſt du dem hohen Prieſter alſo? Jeſus verſetzte: Habe ich unrecht geredet, ſo beweis es; war aber meine Rede gut, warum ſchlägſt du mich? Darauf ſtand der hohe Prieſter Kaiphas auf, und fragte ihn, ob er Chriſtus, der Sohn Gottes, ſey. Jeſus ſprach: „Es iſt wie du ſagſt, ich bin es. Ja, ich ſage euch, bald werdet ihr des Menſchen Sohn zu der Rechten des allmächtigen Vaters ſitzen, und auf den Wolken des Himmels kommen ſehen.“ Als der hohe Prieſter dieß hörte, zerriß er ſeine Kleider, und rief: Sehet, er hat Gott gelä-ſtert. Ihr habt die Gotteslästerung ſelbſt mit angehört. Was dünkt euch? — Sie ſprachen ihn alle des Todes ſchuldig. Da begannen die Männer, die ihn verwahrten, ſein zu ſpotten, und läſterten ihn. Sie verhüllten ſein Angeſicht, und ſchlugen mit Stecken auf ſein Haupt. Dabei riefen ſie: Prophezeihe uns, du Geſalbter, wer dich geſchlagen hat! Jeſus litt Alles geduldig und ſchweigend.

Die tiefſte Schande und Verachtung, die Jeſus auf ſich nahm, wäre dem ſündigen Menſchengeſchlechte zu Theil geworden. Den ſündigen Menſchen würde ſie zermalmt haben, weil er ſie durch ſeine Schuld auf ſich geladen. Den Sohn des Menſchen konnte ſie nur ſchmerzen, nicht verwunden. Denn der Göttliche war auch über aller Schmach und Verachtung erhaben. Er ſetzte ihnen ſeine Hoheit entgegen. „Ich bin es!“ ſagte er wieder, und dieſe Beſtätigung ſeines göttlichen Weſens, dieſes Bewußtſeyn ſeiner unendlichen Würde erhob ihn bei der niedrigſten Behandlung. Der Menſch hätte ſich ſelbſt zurufen müſſen: Ich bin ſchuldig daran, ich hab' es verſchuldet — und dieſes Bewußtſeyn hätte ihn in den Abgrund gezogen. Dem Hohn des Teufels wär' er unterlegen. Dem Schimpfe ſetzte Jeſus das Edle entgegen. Die Rede, wegen welcher er geſchlagen worden, war recht und edel; ſie konnte nicht verbeſſert werden. Dem Edlen aber klebet kein Schimpf an. Was hat der Sünder, das er entgegenſtellen könnte? Das Edle hat er verloren, es iſt ihm fremd geworden. Jeſus erhob ſich über die Verachtung, und in ſeinem Siege darüber wurde er uns zugleich Muſter. Sey edel, und die Verachtung kann dir nichts anhaben! Aber von dem Augenblicke haftet ſie an dir, wo du die Schmach auf eine unedle Weiſe entfernen oder ihre Laſt nur mit unedlen Klagen tragen willſt!

Jeſus wurde gegeißelt.

Von Kaiphas führte man Jeſus zu dem Pilatus, der Landpfleger war. Dieſer unterredete ſich mit ihm, und fand keine Schuld an ihm. Aber den Juden zu gefallen, ließ er ihn geißeln.

Jeſus wurde auch dem tiefſten körperlichen Elende unterworfen. Er wurde als ein Miſſethäter behandelt, gegeißelt. Auch dieſe großen körperlichen Leiden trug er um unſertwillen. Er nahm ſie uns, den ſchwachen Menſchen, ab, — duldete ſie als Menſch, an unſerer Statt. Nicht die

Geißel allein zerfleischte seinen Leib; wie das sündige Menschengeschlecht im höchsten Maaße sich schuldig und des Elends werth gemacht hatte, litt er die höchsten Qualen.

Jesus wurde auch verspieen.

Man legte ihm einen Purpurmantel um, drückt ihm eine aus Dornern geflochtene Krone auf das Haupt, gab ihm ein Rohr in die rechte Hand, beugte das Knie vor ihm und rief: Sey gegrüßt, König der Juden! Dabei spieen ihm die rohen Soldaten in das Angesicht, schlugen ihm die dornigte Krone mit dem Rohre noch tiefer in das Haupt, und höhnten ihn mit Backenstreichen.

Schmerzhafter Anblick! Pilatus selbst rief aus: Seht da einen Menschen! Aber dieser Mensch war ein göttlicher. An dem sündigen Menschen wäre nichts zurück geblieben, als die Erniedrigung und das Elend der Sünde. In Jesus schied sich das Göttliche, das allem Elend unzugänglich ist, desto herrlicher und klarer von dem allem Elend preisgegebenen Irdischen.

Sie tödteten Jesus.

Pilatus wollte ihn, als er so gegeißelt und mißhandelt war, entlassen. Aber das Volk schrie: An's Kreuz mit ihm! An's Kreuz mit ihm! Und da es gebräuchlich war, um die Zeit eines hohen Festtages einen Gefangenen loszugeben, so mußte er nach dem Willen des Volkes den Mörder Barrabas freilassen. Pilatus gab dem Volke nach, und überlieferte Jesus, nachdem er vor dem Volke seine Hände gewaschen hatte, zum Zeichen seiner Unschuld an dem Blute dieses Gerechten, zur Kreuzigung. Jesus mußte sein Kreuz selbst zur Schädelstätte tragen, und fiel mehrmals unter der Last desselben. Auf der Schädelstätte angekommen, wurde er entkleidet, und an das Kreuz geschlagen.

XVI.

Der erſte Faſten-Sonntag.

Jeſus in der Wüſte.

Matth. IV. 1—11.

Am Kreuze bat Jeſus für ſeine ſpottenden Feinde, und rief: Vater, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Um die neunte Stunde rief er: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? Und endlich: Es iſt vollbracht! Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt. Dann neigte er das Haupt, und gab ſeinen Geiſt auf. Und ſiehe! Der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei, von oben bis unten, die Erde bebte, die Gräber öffneten ſich, und die Todten ſtanden auf. Wahrhaftig, riefen die Umſtehenden, wahrhaftig, dieſer war Gottes Sohn!

Den Tod, den ſchmerzlichſten Tod, nahm Jeſus auf ſich, um ihn von uns hinwegzunehmen. Nicht das Geſtorbenſeyn des Leibes iſt etwas Fürchterliches, da dann die Seele zu ewigem, ſeligem Leben emporgeſtiegen iſt. Aber das Sterben, das iſt das Leiden des Leibes, und der Tod der Seele, der in der Sünde liegt, iſt auch ein ſolches Sterben. Das ſündige Menſchengeſchlecht wäre dieſem Sterben anheimgefallen, die ewige Strafe iſt das ewige Dahinſterben des Leibes und der Seele. Alle Qualen eines ſterbenden Leibes vereinigen ſich da für Ewigkeiten mit den Qualen einer verlorenen, einer dem Leibe ähnlich immer ſterbenden, immer kraft- und ruheloſen Seele. Dieſe Qualen nahm Jeſus von uns, und lud ſie ſich auf — die Qualen des

ſchmerzlichſten Todes, die Qualen der tiefſten Verlaſſenheit der Seele. Aber was dem ſündigen Menſchengeſchlechte ewig zu Theil geworden wäre, wurde von Jeſus durch ſeine Göttlichkeit überwunden. Er beugte ſich unter die unnennbaren Qualen, aber er erhob ſich triumphirend über das Verderben, dem wir ohne dieſe göttliche Erlöſung rettungslos verfallen wären. Er duldete die höchſten Qualen mit der Hingebung und der Geduld, wie er alles Uebrige getragen hatte. In die Hände ſeines Vaters gab er ſeinen Geiſt auf. Aber nach drei Tagen ſtand er wieder auf von den Todten. Er hatte uns durch ſeinen Tod das ewige Leben erworben.

Gehe in dich, Chriſt, und betrachte! Das Leiden und Sterben Jeſu Chriſti iſt dir Verſöhnung und Muſter. Was du auch zu tragen haſt, es ſind nur Schmerzen, und nur geringe Schmerzen gegen das Leiden und Sterben Jeſu Chriſti; das Verderben hat er von dir genommen. Auch dein Sterben wird nur Schmerz ſeyn, nicht Verderben. Aber folge deinem Erlöſer! — —

Nach dieſer kurzen Betrachtung über das Wichtigſte aus dem Leiden und Sterben Jeſu müſſen wir Einiges, was darauf Bezug hat, beſonders herausheben, und in Betrachtung ziehen.

Jeſus war wahrer Menſch.

Sein Leiden war wahrhaftes Leiden, weil er wahrer Menſch war. Selbſt der Sieg des Göttlichen in ihm war zugleich ein menſchlicher. Denn Jeſus mußte ſogar, wie jeder andere Menſch, die Verſuchungen des Böſen über ſich ergehen laſſen. Davon handelt das heutige Evangelium.

„Zu dieſer Zeit wurde Jeſus von dem Geiſte in die Wüſte geführet, damit er von dem Teufel verſucht würde; und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefaſtet hatte, danach hungerte ihn. Da trat der Verſucher hinzu, und ſprach zu ihm: Biſt du Gottes Sohn, ſo befiehl, daß dieſe Steine Brod werden. Er antwortete, und ſprach: Es ſteht

geschrieben, der Mensch lebe nicht vom Brode allein, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Da nahm ihn der Teufel mit in die heilige Stadt, stellte ihn auf die Zinnen des Tempels, und sagte zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich da hinab. Denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, sie sollen dich auf den Händen tragen, daß du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus sprach zu ihm: Es steht aber auch geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Der Teufel nahm ihn abermal mit auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt sammt ihrer Herrlichkeit, und sprach zu ihm: dieß alles will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Geh hinweg, Satan! denn es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn anbeten, und ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teufel, und sieh! die Engel traten hinzu, und dienten ihm."

Schon die Art der in dem heutigen Evangelium aufgezeichneten Versuchungen, womit der Satan dem Heilande sich nahte, sind ein Zeichen, daß Jesus wahrer Mensch war. Der Hunger ist ein menschliches Leiden, — und das Irdische, Sinnliche, welches dieß Leiden empfindet, versucht daher nicht selten den Menschen, mit Hintansetzung dessen, was das Göttliche verlangt, dem Hunger abzuhelfen. Die Herrlichkeiten der Welt helfen so manchem Wunsche, so mancher Entbehrung der Sinne ab, und sind daher ebenfalls eine Lockung für den Menschen, das Göttliche der Beförderung der sinnlichen Wünsche durch Erwerbung jener Herrlichkeiten nachzusetzen. Endlich ist es im Allgemeinen immer das Streben des Irdischen, über das Göttliche sich zu erheben, und darüber zu herrschen. Der Mensch wird dadurch verlockt, für eitlen Ruhm zu handeln, und sogenannte Wunderthaten zu verrichten, die nur das Aeußere, Vergängliche an dem Menschen als groß erscheinen lassen.

Aber auch die Art, wie Jesus bei der Versuchung sich

benahm, zeigt, daß er Mensch war. Er erkannte dadurch an, daß er als Mensch versucht werde. „Der Mensch," sagt er, „lebt nicht vom Brode allein;" und eben so sind die beiden Gebote der heiligen Schrift: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen, und du sollst ihn anbeten und ihm allein dienen, dem Menschen gegeben.

Das, was nach der Versuchung geschah, ist gleichfalls ein Beweis, daß Jesus wahrer Mensch war. Die Engel traten herzu, und dienten ihm. Sie befriedigten seine menschlichen Bedürfnisse, die er auf Kosten des Göttlichen in ihm nicht hatte befriedigen wollen.

Als wahrer Mensch ist uns daher Jesus wahres Muster. Als wahrer Mensch ist er unser wahrer Versöhner. Denn seine Leiden sind wahre Leiden, und auch sein Sieg darüber ist ein wahrer Sieg.

Das heutige Evangelium erzählt nicht, daß der Satan in einer besonderen Gestalt dem Heilande sich genaht habe. Es erzählt nicht, daß er etwa in der Gestalt eines Engels oder sonst unter einer täuschenden Hülle zu ihm getreten sey. Eine solche Verhüllung wäre für Jesus nicht gefährlich gewesen. Er hätte sie leicht durchblicken können, und die Versuchung selbst wäre ihm augenscheinlicher und verdächtiger gewesen, wenn sie auf solche Weise ihm genaht wäre. Unsichtbar und unvermerkt heftete sich der Versucher, wie es bei anderen Menschen geschieht, an das Menschliche. Nur den Gedanken erregt der Böse in dem Menschen, gleich als wäre der Gedanke von selbst gekommen, als wäre das daran geknüpfte Verlangen etwas ganz Ungefährliches, Natürliches. Auf solche Weise versteckt naht die Versuchung. Der Kampf mit dem Satan wäre kein so schwerer für den Menschen, wenn es nicht zugleich der Kampf desselben mit sich selbst wäre. Die in dem heutigen Evangelium aufgeführten Versuchungen waren darum auch nicht die einzigen, welche dem Heilande nahe kamen. Sein ganzes Leiden bis zu seinem Tode war ihm eine gleiche Versuchung, und das heutige

Evangelium lehrt uns nur dieſelben überall auffinden und beobachten. Wie Jeſus in der Wüſte ſeinen Hunger leicht hätte ſtillen können, indem es in ſeiner Macht ſtand, ſogar die Steine umher in Brod zu verwandeln, ſo hätte er auch für all ſein Leiden leicht ein Mittel gefunden. Er hätte allem ſeinem Leiden ſogleich ein Ende machen können. Er hätte auf die augenſcheinlichſte Weiſe über die ihm von ſeinen Feinden zugefügte Schmach und den Spott derſelben triumphiren können, hätte ſich ſogar die lauteſte Bewunderung verſchaffen, und ſich zum Könige über alle Reiche der Welt machen können. Wie in der Wüſte, ſo vernehmen wir auch während dem Leiden Jeſu oft die Stimme des Verſuchers. Auf dem Oelberge kämpfte Jeſus mit ihm, und mächtig erhob ſich in ihm der Wunſch, daß doch der bittere Kelch an ihm vorübergehen, daß doch dieſe Betrübniß bis zum Tode, die er ſchon jetzt empfand, ihn verlaſſen möchte. Er ſetzte aber der Stärke dieſes Wunſches das heilige Wort entgegen: Vater, dein Wille geſchehe, nicht der meinige! Und wie in dem heutigen Evangelium Engel den ſiegenden Jeſus bedienen, ſo kam auch damals ein Engel vom Himmel, und ſtärkte ihn. Selbſt die himmliſche Hoheit, womit Jeſus im erſten Augenblicke ſeine Feinde vor ſich in den Staub warf, konnte ihn leicht verſuchen, dieſe offenbare, unwiderſtehliche Macht zur Abwendung aller ihm nahenden Leiden zu benützen. Um den Petrus zurechtzuweiſen, erinnerte er ihn, daß er nur eine Bitte an ſeinen Vater richten dürfte, um mehr als zwölf Legionen Engel zu ſeiner Hilfe zu erhalten. Nothwendig wachte auch in ihm ſelbſt dabei mit neuer Kraft die Verſuchung auf, dieſe Bitte wirklich zu thun, und ſo mit Einemmale ſein unendliches Leiden mit der ihm von Ewigkeit an zugekommenen unendlichen Glorie zu vertauſchen. „Aber,“ ſagte er, um die Verſuchung zurück zu treiben, „wie würde dann die Schrift erfüllet?“ Vor dem Hohenprieſter Kaiphas mußte Jeſus von ſeiner Gottlichkeit und ſeiner Macht ein lautes Zeugniß geben, mußte ſich ſeinen Feinden als den Sohn

Gottes darstellen, und ihnen vorhersagen, daß er zur Rechten des allmächtigen Vaters und auf den Wolken des Himmels wieder erscheinen werde. Und dennoch ließ er sich gleich darauf auf das Tiefste verhöhnen. Vor Pilatus nannte er sich wiederum einen König, ohne von seiner königlichen Macht Gebrauch zu machen. Selbst die Spötter bedienten sich jenes Namens zu ihrem niedrigen Zwecke, und setzten ihm eine Krone auf. Ueber seinem Kreuze stand jener Name, und wurde von Pilatus selbst dann nicht abgenommen, als die Juden es ausdrücklich verlangten. Am lautesten aber erscholl die Stimme des bösen Feindes in dem Munde der Kreuziger Jesu. „Hilf dir selbst," riefen sie ihm zu, „du, der den Tempel Gottes zerstört und in drei Tagen wieder aufbaut; wenn du der Sohn Gottes bist, so steig herab vom Kreuze!" Wenn du der Sohn Gottes bist! Dieselben Worte hier wie dort! Lange fuhren seine Feinde fort, ihn so zu verspotten, und sagten: „Andern half er, sich selbst kann er nicht helfen. Er ruft dem Elias; wir wollen sehen, ob ihm geholfen wird." Sogar einer der Mörder, die mit ihm gekreuzigt wurden, stimmte in diesen Ruf ein, und lästerte: „Wenn du der Messias bist, so rette dich und uns!" Jesus ließ sich durch alles dieß nicht bewegen, von dem unendlich liebevollen Erlösungswerke abzustehen. Aber als der andere Schächer den Lästerer wegen seiner Rede tadelte, und sich zu Jesus mit der frommen, vertraulichen Bitte wandte: Gedenke Meiner, wenn du in dein Reich kommst! — da erwiderte ihm Jesus: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn. Er gab dadurch zu erkennen, daß es allerdings bei ihm stehe, zu retten, daß er aber auch sich selbst nur auf göttliche Weise retten wolle. Nach seinem göttlichen Plane, nach dem Willen des Vaters trank er den Leidenskelch bis auf die Hefe. Aber als es vollbracht war, nahm ihn das Paradies auf, wo ihm die Engel dienen.

Die Versuchungen, von denen das heutige Evangelium redet, waren also gleichsam nur eine Vorbereitung auf die

größeren Verſuchungen, die ihm bevorſtanden, und von deren Beſiegung das Werk der Verſöhnung und der Belehrung abhing. Die Verſuchungen in der Wüſte waren viel geringer, und leichter zu beſiegen. Der Hunger, welchen Jeſus damals litt, war ein kleines Leiden gegen die Pein, die er am Kreuze ausſtand. Jeſus hätte auch ſeinen Hunger ſtillen können, ohne daß daraus ein ſolcher Nachtheil hervorgegangen wäre, wie aus dem Zurückweiſen des Leidenskelches, der ihm nachher dargeboten wurde. Er hätte zu dieſem Zwecke auch die Steine in Brod verwandeln können, ohne daß er dadurch die ihm inwohnende allmächtige Kraft gemißbraucht hätte. Denn ein Wunder konnte er als Menſch nicht wirken; als Gott aber war er unumſchränkter Herr aller Dinge, und nichts, was er that, war in Betracht zu ihm ſelbſt und ſeiner Allmacht ein Wunder. Er würde nicht einmal der Steine bedurft haben, ſondern durch ſeinen bloßen Willen hätte er jedes irdiſche Bedürfniß augenblicklich befriedigen können. Dennoch that Jeſus es nicht. Denn ſein Faſten in der Wüſte war als Vorbereitung zu dem Verſöhnungswerke wichtig. Selbſt Jeſus bedurfte als Menſch der Vorbereitung zu Leiden und Opfern. Als Menſch mußte er ſelbſt in ſich das Göttliche über das Irdiſche emporheben. Darum ſprach er auch: Es ſteht geſchrieben, der Menſch lebe nicht vom Brode allein, ſondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Dieß iſt alſo der Grund, warum er ſeinen Hunger nicht ſtillte, warum er die Steine nicht in Brod verwandelte. Er widerſtand der Verſuchung dazu, um auch an dem Worte Gottes ſich zu laben, um ſchon jetzt dem Göttlichen einen Sieg über das Irdiſche zu verſchaffen. Die zweite Verſuchung betraf kein Leiden; Jeſus hatte keine Veranlaſſung, von den Zinnen des Tempels ſich in die Tiefe zu ſtürzen. Hätte er es dennoch gethan, ſo hätte er nichts dadurch erzweckt, als eine Bewunderung, ein Anſtaunen — nicht des Göttlichen in ihm, ſondern ſeiner menſchlichen Erſcheinung. Er würde dadurch ſeinem göttlichen Zwecke geſcha-

det haben, der gerade darin bestand, Aug und Herz der Menschen auf seine Göttlichkeit hinzurichten, und da er ferner durch eine solche Handlung allem Leiden Trotz geboten hätte. Indem er dieser Einflüsterung widerstand, vereitelte er daher den Versuch des Irdischen an ihm, sich über das Göttliche zu erheben. Er duldete nicht, daß seine menschliche Natur die göttliche gleichsam versuchte, und durch dieselbe ihre eiteln, vergänglichen Zwecke zu erreichen strebte. Auch wir Menschen stehen unter göttlichem Schutze, und ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserem Haupte. Auch wir erfahren oft die Nähe eines schützenden Engels, den uns der Herr schickt. Wo es ein guter Zweck verlangt, wo es der göttliche Wille ist, sollen wir daher ohne Furcht und Zagen der größten Gefahr uns in die Arme werfen; aber wir sollen nie auf Gottes Schutz freveln, wenn wir keinen göttlichen Zweck verfolgen. Was nun so für uns gilt, ließ Jesus als Mensch auch für sich gelten. Auf den Wellen des empörten Meeres wollte er zu seinen Jüngern, die in dem Nachen fuhren, und deren Vertrauen den Schrecken des tobenden Elementes zu weichen anfing; aber er stürzte sich nicht aus eitler Lust von den Zinnen des Tempels. Die Gefahr verschwand, wo der Göttliche wallte; aber er suchte die Gefahr nicht auf, um sie verschwinden zu machen. In der dritten Versuchung stellte sich der Satan dem Heilande in seiner Blöße gegenüber, er wollte ihm das Göttliche ganz rauben, wollte ihn zum Diener des Bösen machen. Jesus nannte ihn bei seinem Namen, und wies ihn von sich hinweg. „Gehe hinweg, Satan!“ rief er, „es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn anbeten, und ihm allein dienen.“ Es war ein nichtiges Anerbieten, das der Satan dem Heilande machte, da das menschliche Gelüsten durch das göttliche Bewußtseyn Jesu von der alleinigen Macht und Herrlichkeit des himmlischen Vaters sogleich entkräftet werden mußte.

XVII.

Der zweite Faſten-Sonntag.

Die Verklärung Jeſu.

Matth. XVII., 1—9.

„Dieß alles will ich dir geben," ſprach der Verſucher zu Jeſus. Jeſus wußte wohl, daß ſchon dieſes Verſprechen eitel und voll Trug ſey. Allein der Verſucher hört nicht auf, die menſchlichen Sinne zu verſuchen. Er konnte dem Heilande ſelbſt ſcheinbar nichts Höheres anbieten, als alle Herrlichkeiten der Welt. Für einen niedrigen Menſchen wäre dieß freilich eine ſtarke Verſuchung, aber von einem Strahl des Göttlichen wird ſie in nichts aufgelöst. Denn er beleuchet die Unmacht des Böſen, ein ſolches Verſprechen zu halten. Für Jeſus war es indeſſen dennoch auch eine Verſuchung. Er wurde dadurch wenigſtens daran erinnert, daß es nur bei ihm ſtehe, über alle Herrlichkeit der Welt ſichtbar zu herrſchen, und das bevorſtehende Leiden mit dem Reiche der Welt zu vertauſchen. Aber dann würde er ſeinen göttlichen Zweck wieder einem irdiſchen Gelüſten aufgeopfert haben, er würde dem Böſen dennoch einen Triumph eingeräumt haben, und darum war auch dieß für Jeſus eine Gelegenheit, irdiſcher Verſuchung Widerſtand zu leiſten. Er that es, und wies den Böſen von ſich hinweg, um auch den Gedanken, die Erinnerung von ſich zu entfernen, und aus Abſcheu vor ſeinem Verlangen. Er umgab ſich ganz mit dem Bewußtſeyn ſeiner göttlichen Würde, ſo daß Engel ſtatt des Satans ihn umgaben. Die Engel, die ihn be-

dienten, waren das schönste Zeichen seines himmlischen Sinnes. Auch uns Menschen sind Engel nahe, wenn das Göttliche in uns das Böse überwindet! — —

Jesus blieb aber auch wahrer Gott, ungeachtet seiner Menschwerdung.

Das heutige Evangelium enthält einen schönen Beweis hievon.

„In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, zu sich, und führte sie beiseits auf einen hohen Berg; da wurde er vor ihnen verklärt. Sein Angesicht schimmerte wie die Sonne; seine Kleider aber wurden weiß, wie der Schnee. Und sieh! es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihm redeten. Petrus antwortete und sprach zu Jesus: Herr, es ist gut für uns, hier zu seyn; wir wollen, wenn du willst, hier drei Hütten bauen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, sieh! da überschattete sie eine lichte Wolke, und sieh! eine Stimme erscholl aus der Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören. Da dieses die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht nieder, und fürchteten sich sehr. Jesus aber trat hinzu, berührte sie, und sprach zu ihnen: Stehet auf, und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand, als Jesus allein; und da sie vom Berge herabgingen, befahl ihnen Jesus, und sprach: Saget Niemanden von dieser Geschichte, bis des Menschen Sohn von den Todten wird auferstanden seyn.“

Wie die menschliche Natur des Heilandes bei manchen Gelegenheiten sich besonders kundgab, so offenbarte sich auch die göttliche Natur Jesu in manchen Augenblicken vorzugsweise. Bei verschiedenen Gelegenheiten blickte die Göttlichkeit Jesu durch das Irdische, das ihm nun anklebte, hindurch, und ließ erkennen, daß es wahrer Gott sey, der da

Menſch geworden. Am Klarſten und Deutlichſten auf dem Berge Tabor. Freilich konnten die Apoſtel nur einen ſchwachen Abglanz der wirklichen Verklärung Jeſu ſchauen; denn welchem Menſchenauge iſt die Herrlichkeit Gottes zu ſchauen möglich! Aber die Nähe Gottes kann jedes Menſchenherz empfinden, und dieß war es, was die Apoſtel im höchſten Maaße genoſſen. Was ſie äußerlich an dem verklärten Jeſus wahrnahmen, war ein Schimmer gleich dem der Sonne, ein Glanz gleich dem des Schnee's. Was wäre aber der höchſte Schimmer, der reinſte Glanz, um ſich eine Vorſtellung von dem göttlichen Weſen zu machen? Der Zweck der Verklärung Jeſu auf Tabor war nicht, daß die Apoſtel jetzt ſchon Gott ſchauen ſollten, ſie ſollten die Göttlichkeit Jeſu empfinden, ſollten erkennen, daß die menſchliche Natur nicht ſeine einzige, nothwendige ſey. Jeſus entfernte zu dieſem Zwecke auf dem einſamen Berge eine kleine Weile den irdiſchen Staub von ſich. Er behielt zwar die irdiſche Form bei, um den Blicken der Apoſtel nicht zu entſchwinden; er befreite aber dieſe Form von allen Spuren der Schwäche und Gebrechlichkeit, die ihr ſonſt anhängen. Er machte ſie zur bloßen Grundlage ſeiner göttlichen Erſcheinung. Das Göttliche konnten die Apoſtel nicht erblicken, aber ſie erblickten die Wirkungen des Göttlichen an dem irdiſchen Stoffe, wie ſie dieſelben in ihrem Herzen fühlten. Eine ungemeine, unausſprechliche Seligkeit war die Empfindung des Göttlichen in ihnen; ein ungemeines, unbeſchreibliches Entzücken war auch der Eindruck, den das Göttliche auf ihre Sinne machte.

Licht iſt der feinſte und freieſte unter allen körperlichen Stoffen. Nichts thut den menſchlichen Sinnen ſo wohl, nichts erfreut und erhebt ſie zugleich ſo ſehr, als die Helle. Die Sonne am Firmamente iſt das Erhabenſte und Herrlichſte in der ganzen Natur. Unſere irdiſchen Kräfte ſind gar nicht im Stande, ihre unmittelbaren Wirkungen zu ertragen, nur mittelbar ergießt ſie ihren Segen über die ganze Erde.

Unter allem Wahrnehmbaren gibt es nichts Geistigeres und Wunderbareres, als das Licht. Ein Blindgeborner, der sehend geworden ist, genießt das höchste Entzücken der Sinne. Darum sahen die Apostel Jesum im Strahlengewande vor sich stehen, da er verklärt ward. Ihren Sinnen begegnete, was sie von ihrem Innern sagten: Hier ist gut seyn für uns. Diese Worte zeugen von dem Eindrucke, den die Enthüllung der Gottheit auf sie machte. Eine nie gekannte Seligkeit erfüllte sie. Sie vergaßen Alles um sich her, und meinten, daß es immer so währen müsse. „Wir wollen drei Hütten bauen", sagte Petrus, „wenn du willst, o Herr, — dir eine, dem Moses eine, und dem Elias eine." Sie waren voll Frieden und Freude. Und da sie Jesum in seiner Herrlichkeit sahen, und wie Alles von ihm ausgieng, da mußten sie von selbst es einsehen, wer Er sey, und seine Göttlichkeit erkennen. Allein auch noch ein ausdrückliches Zeugniß hierüber sollte ihnen nach dem Willen Gottes zu Theil werden. Moses und Elias erschienen, und redeten mit Jesus. Wie er durch den Schimmer, der ihn umgab, über die menschliche Natur sich empor hob, so bewährte er durch die Gemeinschaft mit Moses und Elias das höhere, himmlische Leben, dem er auch in seiner Erniedrigung noch angehörte; er offenbarte, daß er auch jetzt über den heiligen Männern Moses und Elias stehe, daß diese ihm Ehrfurcht bezeigten. Noch mehr! als Sohn Gottes sollte er ausdrücklich bestätiget werden. Darum die Stimme aus der lichten Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören. Aus der Stimme erkannten die Apostel, daß Gott selbst über Jesus schwebe. Nicht die Wolke verbarg ihnen den Anblick der Gottheit; auch ohne diese hätte ihr äußerliches Auge nicht weiter in die Geheimnisse Gottes eindringen, diese hätten ihnen nicht weiter enthüllt werden können. Aber die Wolke, von Schimmer übergossen, war ein liebliches Bild des sich herabsenkenden Himmels, eine Erinnerung an die Tiefe der Geheimnisse, die sich ihnen hier zum Theil ent-

rollten. Die Stimme aus der Wolke sprach es klar und vernehmlich aus, daß der Sohn Gottes voll Kraft und Herrlichkeit mitten unter ihnen stehe. Zuvor hatten sie die Nähe Gottes nur empfunden, jetzt wurde das Gefühl davon zum Gedanken, zum Bewußtseyn. Das Gefühl von Gottes Nähe konnte sie nur mit unbeschreiblicher Seligkeit erfüllen; der Gedanke daran, das Bewußtseyn derselben erregte Furcht in ihnen. Ein heiliger Schauer durchlief sie, ganz so wie der fromme Patriarch Jakob nach dem Traume von der Himmels-Leiter mit Schauer ausrief: „Wahrlich hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels; der Herr ist hier gegenwärtig, und ich — wußte es nicht.“ Empfunden hatte er die Nähe Gottes; es war ein seliger Traum für Jakob. Aber da er erwachte, — da er wußte, daß dieß der Ort des Herrn sey, wie er sich ausdrückte, — da erschrack er, und ehrerbietiger Schauer durchfuhr ihn. Auch die Apostel erschracken, als sie durch die Stimme Gottes zum Bewußtseyn kamen, und sie fürchteten sich sehr. Sie fielen auf ihr Angesicht nieder, und wagten es nicht, die Augen zu erheben; denn auch in ihnen war der Gedanke an Gottes Nähe mit dem Gefühle der eigenen Schwäche und dem Bewußtseyn verbunden, daß sie den Anblick Gottes nicht zu ertragen vermöchten. In diesem Augenblicke waren sie von dem gegenwärtigen Gotte ganz durchdrungen. Jesus kam ihrer Schwäche zu Hilfe. Er trat hinzu, berührte sie, und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie die Augen aufhoben, war die Erscheinung verschwunden, und sie waren wieder allein mit Jesus, der in seiner früheren Gestalt vor ihnen stand.

Wir hatten schon früher Gelegenheit, über die Verklärung Jesu auf dem Berge Tabor eine Betrachtung anzustellen, und verglichen sie mit einem anderen Augenblicke, der gleichfalls, jedoch auf andere Weise, die Göttlichkeit Jesu enthüllte, — nämlich mit dem Augenblicke, wo die Jünger des Johannes zu Jesus kamen, und ihn fragten: Bist du Derjenige, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen

Andern warten? Jesus enthüllte ihnen seine Göttlichkeit durch den Segen, der von ihm ausging, — durch seine Thaten. An ihm selbst, an seiner äußerlichen Erscheinung wurde nichts verändert; aber durch die Wohlthaten, die er um sich streute, verkündete er sich als den Geber alles Guten. Noch einen andern Augenblick gewahren wir, in welchem die göttliche Natur Jesu den Menschen unverhüllter vor die Augen trat. Es ist der Augenblick, in welchem er seine irdische Hülle an dem Kreuze zurückließ, und nach vollbrachtem Werke in die Vorhölle hinabstieg. Der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei, von oben bis unten, die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Felsen zersprangen, die Gräber öffneten sich, und viele Körper von Heiligen, welche begraben lagen, standen auf. Der Hauptmann, welcher dem Kreuze gegenüber stand, und Diejenigen, die mit ihm bei Jesus Wache hielten, erschracken heftig, da sie das Erdbeben fühlten und die Begebenheiten erblickten, und sahen, wie er gestorben war. Wahrhaftig, sprachen sie, dieser war Gottes Sohn. Der Hauptmann gab Gott die Ehre, und sagte: Wahrhaftig, dieser Mensch war gerecht und Gottes Sohn! Auch die Schaaren Derjenigen, welche zugeschaut, und das Vorgegangene gesehen hatten, schlugen an die Brust und priesen Gott. Also gerade in dem Augenblicke, als Jesus verschied, als der sterbliche Körper des Heilandes am Kreuz verblich, wurde die Göttlichkeit des nun unsichtbaren Jesus an Allem, was rings umher war, klar, und gewaltsam wurden alle Umstehenden zu dem Bewußtseyn, zu dem Ausrufe erweckt: Ja wahrlich, das ist Gottes Sohn! Dieser Augenblick ist vorzüglich deßwegen merkwürdig, weil Jesus nach seiner Verklärung bei dem Herabgehen von dem Berge den Aposteln befahl: Saget Niemanden von dieser Geschichte, bis des Menschen Sohn von den Todten wird auferstanden seyn. Sie sollten Das, was sie gesehen und gehört hatten, also nicht früher veröffentlichen, bis auch die andern Menschen durch Das, was nachher geschehen werde, dahin gekommen

seyn würden, selbst Jesum als den Sohn Gottes anzuerkennen, bis auch ihnen eine außerordentliche Bestätigung dieser Thatsache zu Theil geworden seyn würde. Der Beginn dieser außerordentlichen Bestätigung waren jene Begebenheiten nach dem Verscheiden Jesu. Schon durch diese wurden alle Umherstehenden genöthiget, die Göttlichkeit Jesu zu erkennen. Allein es würde dieser Eindruck nur ein vorübergehender gewesen seyn, wenn nicht eine noch allgemeinere und glorreichere Verklärung Jesu gefolgt wäre. Diese ist seine Auferstehung vom Grabe, und die ganze Zeit nachher, die er noch auf Erden wandelte, bis zu seiner Himmelfahrt, war eine Zeit der Verklärung für ihn. Da sein großes Werk der Versöhnung vollbracht war, diente während dieser ganzen Zeit seine äußere Erscheinung nur zur Unterlage seiner Göttlichkeit. Da würde, wie er bei dem Herabsteigen von dem Berge Tabor den Aposteln andeutete, auch die Nachricht von dieser seiner früheren Verklärung Glauben finden, die vorderhand nur ihnen bestimmt sey, — zum Ausharren in der Zeit der Gefahr und der Duldung. Da würden alle Menschen seine Göttlichkeit erkennen.

Jesus war also auch als Mensch noch wahrer Gott. Daraus lernen wir, daß Jesus uns auch wirklich ein Versöhner seyn konnte. Nur der Allreine, Allheilige, konnte unsere Buße auf sich nehmen, konnte der Vermittler werden mit der ewigen Gerechtigkeit, weil er für sich selbst keiner Buße, keiner Vermittlung bedurfte. Sein Leiden war ein durchaus freiwilliges. Nur um unserer Sündhaftigkeit willen litt er. Aber nicht blos seine Uebernahme des Leidens war eine freiwillige, sondern es blieb ein freiwilliges in jedem einzelnen Augenblicke. In jedem Augenblicke konnte er es wieder von sich werfen, seine göttliche Natur von der Last der menschlichen Schwachheit befreien. Jeder Augenblick seines Leidens war daher die reinste Liebe, das ganze Werk der Versöhnung ein Werk der höchsten Liebe. Die fortwährende Göttlichkeit Jesu belehrt uns auch, daß Er es vermochte, ein Muster

für uns zu werden. Von den übrigen Menschen gilt das Wort der heiligen Schrift: Selbst der Gerechte fällt siebenmal des Tages. Der Gottmensch fehlte niemals. Auch in den kleinsten Punkten führte er ein gerechtes, gottgefälliges Leben. Seine ganze Menschwerdung war ein Ausfluß der unendlichen Güte, der unbeschränkten Heiligkeit. Nur Gott selbst konnte ein solches Muster aufstellen für die Menschheit. Weil Jesus Gott und Mensch zugleich war, ist er uns aber auch der vollkommenste Versöhner, das vollkommenste Muster.

Die eigentliche Verklärung Jesu beginnt indessen erst von der Zeit, wo er den Tod und die Sünde besiegt, über alles Irdische sich emporgehoben hatte. Vorher blickte nur hie und da seine Göttlichkeit durch das Menschliche an ihm hindurch, zum Beweise ihrer Fortdauer. Von der Zeit des Sieges an stand er unaufhörlich verklärt unter den Menschen, und seine göttliche Natur wurde selbst an seiner äußeren Erscheinung überall sichtbar. Die Betrachtung der Zeit nach Ostern wird uns sonach auf die gegenwärtige Betrachtung wieder zurückführen, und uns mit der Verklärung des Göttlichen auf Erden vorzugsweise beschäftigen.

Nur Eines noch wollen wir hier in's Aug fassen. Die Verklärung setzt schon ihrem Begriffe nach die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen voraus. Das Göttliche an und für sich kann sich nicht verklären. Es ist von Anfang an klar und herrlich. Aber in seiner Verbindung mit dem Menschlichen bedarf es der Verklärung. Die Verklärung ist auch eine Verheißung des Christenthumes, die es uns selbst macht. Auch unsere Leiber sollen einst verklärt werden, d. h. das Göttliche wird sich an ihnen verklären. Diese Verheißung macht uns die Betrachtungen über die Verklärung Jesu auf Erden doppelt wichtig. In so hohem Grade werden wir mit dem Göttlichen versöhnt seyn, in so hohem Grade können wir das uns aufgestellte göttliche Muster erreichen.

XVIII.

Der dritte Faſten-Sonntag.

Das Reich Gottes auf Erden.

Luk. XI., 14—28.

Durch ſeine Verſöhnung und ſein Muſter vereinigte Jeſus für alle Zeiten das Göttliche mit dem Menſchlichen.

Zu der Betrachtung dieſes Punktes leitet uns das heutige Evangelium:

„In der Zeit trieb Jeſus einen Teufel aus, welcher ſtumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme, und das Volk verwunderte ſich. Einige aber aus ihnen ſagten: Er treibt die Teufel durch Beelzebub, den Oberſten der Teufel, aus. Andere verſuchten ihn, und begehrten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Er aber, da er ihre Gedanken erkannte, ſagte zu ihnen: Ein jedes Reich, welches in ſich ſelbſt zertheilet iſt, wird verwüſtet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Iſt nun der Satan auch in ſich ſelbſt zertheilt, wie wird dann ſein Reich beſtehen? weil ihr ſaget, daß ich durch Beelzebub die Teufel austreibe. Wenn ich aber durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben ſie dann eure Kinder aus? Darum werden ſie eure Richter ſeyn. Treibe ich aber die Teufel durch den Finger Gottes aus, ſo iſt wahrlich das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn ein ſtarker Bewaffneter ſeinen Hof bewahret, ſo bleibt Alles in Frieden, was er beſitzt; kömmt aber Einer über ihn, der

stärker als er ist, und überwindet ihn, so nimmt er ihm alle seine Waffen, worauf er sich verließ, und vertheilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Wenn der unreine Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so wandelt er durch trockene Oerter, und suchet Ruhe; wenn er sie aber nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus, daraus ich gegangen bin, zurückkehren; und wenn er kömmt, so findet er es ausgekehret und geputzt. Alsdann geht er hin, und nimmt sieben andere Geister zu sich, welche ärger sind, als er; dann ziehen sie ein, und wohnen darin, und so ist der letzte Zustand eines solchen Menschen ärger, als der erste. Während er Das sagte, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme, und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und selig sind die Brüste, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja freilich! selig sind Die, welche das Wort Gottes hören, und dasselbe beobachten."

Dieses Evangelium ist die vorzüglichste und wichtigste unter den sonntäglichen Fastenbetrachtungen, und soll zu dieser heiligen Zeit besonders aufmerksam in's Auge gefaßt werden. Es enthält die Bestätigung Jesu, daß das Reich Gottes zu uns, das Göttliche zu dem Menschlichen gekommen sey. Die Juden sahen zwar wohl, daß Jesus Teufel austrieb, und denselben Befehle ertheilte. Es gab aber Einige unter ihnen, welche sagten, er habe Macht über sie durch den Obersten der Teufel. Sie verlangten einen Beweis, daß er es durch himmlische Kraft thue, ein Zeichen vom Himmel. Statt dessen belehrte sie Jesus, daß es eines solchen Zeichens gar nicht bedürfe, sondern daß sie durch eigenes Nachdenken und Betrachten von der Ankunft des himmlischen Reiches sich überzeugen könnten. Dasselbe gebe sich durch sich selbst kund. Er wies sie zu diesem Zwecke auf den Menschen hin, aus welchem er den Teufel vertrieben hatte. Derselbe war zuvor stumm, und auch in seinem Innern schwieg die Stimme

des Troſtes und der Freude; jetzt redete er, war frei von ſeinem Elend, froh und freudig. Das ganze Volk theilte ſein Entzücken, und frohlockte. Es verwunderte ſich ſehr. An dem Menſchen, der nun redend unter ihnen ſtand, war von ſeinem vorigen Zuſtande gar nichts mehr wahrzunehmen. Der Satan hatte von ihm abgelaſſen. Es ſtand nun freilich in der Macht des Satans, freiwillig und ohne ein himmliſches Gebot den Menſchen, den er bisher inne hatte, zu verlaſſen, wie die Juden urtheilten. Allein es lag dieß nicht in dem Intereſſe, nicht in der Handlungsweiſe, in dem ſich immer gleich bleibenden Willen des Satans, der vielmehr jede Gelegenheit benützt und aufſucht, ſich eines Menſchen zu bemächtigen, ſich noch feſter an ihn anzuklammern. Der Satan hätte ſich ſelbſt untreu, ſeinem eigenen Reiche, dem Reiche des Böſen und der Gottloſigkeit, zuwider werden müſſen, wenn er aus freiem Willen und ohne Noth ſeine Diener, die ſein Reich befördderten, zurückgerufen hätte. Jeſus machte die Juden darauf aufmerkſam, daß der Satan nicht ſein eigenes Reich zertheilen und verwüſten, nicht für den Himmel arbeiten könne. Der jetzige Zuſtand des zuvor beſeſſenen Menſchen ſey aber offenbar ein göttlicher himmliſcher Zuſtand, der Satan ſey in ihm überwunden worden durch einen Stärkern. Dieſer Menſch ſelbſt ſey ein Zeichen, daß das Reich Gottes zu den Menſchen gekommen, das wider den Satan ſtreite, ſey ein Zeichen vom Himmel. Einen Teufel austreiben, das thue nur der Finger Gottes. Die Kinder der Juden, ihre Söhne, ſeyen ja ebenfalls bemüht, den Teufel zu vertreiben, das Reich des Böſen einzuſchränken. Man müſſe dann auch von dieſen ſagen, daß ſie durch Beelzebub, und nicht durch Gott dazu getrieben würden, — daß es ihre Abſicht ſey, das Reich des Böſen, nicht das des Himmels zu befördern. Falle alſo ihr Urtheil, ihr Gericht, über dieſe anders aus, ſo müße es auch über Jeſus ein anderes ſeyn. Indeſſen nahm Jeſus von dem geheilten Stummen nur Anlaß, mit den Juden über dieſen Punkt zu reden.

Indem er sie anwies, auf diesen Menschen zu sehen, wollte er sie erinnern, sein ganzes Leben und Wirken in's Aug zu fassen, und sich dadurch zu überzeugen, daß er in Allem gegen den Satan sey, also nicht von demselben seine Macht hernehme. Er sey durch Den mächtig, für den er arbeite, nämlich durch Gott den himmlischen Vater, dessen Reich er befördere. Er gab ihnen auch zu bedenken, daß, wenn Gott mit ihm sey, er nicht ein gewöhnlicher Beförderer des göttlichen Reiches, nicht ein gewöhnlicher Streiter gegen den Satan im Namen des Herrn sey, sondern daß man dann nach den Thaten, die da durch ihn geschehen, nothwendig anerkennen müsse, das Reich Gottes, in seinem vollen Umfange, sey zu den Menschen gekommen. Damals, als Jesus dieses sprach, war das Versöhnungswerk noch nicht vollbracht; es war die Zeit noch nicht erschienen, in welcher er uns besonders und vorzugsweise ein Muster seyn wollte, — allein das Reich Gottes war dennoch schon durch Ihn zu den Menschen gekommen, nämlich durch Ihn als Lehrer. In dem Bisherigen haben wir den Heiland vor Allem als göttlichen Lehrer betrachtet. Aber vollends kam das Reich Gottes zu den Menschen durch die Versöhnung, durch die Erlösung. Sie verknüpfte das Göttliche mit dem Menschlichen für immer. Der Erlöser wollte den Teufel ganz aus den Menschen vertreiben, wollte diese ganz seiner Macht entreißen, und darum den Satan vollkommen überwinden. Das nachfolgende Werk der Erlösung mußte, wenn sie anders sehen wollten, die Juden völlig zum Sehen bringen, konnte keinen Zweifel mehr in ihnen lassen, daß Jesus nicht mit dem Satan verbunden und durch denselben mächtig sey, sondern diesen auf das Ernstlichste bekämpfe, und für immer zu verdrängen suche. Er wollte nicht blos den Teufel austreiben, und ihm aber Raum lassen zum Zurückkehren, wo dann das letzte Uebel ärger wäre, als das erste; er wollte vielmehr demselben jede Rückkehr versperren, das Reich Gottes für alle Zeiten in der Menschheit begründen. Er wollte uns das

Reich Gottes nicht blos zeigen — in seiner Lehre; er wollte uns auch fähig machen, an demselben Theil zu nehmen — durch seine Versöhnung. Die Frucht der Erlösung kann den Menschen nie verloren gehen. Durch Jesus hat das Göttliche in uns das Menschliche für immer überwunden. Wir dürfen nur Sieger seyn wollen, so sind wir es. Denn Jesus, der Ewiggöttliche, bleibt ewig bei uns. Er ist mit uns, wenn wir mit ihm sind, wenn wir mit ihm sammeln, und nicht zerstreuen. Als Mensch ist er uns ewiges Muster, als Gott ein ewiger Versöhner. Er übernahm den schwersten Kampf mit dem Irdischen, ihm können wir also nachfolgen, in dem schwersten Kampfe. Seine Versöhnung, als ein unermeßliches und unendliches Opfer, wird nie erschöpft. An Jesus, den Versöhner, können wir uns wenden, wenn wir mit dem Göttlichen auch noch so sehr zerfallen sind. In dem heiligen Meßopfer, dem Opfer des neuen Bundes — lebt die Erlösung fort. In ihm währet das Reich Gottes. In der heiligen Fastenzeit muß uns das hl. Meßopfer mit seiner tiefsten Bedeutung ergreifen. Denn es ist nicht nur die lebendigste Erinnerung an das Leiden und Sterben Christi, sondern schließt auch die ewige unblutige Erneuerung des Opfers, das erhabenste und segenvollste Geheimniß, in sich. Jesus ist uns auch da wieder auf göttliche und menschliche Weise zugegen. Die Erinnerung an ihn stellt uns das von ihm aufgestellte Muster von Neuem vor die Augen; seine wiederholte Opferung versöhnt uns von Neuem. Vor Allem in der heiligen Fastenzeit soll jene Erinnerung in uns recht lebhaft werden; vor Allem zu dieser Zeit, der Zeit der Buße, ist die Versöhnung uns am Nöthigsten. Möge daher der Christ vor Allem in dieser Zeit dem hl. Meßopfer recht würdig und nützlich beiwohnen! Möge er Folgendes sich besonders dabei zu Herzen nehmen!

Der Eingang der hl. Messe ist bestimmt, uns auf das große Opfer vorzubereiten, und unser Herz mit solchen Empfindungen zu erfüllen, die demselben entsprechen. Zu die-

ſem Ende betet der Prieſter am Altare, noch unterhalb der Stufen, einen Pſalm Davids, mit welchem dieſer fromme Sänger zur Zeit ſeiner Verfolgung und ſeines Elendes den Herrn anrief, und in der Erinnerung an die Güte und Größe desſelben ſich tröſtete. Der Chriſt erneuert darin den Entſchluß, von dem Böſen hinweg zu Gott ſich zu wenden, und in ihm zu ſiegen über daſſelbe. Er bittet ihn, ſein Licht und ſeine Wahrheit über ihn zu ergießen, damit ſeine Trauer ende, und ihn in ſein Heiligthum zu führen. Er hofft auf Gott und preiſet ihn. Darauf bekennt der Prieſter laut im Namen des anweſenden Volkes die Schuld, deren ſich Alle gegen den himmliſchen Vater bewußt ſind, ſchlägt zum Zeichen ſeiner Reue dreimal an die Bruſt, und bittet um Erbarmung, und um Reinigung von der Sünde; worauf er die Stufen des Altars beſteigt. Nach dem Kyrieeleiſon (Erbarme dich, Herr!) preiſt der Prieſter den Herrn mit den Worten der Engel bei der Geburt Chriſti: Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind! Sie erinnern uns an die Ankunft des Heiles, nachdem wir durch die Erinnerung an unſere Schuld und an die ewigen Erbarmungen Gottes darauf vorbereitet ſind. Wir fühlen, daß das Reich Gottes uns nahe iſt. Mit den Worten: „Der Herr ſey mit euch!“ führt uns der Prieſter dieß mehrmals zu Gemüthe. Darauf wird uns der Heiland als Lehrer vorgeſtellt, indem der Prieſter einen Abſchnitt aus dem heiligen Evangelium vorlieſt, welchem eine Epiſtel (Worte aus den Briefen eines Apoſtels:) als Vorbereitung vorausgehen. Wir bekennen uns zu der göttlichen Lehre Chriſti durch das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch wir kund geben, daß wir ihm nachfolgen wollen, und durch das Glaubensbekenntniß, das wir mit dem Prieſter beten. Nach Ablegung des Glaubensbekenntniſſes nimmt der Prieſter die Opferung des Brodes, und, nachdem er den Wein mit Waſſer vermiſcht hat (wie Chriſtus es zu thun gewohnt war), auch des Weines vor. In der Opferung beſtehe ſchen

ein Haupttheil der hl. Meſſe. Wir ſollen ihr mit hoher Andacht beiwohnen; denn ſie lehrt uns nun den Heiland auch als Verſöhner kennen, und erinnert uns daran, wie er für uns ſein Leiden auf ſich nahm, für uns ſich dahingab. Der Prieſter ermahnt uns deßhalb öfters ausdrücklich zum Gebete, zur Andacht. Er ſegnet das Dargebrachte, um ſeine Eigenſchaft als himmliſches Opfer zu bezeichnen, und wäſcht ſeine Hände, theils um uns an die wirkliche Ueberlieferung Jeſu an die Juden durch Pilatus zu erinnern, theils um uns zu dem Bußſinn und der Unſchuld aufzufodern, durch welche wir an dieſem heiligſten, für uns dargebrachten Opfer Theil nehmen können. Er drückt dieß durch Worte aus einem Pſalme aus. Er erwähnt darauf ausdrücklich des Andenkens an das Leben und Leiden Chriſti, welches durch das hl. Meßopfer in uns erregt werden ſoll, und ermahnt uns, unſere Herzen ganz zum Himmel zu erheben. Aus dieſem Grunde ruft er auch das „Heilig, Heilig!“, womit die Engel den Herrn lobpreiſen. Unſer ganzes Innere ſoll von dem Göttlichen erfüllt ſeyn, das ſich zu uns Menſchen herniederneigt.

Nun erfolgt die Wandlung, das Höchſte und Heiligſte des Meßopfers, nachdem der Prieſter für alle Diejenigen gebetet hat, welchen daſſelbe vorzugsweiſe zum Heil gereichen wolle. Er nimmt das Brod in ſeine Hände, erhebt die Augen gegen Himmel, ſegnet noch einmal Brod und Wein, und wandelt ſie durch die geheimnißvollen Worte, womit Jeſus das heilige Abendmahl einſetzte: Dieß iſt mein Leib, und dieß iſt mein Blut, welches für euch und für viele wird vergoſſen werden zur Vergebung eurer Sünden! So oft ihr dieſes thut, thut es zu meinem Andenken! — Die Erinnerung an das heilige Abendmahl, die Erneuerung desſelben iſt die frohe Bothſchaft der ewigen Verſöhnung. Durch das heil. Meßopfer iſt Jeſus auch jetzt noch fortwährend als Menſch und Gott uns gegenwärtig. Durch die Wandlung offenbart ſich der Sieg des Göttlichen über das Irdiſche, und die Verſöhnung mit demſelben, die Vereinigung des Irdi-

ſchen mit dem Göttlichen unaufhörlich. Auch wir können zu jeder Zeit umgewandelt werden, wenn wir unſer Irdiſches mit dem Göttlichen ſich vereinigen laſſen. Dieß iſt die dauernde Frucht der Verſöhnung. Wir beugen mit dem Prieſter unſere Kniee, und beten an den Hocherhabenen, den Heiligen. Wir folgen dem Rufe der Verſöhnung, und wenden uns nun mit ganz anderen Gefühlen, mit ganz anderen Geſinnungen, als Verſöhnte zum Vater. Wir beten wie Chriſtus uns gelehrt hat. Vater unſer, rufen wir, der du biſt in dem Himmel! Geheiliget werde Dein Name! Zukomme uns Dein Reich! — Wir haben es gelernt, zum Himmel aufzublicken, und uns nach dem himmliſchen Reiche zu ſehnen, heilig nennen wir jetzt den Namen des Herrn, und wir dürfen, durch Chriſtus, ihn auch vertrauend Vater nennen, dürfen auch mit der zuverſichtlichen Hoffnung der Erhörung flehen: Dein Reich komme zu uns! Durch Chriſtus iſt das Reich Gottes zu uns gekommen, und kömmt in jedem Augenblicke zu uns, wenn wir in jedem Augenblicke danach verlangen, denn der Wille Gottes geſchieht auf Erden wie im Himmel. — Der Prieſter bricht das heilige Brod, wie Jeſus that zum Anzeichen ſeines Todes, und miſcht es mit dem verwandelten Weine, dem Blute Jeſu Chriſti, und bereitet ſich vor, den Leib und das Blut des Herrn zu empfangen. Der Empfang des heil. Abendmahles, nach dem Willen und der Weiſung Chriſti, iſt die Vereinigung des Göttlichen mit dem Menſchlichen in uns ſelbſt, die unverſiegbare Quelle der göttlichen Gnade. Jeſus ertheilt dem Menſchlichen eine höhere Würde, indem er es zu dem Tempel des Göttlichen einweiht, und er macht das Göttliche zum Erbtheil der Menſchheit, indem er für immer es ihr vereinigt. Nur daß wir unſeren Bußſinn mit der von ihm für uns geleiſteten Genugthuung verbinden, fodert er, wenn wir das Göttliche genießen wollen.

XIX.

Der vierte Faſten-Sonntag.

Das Wunder der Brodvertheilung.

Joh. VI., 1—15.

Wir bekennen uns als nicht würdig, das göttliche Brod in uns aufzunehmen; aber Jeſus ſpricht ein Wort, und unſere Seele wird geſund. Unendlich iſt der Segen, der von Ihm ausgeht. Er hat unter uns gewandelt — als Lehrer durch Wort und Beiſpiel; er iſt erhöhet worden am Kreuze — als unſer Verſöhner; und als Erhöheter hat er Alles an ſich gezogen. Wir alle ſind und bleiben ihm vereinigt — hier und dort, ewig! Denn das Wort iſt Fleiſch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen (ſagt der hl. Apoſtel Johannes in dem am Ende der Meſſe von dem Prieſter vorgeleſenen Evangelium). Selig iſt der Leib, der Ihn getragen, — ſelig ſind die Brüſte, die Er geſogen, — ſelig ſind Alle, die ſein Wort hören und ihm nachkommen! — —

Nach dieſen Betrachtungen wollen wir uns nun ſchlüßlich noch damit beſchäftigen, den auffallenden und merkwürdigen Gegenſatz der wichtigſten Augenblicke in dem Leben Jeſu genauer in das Aug zu faſſen, und die heilige Kirche gibt uns in den vier der Ordnung nach folgenden Evangelien dazu Anleitung.

Das heutige Evangelium erzählt:

„Zu jener Zeit begab ſich Jeſus auf die andere Seite des galiläiſchen Meeres, wo die Stadt Tiberias liegt, und

es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunderzeichen sahen, die er an den Kranken that. Jesus ging also auf einen Berg, und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden nahe. Da nun Jesus seine Augen aufhob, und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm kam, sagte er zu Philippus: Wovon werden wir Brod kaufen, daß sie zu essen haben? Dieses sagte er aber, ihn zu versuchen; denn er wußte wohl, was er thun werde. Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Zehner Brod reicht nicht zu, daß ein Jeder nur etwas Weniges bekomme. Da sagte einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, zu ihm: Es ist ein Knabe hier, welcher fünf Gerstenbrode und zwei Fische hat; aber was ist das für so Viele? Jesus sprach also: Lasset die Leute niedersitzen! Denn es war viel Gras an dem Orte. Da setzten sich an der Zahl bei fünftausend Menschen nieder. Darauf nahm Jesus die fünf Brode, und, nachdem er gedankt hatte, theilte er sie Denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; deßgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Nachdem sie aber satt geworden waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die Stücklein, welche übergeblieben sind, damit sie nicht zu Grunde gehen. Sie sammelten sie also, und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstenbroden an, welche Diejenigen, die gegessen hatten, überließen. Da die Leute das Wunder sahen, welches Jesus gethan hatte, sprachen sie: Dieß ist wahrhaft der Prophet, welcher auf die Welt kommen soll. Als nun Jesus merkte, daß sie kommen, ihn mit Gewalt mit sich nehmen, und zum Könige machen würden, floh er abermal ganz allein auf den Berg."

In diesem Evangelium sehen wir den Heiland in einer seiner Leidenszeit ganz entgegengesetzten Lage. Während auf dem Oelberge das bevorstehende Leiden und der bittere Gedanke daran ihm den blutigen Angstschweiß auspreßte,

während er da einen ſchweren Kampf mit der ihn überfallenden tödtlichen Betrübniß kämpfte, ſteht er hier, von ſeiner göttlichen Wunderkraft umſtrahlt, auf dem Berge vor dem ſtaunenden Volke, und ſchon ſchwebt der Augenblick über ihm, wo man ihn im Triumphe hinwegführen, ihn zum König ausrufen, und ihm die Krone auf das Haupt ſetzen will. Jeſus flieht vor dieſem Augenblicke der Freude und der Herrlichkeit, während er den Augenblicken des Leidens, nach dem erſten Kampfe menſchlicher Schwäche und Gebrechlichkeit, mit Faſſung und mit Muth entgegen geht. Zu anderen Zeiten ſehen wir Jeſus auch bevorſtehendes Leiden fliehen, und der ihm begegnenden Herrlichkeit ſich hingeben. Sowohl die große Verſchiedenheit der einzelnen Zeitpunkte in dem Leben Jeſu, als auch die ſeines Benehmens in denſelben muß unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und uns die Fragen aufdringen: Warum war das Leben Jeſu in ſeinen einzelnen Augenblicken ſo verſchieden, warum das Benehmen Jeſu in denſelben? Was haben wir daraus zu lernen?

Alles in dem Leben Jeſu hängt mit ſeinem großen Zwecke, ſeiner heiligen Abſicht zuſammen, und erklärt ſich aus denſelben. Von dieſem Geſichtspunkte aus müſſen wir ſein ganzes Leben betrachten. Da ſtellt ſich uns denn dann zuerſt als Grundzug dar, was er ſelbſt mit den Worten ausſpricht: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Er wollte ein Reich ſtiften auf Erden, wollte anerkannt ſeyn als Stifter dieſes Reiches; aber kein Reich von dieſer Welt. Als ein König des Himmels wollte er angeſehen und geehrt ſeyn; die irdiſche Ehre, den vergänglichen Glanz ſuchte er nicht für ſich zu gewinnen. Seine Erſcheinung auf Erden war ſogleich ein Beweis hievon. In einem armſeligen Stalle kam er auf die Welt, eine niedrige Krippe war ſein erſter Platz auf derſelben. Die wenigſten Menſchen erwarteten den Augenblick ſeiner Ankunft auf Erden; keine Feierlichkeit, kein Gepränge verkündigte es, da er erſchienen war. Seine Geburt war

also in irdischer Hinsicht, für den gewöhnlichen Blick der Menschen gewiß von keinen glänzenden Umständen begleitet. Auf der anderen Seite aber wurde eben diese Geburt, eben diese Erscheinung des Herrn, auf eine Weise gefeiert und verherrlicht, wie noch keine Begebenheit auf Erden. Engel feierten sie, verkündigten sie unschuldigen Seelen. Ein Stern leitete ferne Könige zu der stillen, dunkeln Höhle, wo das Kind lag. In dem Tempel, wo der Säugling nach den Sitten der Israeliten Gott dargebracht wurde, war Freude über ihn, und alte Leute, welche für alle Lust der Welt schon abgestorben waren, dankten Gott, daß ihre Augen das Heil noch erblickten. So wenig irdischer Glanz und Fülle, so viel himmlische Wonne und Herrlichkeit umgab also schon gleich im Anfange die göttliche Erscheinung. Aber doch nahte auch Manches, was dem irdischen Sinne werth und kostbar ist, mancher sinnliche Schimmer, dem erst geborenen Heiland, und war augenscheinlich bestimmt, demselben zur Verherrlichung zu dienen. Die armen Hirten brachten ihre einzige Habe, die weisen Könige ihre überströmenden Schätze, und so wetteiferte das Geringste und das Höchste auf Erden, die irdischen Gaben zu den Füßen des Messias zu legen, so bald er erschienen. Warum dieß? Wie erklärt sich die Zusammenstellung jenes auffallenden Mangels an irdischem Glanze und Hoheit mit den erhabensten Opfern der Erde? Warum ließ der Heiland sich diese gefallen, und verschmähte es, sich mit jenen zu umgeben? Die Antwort darauf ist leicht zu finden. Diese Opfer wurden ihm dargebracht um seiner klar erkannten, aufrichtig verehrten göttlichen Eigenschaften willen. Die Erde, das Vergängliche selbst mußte hier gleichsam zur Sprache werden. Nicht die Gaben der Hirten, nicht die Schätze der Könige waren Jesus angenehm, aber die Gesinnungen, welche durch sie ausgedrückt waren, als deren Zeichen sie vor ihm lagen. Die frommen Hirten selbst und die weisen Könige brachten eigentlich nicht jene vergänglichen Dinge als Opfer dar. Sie warfen sich selbst nieder vor dem

Herrn, und beteten ihn an. Das Dargebrachte war ihnen selbst nur ein Zeichen, eine Sprache, deren sie sich bedienten. Sie wußten wohl, daß das göttliche Kind dieser Gaben nicht bedürfe, und daß nicht das Sinnliche, Blendende es sey, was ihm an diesen Gaben wohlgefallen könne; aber sie gaben zu erkennen, daß sie selbst mit aller ihrer Habe, all' ihrem Reichthume dem Herrn unterwürfig seyen. Diese Anerkennung, diese Demuth und Anbetung war ihm gefällig, und übereinstimmend mit seinen Planen. Er hatte diesen irdischen Glanz nicht gesucht, sich nicht selbst mit demselben umgeben, hatte ihn auch nicht als solchen empfangen, sondern nur in der Beziehung desselben auf seine göttliche Würde war er ihm zu Theil geworden. Er diente daher auch nicht dazu, Jesus in irdischem Glanze vor die Augen der Menschen zu stellen, sondern erhöhte vielmehr den Glanz des Himmlischen an ihm; stellte ihn zwar als einen Herrscher und Gebieter über alles Irdische dar, aber nur in Folge seines göttlichen Reiches, dessen Stifter auf Erden er geworden, und seiner unvergänglichen Herrschaft. Zu derselben Zeit sehen wir auch das göttliche Kind schon von irdischen Gefahren, irdischem Leiden umgeben. Der gottlose, grausame Herodes stellte ihm nach, und die heilige Familie mußte ihren Wohnort verlassen und nach Aegypten entfliehen. Jesus entfloh also diesen Gefahren, diesem Leiden. Auf außerordentliche Weise, durch geheimnißvolle Warnungen und höhere Anleitung, wurde er davor beschützt; jedoch nicht weiter, als es unumgänglich nöthig war. Nicht die Leiden und Gefahren entfernten sich vor ihm, und verschwanden vor seinem göttlichen Wesen; Er mußte den Leiden entfliehen. Dieses Fliehen selbst war ein Ungemach, das er nicht vermied. Er entzog sich, — und dieß ist der zweite Hauptgedanke, den wir bei dieser Betrachtung des Lebens Jesu festhalten müssen — nur solchen Leiden, welche der ferneren Ausführung seines göttlichen Planes im Wege gestanden wären, seine irdische Laufbahn zu frühzeitig geendet hätten. Er vermied ja auch nicht blos überflüssigen

Glanz und Reichthum, sondern trug selbst drückende Noth und eine verachtete Lage. An demjenigen Platze, wo man ihn zuletzt gesucht hätte, erschien er der Welt. Er wollte also so rein als möglich von allem Irdischen dastehen; denn je ferner er dem Irdischen stand, desto höher leuchtete seine Göttlichkeit. Jesus ist nur uns zu Liebe Mensch geworden. Er erniedrigte sich für uns, indem er Mensch ward. Schon die Annahme des menschlichen Leibes war ein Opfer, das er für uns brachte. Er brachte es zu dem Zwecke, um uns als Muster nahe zu stehen, um unsere Buße auf sich nehmen zu können. Mit diesem menschlichen Leibe nahm er nun zwar auch alle Schwachheiten, alles Drückende desselben auf sich, und er hätte sich diese durch die irdischen Bequemlichkeiten und Güter, die für die menschliche Gebrechlichkeit vorhanden sind, erleichtern können; allein er hätte dadurch nicht nur sein Opfer absichtlich auf den geringsten Grad beschränkt, sondern auch den Zweck des Opfers in jeder Hinsicht beeinträchtiget, da die meisten menschlichen Tugenden gerade im Unglücke sich bewähren müssen, und die von ihm auf sich genommene Buße dadurch verringert worden wäre. Nicht das Menschliche an dem Göttlichen, sondern das Göttliche sollte an dem Menschlichen sich darstellen. Jesus wollte Mensch werden, im ganzen Sinne des Wortes. Schwäche und Leiden aber, Kampf und Versuchung sind das Eigenthümliche des Menschen. Das Glück und das Wohlseyn sind Dinge, die, nur in so viel höherem Maaße, auch die Engel genießen, die in demselben Maaße auch der Mensch einst im Himmel genießen wird. In Leiden und Kampf muß der Mensch sich zu Gott erheben, während in Glück und Freude Gott ihn in seine Arme nimmt. Hier vergißt er gleichsam, daß er ein Mensch ist; dort wird er es im vollen Sinne des Wortes inne. Nur indem er Leiden und Kampf über sich nahm, konnte Jesus also wahrer Mensch seyn; je mehr er es that, desto näher stand er der Menschheit. Er wich daher dem Leiden nicht aus, ja

er umgab freiwillig sein Leben mit Bitterkeit. Er suchte keine irdische Größe, die ihn über das Leiden erhoben hätte, sondern entfernte dieselbe sogar absichtlich von sich. Aber er ließ sich mit irdischer Herrlichkeit bekleiden, wo sie lediglich dazu diente, seine göttliche Würde hervorzuheben, und ihn zugleich auch für die Zukunft nicht der Menschheit entfernte, weil es nur ein augenblicklicher, vorübergehender Zoll war, der ihm von dem Irdischen gebracht ward. Ja, er veranlaßte es sogar oft selbst, mit solcher Herrlichkeit bekleidet zu erscheinen. Eben so vermied er das Leiden, wo es ihn dem längeren, künftigen Leiden und der Fortsetzung seines Berufes entzogen hätte, wo es eine Abkürzung seines Lebens, und also auch seines vollen Leidens gewesen wäre; er hielt es auf jede Weise fern von sich. Noch ein Drittes ist dabei zu bemerken: Um ein vollkommenes Muster zu seyn, mußte Jesus auch dem Wechsel der irdischen Verhältnisse sich unterziehen, welcher für den Menschen so gefährlich und dem menschlichen Leben so eigen ist; um ein vollkommenes Versöhnopfer zu seyn, durfte Jesus auch mit den Freuden und Annehmlichkeiten dieses Lebens nicht ganz außer Berührung bleiben, da Leiden und Entbehrung um so schwerer fallen, je fester das Leben den Menschen an sich gekettet hat. Aus den Armen einer überaus geliebten und liebenden Mutter, aus der umgebenden Schaar treuer, mit Herz und Seele an ihm hängender Jünger riß sich Jesus los, um zum Tode zu gehen! Maria, seine Mutter, und Johannes, sein zärtlichster Jünger, standen unter dem Kreuze, an welchem Jesus hieng; auch sie litten, und was sie litten, litt Jesus über seinem eigenen Leiden bei ihrem Anblick!

Verfolgen wir diese Winke etwas weiter durch das Leben Jesu! Jesus hatte viele Verfolgungen und Nachstellungen der Juden auszustehen. Er wich ihnen aus bis zu dem bestimmten Augenblicke seines tiefsten Leidens. Er entfernte sie nicht selten durch Anwendung seiner göttlichen Macht. So nach seiner ersten Predigt in Nazareth, wo er von ihnen vor

die Stadt hinaus auf die Spitze eines steilen Berges geführt ward, und hinabgestürzt werden sollte, aber ruhig und unaufgehalten durch die Menge hindurchschritt, die sein göttlicher Anblick gefesselt hielt. Oft brach das Volk bei dem Anblicke seiner Thaten in eitle Bewunderung aus, und staunte den Menschen Jesus an, statt das Göttliche in ihm zu erkennen und ihm nachzudenken. Da entfloh er der Bewunderung, und entzog sich den Augen der Menschen, daß sie nicht durch den irdischen Anblick verleitet werden sollten, und daß sie in der Einsamkeit vielleicht eher zur Erkenntniß gelangen möchten. So in Kapharnaum. Bei anderer Gelegenheit, wie z. B. als die Jünger des Johannes zu ihm kamen, weiset er dagegen selbst auf sich und seine Thaten hin, und bereitet den Augenblick vor, in welchem er recht erkannt werden sollte. Die reuige Magdalena salbte das Haupt Jesu und seine Füße mit kostbarem Balsam; er sah es mit Wohlgefallen. Dasselbe that Maria, die Schwester des Lazarus, und da gab Jesus selbst den Grund seines Wohlgefallens an. Judas Ischariot sagte nämlich, unwillig über Maria: „Warum verkauft man diese Salbe nicht lieber zum Besten der Armen?" Da nahm Jesus selbst ihre Rechtfertigung auf sich und sprach: „Die Armen habt ihr ja immer um euch, mich aber habt ihr nicht immer. Sie hat ein gutes Werk gethan, und ich versichere euch — in der ganzen Welt, wo man nur immer die Freuden-Nachricht von dem Erlöser verkünden wird, wird auch Das, was sie an mir gethan hat, zu ihrem Andenken nachgerühmt werden." Damit stimmte überein, was er zu Magdalena gesagt hatte: „Dein Glaube hat dir geholfen; geh' hin in Frieden!" Und zu dem Pharisäer Simon sagte er von ihr: „Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie so viel Liebe hat."

XX.

Der fünfte Faſten-Sonntag.

Die Verfolgungen der Juden gegen Jeſus.

Joh. VIII., 46—59.

Der Glaube und die Liebe Magdalenens waren es, was Jeſus wohlgefiel. Was ſie dem Erlöſer that, nicht was ſeinem irdiſchen Liebe zukam, hatte ſeinen Beifall. Auch alle Wunder Jeſu waren von der Art, daß ſie immer zunächſt einen göttlichen Anblick gewährten, und aller Glanz, der davon auf Jeſus fiel, ihn als Gott verherrlichte. Sie alle hatten augenſcheinlich dieſen Zweck. Für ſich ſelbſt ſchuf Jeſus nicht einmal ein Stücklein Brod, ſo ſtark er auch dazu verſucht ſeyn mochte. Keines ſeiner Wunder verſchaffte ihm irgend einen irdiſchen Vortheil. Und als er ſeine Göttlichkeit zugleich an dem irdiſchen Staube, der ihn bekleidete, enthüllte, da geſchah dieß auf einem einſamen Berge vor den Augen ſeiner auserwählten Jünger. Betrachten wir das Wunder der Brodvermehrung insbeſondere! Jeſus hatte einer Verſammlung von fünftauſend Menſchen auf wunderbare Weiſe wohlgethan. Er ſtand als der Vater, als der Ernährer Aller vor ihnen da. Er hatte, ſo deutlich es nur immer geſchehen konnte, ihnen angezeigt, daß Er der Segnende ſey, daß Er es vermöge, alle irdiſchen Güter zu ſchaffen, zu vermehren, zu vertheilen. Alle waren voll Bewunderung für ihn, voll Anhänglichkeit an ihn. Allein dieſes erſte Entzücken, dieſe erſte Freude war noch zu ſehr mit dem Gefühle des Genuſſes und der leiblichen Wohlfahrt verſchmolzen; dieſe Leute be-

trachteten ihn noch zu sehr als irdischen Wohlthäter, und dieses Wunder war nur eine Vorbereitung für, eine Hindeutung auf das Höhere. Der Ausbruch dieses Entzückens hatte für Jesus keinen Werth. Sie wollten ihn zum Könige machen, und sollten vielmehr erkennen, daß Er der König über alle Könige sey. Er wollte nicht ein König seyn der Erde, da dann die Menschen gerade sein wahres Königreich übersehen haben würden, und er nicht ein weltlicher Beherrscher der Menschen, sondern ihr himmlisches Muster, ihr himmlischer Versöhner auf Erden zu seyn beabsichtigte. — —

Während bei der durch das vorige Evangelium erzählten Begebenheit Jesus irdischer Macht und Herrlichkeit sich entzog, so entfloh er bei dem Anlasse, welcher den Inhalt des heutigen Evangeliums bildet, auf der anderen Seite irdischem Leiden und Verderben.

„Zu jener Zeit sprach Jesus zu den Schaaren der Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch nun die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret die Worte Gottes; darum höret ihr sie nicht, weil ihr nicht aus Gott seyd. Die Juden antworteten und sagten zu ihm: Sagen wir nicht mit Recht, daß du ein Samaritan bist, und den Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe den Teufel nicht, sondern ich ehre meinen Vater, und ihr habet mich entehret. Ich aber suche nicht meine Ehre, es ist aber Einer, der sie suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn Jemand mein Wort halten wird, der wird den Tod in Ewigkeit nicht sehen. Die Juden sprachen also: Nun erkennen wir, daß du den Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand mein Wort halten wird, der wird den Tod in Ewigkeit nicht sehen. Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist, und die Propheten, die gestorben sind? Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein

Vater iſt es, der mich ehret, von dem ihr ſaget, daß er euer Gott iſt. Ihr kennet ihn nicht, aber ich kenne ihn, und wenn ich ſagte, daß ich ihn nicht kenne, ſo würde ich ein Lügner ſeyn, wie ihr. Ich aber kenne ihn, und halte ſeine Worte. Abraham, euer Vater, frohlockte, daß er meinen Tag ſehen ſollte; er hat ihn geſehen, und ſich erfreuet. Die Juden ſprachen alſo zu ihm: Du biſt noch nicht fünfzig Jahre alt, und haſt Abraham geſehen? Jeſus ſagte zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, — ehe Abraham war, bin ich. Da hoben ſie Steine auf, nach ihm zu werfen; Jeſus aber verbarg ſich, und ging zum Tempel hinaus."

Jeſus handelte hier wie bei der Brodvermehrung nach ſeinem himmliſchen Berufe, den er immer allein vor Augen hatte. Dort lehrte er durch That, hier wirkte er durch Lehre; dort ſchützte er ſeine fernere Kraft in dem Berufe gegen Luſt und Sinnlichkeit, hier gegen Schmerz und Tod, die ihm auf ſeinem Wege ſich entgegenſtellten. Eines war ſo wichtig und weiſe, als das Andere. Der himmliſche Sinn beſteht weder unbedingt im Verſchmähen der Freuden, noch unbedingt im Aufſichnehmen von Leiden. Er iſt das ruhige, unveränderliche Dahinwandeln auf Erden mit dem Aufblicke zu Gott. Von oben wird der Weg beſtimmt, den der himmliſch Geſinnte hienieden wandelt, weil ſein ganzes Leben auf Oben Bezug hat. Wie Gott ihn führt, ſo iſt es gut; er ſelbſt ſtrebt nicht, ſein Schickſal zu beſtimmen. Nur danach bemüht er ſich, den Blick auf Gott gewandt zu halten, damit er die Führung desſelben nicht verkenne, damit er ſeinen Wink gewahre. Nur ein ſo völliges Hingeben an Gott, ein ſo kindliches Verhältniß zu dem Lenker aller Dinge entſpricht der wahren himmliſchen Geſinnung. Ein übertriebner Eifer, eine blinde Sucht zu wirken verletzt ſie nicht ſelten in demſelben Maaße, wie Lauigkeit und Kälte. Die Quelle eines ſolchen falſchen Strebens iſt immer unrein. Wer alle Freuden des Lebens hinwegwirft, — ſelbſt diejenigen, die Gott ſelbſt mit väterlicher Hand ihm bietet, weil ſie Mittel zu dem Plane ſind, den Gott mit ihm

und allen Menschen vorhat, — selbst den Genuß ächt himmlischer Freude; der lebt in dem Dünkel, seine Wege sich selbst vorzeichnen zu können, ist nicht besorgt um Erforschung der Plane Gottes, und gibt sich einer einseitigen, und eben darum falschen Tugendhaftigkeit hin, indem er alle seine Pflichten in den Kampf gegen Versuchungen setzt, und jede Zeit, welche er nicht in diesem Kampfe dahinbringt, für verloren achtet. Seine Begriffe von dem höchsten Wesen sind mangelhaft, da er nicht weiß, daß Gott vor Allem als liebender Beglücker, als Beseliger aller Wesen schon hier auf Erden sich verkündige, daß Gott in den Stunden der Freuden uns so nahe sey, als in denen des Leidens. Er mißversteht den Schöpfer in allen seinen Werken, und schaut mißtrauisch und finster, mit unaufhörlichem Sträuben, in die wunderherrliche Welt hinein, die, wenn wir nur den rechten Sinn haben, auf Millionen Wegen uns zu dem Schöpfer leitet, — in die Gott selbst die ersten Menschen führte, und ihnen sagte: Von allen diesen Bäumen dürft ihr essen, nur von diesem nicht! Ein gutes Kind nimmt eben so dankbar und herzlich die Gabe aus des Vaters Hand, als willig und vertrauend es das von hm aufgelegte Gebot auf sich nimmt. Ein Mensch, der Alles darin sucht, dem Leiden und der Entsagung nachzujagen, und es für Verdienst hält, niemals einem Leiden aus dem Weg zu gehen, gleicht einem stolzen Helden, dem der Kampf nur darum lieb ist, weil dieser ihn immer als neuen Sieger verherrlicht. Wie verträgt sich dieses mit der christlichen Demuth! Ein solcher Mensch schlägt aber auch schon an und für sich einen ganz verkehrten Weg ein, indem er durch seine eigene Schuld gerade in Dem unversucht bleibt, was doch in der That für die Menschen die stärkste Versuchung ist. Wie Viele sind im Unglück stark, und werden von dem kleinsten Glücke aus der Bahn geworfen! Ihre Tugend ist eine einseitige; sie sind vollkommen gerüstet gegen Diejenigen, welche sich ihnen bei ihrem Laufe in den Weg stellen, sind aber erschöpft und ohne die erfoderliche Besinnung, wenn ihnen die

Hand gereicht wird, sie zum Ziel zu bringen. Solche Menschen sind endlich ohne die vollkommene Liebe zu den Mitmenschen, und haben nur sich im Auge. Es gehört mit in Gottes Plan, daß ein Mensch dem andern zu seinem Ziel verhelfe. Der himmlische Sinn macht stark, mitten in den Gefahren des Lebens, mitten unter Versuchungen, die Absicht Gottes zu befördern. Die wahre Stärke, die der himmlische Sinn gibt, besteht darin, daß die Versuchung uns nichts anhaben kann, und nicht darin, daß sie von uns fern bleibt. Ist Gott für uns, wer ist wider uns?

Aber jagen wird der Himmlisch-Gesinnte nicht nach Freuden; denn sein Auge ist, selbst in den Freuden, auf das Himmlische gerichtet. Stürzen wird er sich nicht in Gefahren; denn er läßt sich von seinem Gott leiten, und es fällt ihm nicht ein, seinen Führer zu versuchen.

Jesus selbst machte sich während seines Lebens auf Erden in allen Dingen von dem Willen seines Vaters im Himmel abhängig. Darum sprach er: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehret. Eine solche selbstgesuchte, und also nichtige Ehre wäre es gewesen, wenn Jesus, ohne Rücksicht auf seinen ferneren Beruf, das Ueble, was die Juden gegen ihn beabsichtigten, schon damals hätte über sich ergehen lassen, um ihren Verfolgungen nicht ausweichen zu müssen, und nicht in den Verdacht der Furcht zu gerathen.

Die Juden wußten wegen ihrer Verstocktheit und wegen der Gehässigkeit ihres Gemüthes den Sinn Jesu nicht zu würdigen, sondern beurtheilten ihn auf die verkehrteste Weise. Ihre Fragen lauteten so, als ob die Handlungen Jesu darauf gerichtet wären, seine Person zu erheben, und bei ihnen Ruhm zu erlangen. „Was machst du aus dir selbst?“ fragten sie. Darauf eben gab Jesus ihnen jene Antwort, und wies sie damit auf seinen wahren Zweck hin, und auf den Vater, dem er nicht nur sich selbst unterwarf, sondern mit welchem er auch alle Menschen auf die gleiche Weise in

Verbindung bringen wollte. Sie brachten ihre öfters benützte Beschuldigung vor, daß Jesus es mit dem Teufel habe; und gaben als Grund davon an, weil er sich über Abraham und die Propheten erhebe. Sie redeten demnach, als ob es ihm in jedem Falle nur um seine Erhebung zu thun sey, und als ob er sich mit dem Teufel verbunden habe, weil dieser ihn über die Propheten, die Erhobenen Gottes, stelle. Darum sprach Jesus so nachdrücklich mit ihnen, um ihnen ganz andere Begriffe von ihm beizubringen. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe Abraham war, bin ich."

Er bestätigte es dadurch wieder, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey, — daß es ein ewiges sey; denn wer sein Wort halte, werde in Ewigkeit leben. Er selbst sey aus Gott und halte die Worte des Vaters. Sie seyen seine Richtschnur, nach welcher er alle seine Wege richte. Niemand könne ihn einer Sünde beschuldigen. Jesus verschmähte es nicht, auf diese himmlische Gesinnung, die in seinem Leben sich ausdrückte, selbst hinzuweisen, weil es hier für seinen Beruf von Nutzen war. Er that es, um die Juden zu überzeugen, daß seine Lehre Wahrheit sey.

Die Juden erkannten auch bei dieser Gelegenheit die Wahrheit nicht, so wenig als bei der Brodvermehrung. Sie folgten auch hier, nur in einer ganz anderen Richtung, dem bloßen äußeren Eindrucke. Während dort die empfangene Wohlthat sie entzückte, wurden sie hier durch den erfahrenen Tadel erbittert. Während dort ihr Entzücken sie bewog, den Wohlthäter an ihre Spitze zu stellen, und sich ihm äußerlich zu unterwerfen, damit er einen Anlaß haben möge, seine Wohlthaten gegen sie immer zu erneuern, suchten sie hier den Tadelnden aus dem Wege zu räumen, um sich für immer gegen solchen Tadel zu sichern. Aber weder untersuchten sie dort die Wohlthat, noch hier das Wort Jesu. Jesus aber handelte, ohne Rücksicht hierauf, immer gleich, nach dem Willen des Vaters, und nach dem Erfoderniße seines Berufes; denn er war sicher des endlichen Erfolges. Uns fällt

dieſe Gleichmäßigkeit in dem Handeln Jeſu, der Erfolg und die Rechtfertigung davon, jetzt beſonders ſchön in's Auge, weil wir das Ganze ſeines Lebens und des göttlichen Planes nunmehr vor uns enthüllt ſehen. Erſt wir ſehen jetzt recht helle den Gegenſatz zwiſchen dem ſteten, ruhigen Blicke Jeſu auf das Himmliſche und der Veränderlichkeit der Geſinnungen ſeiner Zuhörer gegen ihn. Als Wunderthäter wie als Lehrer ſteht Jeſus vor uns in einem ganz anderen Lichte. Eine ſo vollkommene Zuſammenſtimmung alles deſſen, was er that und redete, wäre ohne die genaueſte Verbindung ſeines ganzen Wirkens mit dem göttlichen Willen und Plane gar nicht möglich geweſen. Wir ſollen daraus aber nicht nur erkennen, daß ſeine Lehre Wahrheit ſey, ſondern da auch das Leben eines jeden Menſchen in gewiſſem Maaße dieſelbe Beziehung auf das Göttliche hat, ſo ſollen wir dadurch auch zu gleicher Uebereinſtimmung und Erhabenheit unſeres ganzen Lebens geführet werden. Wir ſollen überall nicht unſere, ſondern Gottes Ehre ſuchen; und zwar nicht blos in den Augen der Menſchen, ſondern auch vor uns ſelbſt. So gefährlich, als die Ruhmſucht, welche gerne in den Augen der Menſchen uns größer erſcheinen laſſen möchte, iſt die Ruhmſucht, welche uns vor unſeren eigenen Augen vergrößern möchte. Ja, ſie iſt in ſo ferne noch gefährlicher, weil ſie ſich in die Farbe der Tugend kleidet, und ſich insgeheim an unſer gutes Streben anhängt, dem es ſeine aufrichtige Richtung benimmt. Eben, um dieſes zu vermeiden, müſſen wir uns ganz Gott anvertrauen. Die chriſtliche Demuth iſt die Quelle der ächten, vollkommenen Tugend. Von Gott müſſen wir unſere Ehre nehmen, auch nicht die geringſte außer ihm ſuchen. Es kann Zeiten geben, wo wir uns ſelbſt geringe vorkommen, wo wir verſucht werden, uns ſelbſt und unſern Werth mit zaghaftem Aug zu betrachten; allein dieß iſt ſelbſt gar oft nur eine Verſuchung, eine Verſuchung zum Stolze. Wir glauben mehr zu ſeyn, wenn wir uns über unſere Abhängigkeit erheben, wenn wir mehr aus uns ſelbſt ſind. Da

vorzüglich soll uns das Bild Jesu, unseres Erlösers, vor Augen treten, des vollkommensten und gottgefälligsten unter allen Menschen. Er, der von sich sagen konnte: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?“ und „vor Abraham bin ich,“ wollte nichts seyn, als in dem Vater. Von dem Vater nahm er die Ehre, — um wie mehr alles Gute, das er in sich trug, und das eine viel höhere Gabe war, als die Ehre vor den Augen der Menschen und vor den eigenen Augen. Das ist die wahre Ehre des Christen vor einem jeden Auge, daß er aus Gott ist. So lange er dieser Abstammung, dieser Verbindung sich bewußt ist, ist er sich seines Werthes bewußt, wenn er sich in anderer Rücksicht auch noch so klein scheinen möge. Und wie groß er sich dünken möge in jeder anderen Rücksicht, aber nicht aus Gott ist, — so ist er nichts, und sein Werth ist eitel. Ein und dasselbe Mittel ist es, dessen Jesus sich bediente, um das Einmal irdischen Freuden, das Andermal irdischem Leiden zu entgehen. Es ist das ruhigste, demüthigste: er verbarg sich. Schon diese Wahl des Mittels zeigt, wie wahr Jesus von sich sagen konnte: Ich suche meine Ehre nicht. Er lehrt uns dadurch zugleich die Waffe des christlichen Sinnes kennen, welche dieser in allen dergleichen Fällen gebrauchen soll. Er verbirgt sich vor Dem, was ihm Gefahr droht. Wenige Augenblicke des Verbergens reichen oft hin, die Gefahr abzuwenden, und der Christ kann dann wieder frei und ungestört zur Erneuerung seines Wirkens hervortreten, wie Jesus gleich darauf wieder lehrte, und öffentlich auftrat. Wenn dem Christen etwas vorkömmt in seinem Leben, was der Aufblick zum Himmel ihm als unerträglich mit dem Willen des Herrn bezeichnet, so geht er still und unvermerkt dem Bevorstehenden aus dem Wege, und wird gar nicht berührt davon, weil er es im Voraus vermeidet.

XXI.

Der Palm-Sonntag.

Der feierliche Einzug Jesu in Jerusalem.

Matth. XXI., 1—9.

Was Jesus bei dem Wunder der Brod-Vermehrung und bei dem im vorigen Evangelium erzählten Anlasse vermied, — irdische Herrlichkeit und irdisches Leiden — ließ er am Palmtage und in der heiligen Charwoche in vollem Maaße über sich ergehen. Er wich an jenem Tage dem Volke nicht aus, das ihn als seinen König verherrlichen wollte, und entzog sich zu der letztgenannten Zeit selbst dem Tode nicht, der ihm bevorstand.

Das heutige Evangelium erzählt:

„Zu der Zeit, als sich Jesus der Stadt Jerusalem nahete, und gegen Bethphage an dem Oelberge gekommen war, schickte er zwei seiner Jünger, und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, da werdet ihr gleich eine angebundene Eselin finden, und ein Füllen bei ihr; löset sie ab, und führet sie zu mir her; und wenn euch Jemand fragen wird, so sprechet: der Herr hat ihrer vonnöthen, — und sogleich wird er sie euch lassen. Alles dieß aber geschah, damit erfüllet würde, was durch den Propheten ist gesagt worden, da er spricht: Saget der Tochter Sion: Sieh', dein König kömmt zu dir sanftmüthig, und sitzt auf einer Eselin, und auf dem Füllen eines Lastthieres. Die Jünger giengen also hin, und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte; sie brachten die Eselin mit dem Füllen, leg-

ten ihre Kleider auf sie, und setzten ihn darauf. Eine große Menge Volks aber breitete seine Kleider auf dem Wege aus; Andere hieben Zweige von den Bäumen, und streuten sie auf den Weg. Die Schaaren aber, die vorausgiengen, und die nachfolgten, schrieen und sprachen: Heil dem Sohne Davids! Gebenedeyt sey, der da im Namen des Herrn kommt!"

Die Zeit Jesu war gekommen, — die Zeit, in welcher er nach dem Willen des Vaters das leidenvolle Werk der Erlösung vollbringen, und in welcher er auch den unglücklichsten, bejammernswerthesten Menschen zum Muster dienen sollte. Es lag in dem göttlichen Plane, daß Jesus zuvor noch auch mit der Fülle irdischer Herrlichkeit bekleidet werden sollte, — aus einem doppelten Zwecke: nämlich sowohl damit er auf das Klarste und Unzweideutigste vor dem ganzen Volke als Messias erkannt werden sollte, als auch um durch den plötzlichsten und auffallendsten Wechsel seines Schicksals in allen irdischen Verhältnissen ein Muster zu werden.

Der Einzug Jesu in Jerusalem ist in dieser doppelten Hinsicht merkwürdig. Die hohe Ehre, welche das Volk dem Heilande dabei erwies, entstand so ziemlich aus denselben Gesinnungen und denselben Gefühlen, durch welche es nach dem Wunder der Brodvermehrung bewogen wurde, ihm königliche Ehre zu bereiten. Jesus hatte wieder mehrere große Wunder verrichtet, und namentlich den Lazarus vom Tode erwecket. Die Kunde davon war durch das ganze Land erschollen, und verbreitete überallhin Freude und Bewunderung. Denn auch das schwächste, oberflächlichste Auge erkannte dadurch, daß den Juden ein Wohlthäter, ein Retter erschienen sey, wie er nie vorher unter ihnen gewesen. Es war nur ein kleiner Schritt mehr von dieser Erkenntniß bis zu dem ächten Glauben an Jesus, bis zu der Einsicht in sein wahres Wesen und seine wahre Absicht. Diese Erkenntniß war ihnen durch den bloßen Anblick Jesu und seiner Thaten nothwendig zu Theil geworden; jenen weiteren Schritt hätten sie selbst vornehmen sollen, es gehörte dazu nur guter Wille. Durch seine

Thaten offenbarte ſich Jeſus beſtändig als Denjenigen, der da kommen ſollte; durch ſeine Worte verſcheuchte er bei jedem Anlaſſe die Zweifel, die ſich etwa in den Herzen der Juden gegen ihn hätten erheben können. Von dem Glauben an ſeine Thaten ſollten die Juden den Glauben an ſeine Worte lernen, weil nur das Wort Gottes ſie ſelig machen konnte. Es lag ihnen ſo nahe, Jeſus legte es ihnen ſo nahe; aber ſie thaten es dennoch nicht. Sie ſahen und hörten die Thaten Jeſu, und freuten ſich derſelben, weil es Wohlthaten für ſie waren; ſie freuten ſich der Perſon Jeſu, und wollten ihn hoch erheben, weil ſie von ihm Erlöſung aus Dem, was ſie drückte, hoffen konnten. Sie hiengen ihm an; aber immer nur in niedriger, eigennütziger Abſicht, ohne ihren Geiſt zu dem Verſtändniſſe ſeiner Lehre, zu dem wahren Glauben zu erheben. Gerade den Druck deſſen, wovon Jeſus ſie für ewig erlöſen wollte, empfanden ſie gar nicht. Daher auch ihre veränderliche Geſinnung gegen Jeſus. Sie wurden böſe auf ihn, wenn ſie ſahen, daß er in ihre Geſinnungen nicht eingieng, daß er in ſeiner Macht und Größe nicht dazu gekommen ſeyn wollte, ſie, wie ſie dachten, für immer von allem irdiſchen Elende zu befreien, und ihnen neue Sinnenfreuden zu verſchaffen. Seine Macht wurde ihnen zuwider, ſobald er ſie nicht ihrem Willen unterwerfen wollte. So ſehr ſie ihn erhöhen wollten, ſo ſehr erniedrigten ſie ihn, als ſie einſahen, daß es ihnen nicht mehr gelingen werde, ihn zu ihrem Willen zu bewegen. Lange hofften ſie indeſſen, dieſes zu vermögen. Er war ihnen ja ſeit langer Zeit, ſeit den Zeiten der Väter als König verkündigt, er erklärte ſich ja ſelbſt für einen König, und hatte ſie ſchon oft dazu aufgefodert, ihn als ſolchen zu erkennen. Aber er hatte immer den Beiſatz gemacht: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Durch dieſen Zuſatz widerſprach er ihren Wünſchen; denn ſie konnten von ihrer Liebe zu dieſer Welt nicht laſſen, und wollten von einer anderen Welt nichts wiſſen. Als Das, was Jeſus ihnen ſeyn wollte, als König des Himmels, wollten ſie ihn nicht

erkennen, ſich ihm als ſolchem nicht unterwerfen. Sie hatten auf keinen König des Himmels gehofft, ſondern auf einen irdiſchen König. Darum fürchtete ſchon der gottloſe Herodes den kaum geborenen Heiland ſo, daß er ihm nach dem Leben trachtete; denn er fürchtete von ihm das Ende ſeines Reiches. Selbſt unter ſeinen beſſeren Anhängern hatte Jeſus in der Folge nicht ſelten ein ſolches Mißverſtändniß zu bekämpfen. Und ſo herrſchte denn auch bei ſeinem feierlichen Einzuge in Jeruſalem nicht der rechte Glaube in den Herzen des ihn frohlockend umgebenden Volkes. Dasſelbe hatte noch immer blos die leiblichen von Jeſus empfangenen Wohlthaten vor Augen, und erwartete von ihm noch immer ein Reich voll irdiſchen Genuſſes und ſinnlicher Herrlichkeit: Die Freude über ihn war jetzt größer als je, weil er ſich wirklich von dem Volke die ihm längſt zugedachte Ehre erweiſen ließ. Er hätte nur auch ſeinerſeits mit dem irdiſchen Stolz und Gepränge eines gewöhnlichen Königs auftreten, hätte nur die Gedanken und Abſichten des begleitenden Volkes unterſtützen dürfen, ſo hätte der Jubel kein Ende genommen, und dauernd würden die Zeichen der Macht und des Glanzes den Heiland umgeben haben. Allein die ihm beſtimmte Herrlichkeit verwandelte ſich durch ſeine bloße Gegenwart in eine Herrlichkeit ganz andrer Art. Friedlich und von ſeiner himmliſchen Würde umſtrahlt, in dem Glanz ſeiner Tugenden, die ſich auf ſeinem Angeſichte verklärten, zog er daher auf einem ſchmuckloſen Füllen, der jubelnden Stadt entgegen. Sein Blick war voll Liebe und Sanftmuth; ſtill und ruhig wie immer, fern von allem irdiſchen Streben, ritt er mitten durch die wartende Menge. Ein ſolcher Anblick verſcheuchte den lärmenden Pomp, der ſich ihm nahen wollte; in dem Munde des Volkes verwandelte ſich der Ausruf, der ihm entgegenſchallen ſollte. Jedes Herz ward ergriffen von entſprechendem Gefühle, und ſie brachen Palmenzweige ab, und ſtreuten ſie um ihn her, und umringten ihn mit dieſen Zeichen ihrer Freude. Es war der Einzug eines Königs; aber

ſo zog kein gewöhnlicher König ein! Im Namen des Herrn kam Jeſus als König, ein himmliſches Reich war nahe, Heil und Friede brachen an. Dieſe Namen verkündigten ſich jeder Bruſt, ſchallten in jedem Munde. O jetzt, jetzt hätte Jeruſalem es ganz erkennen ſollen, wer zu ihm kam, hätte nicht länger widerſtehen ſollen dem Reiche Jeſu, dem göttlichen Reiche, das er herniederführte vom Himmel! Vor Allem jetzt lag es ſo nahe! Aber es geſchah nicht. Das Herz der Juden erſchloß ſich nicht dem einzigen ächten Gefühle, das ſie erfüllen ſollte. Das wahre Reich Jeſu war um ſie her, es erſcholl ſogar in ihrem eigenen Munde, — aber ihr Herz hielt es dennoch mit dem Reiche der Welt, ihr Herz verſchmähte die Wahrheit. Sie nahmen ihren König auf, ohne dem wahren Reiche desſelben ſich zu unterwerfen. Weinend hielt Jeſus ſeinen Einzug. „Ach, daß du es doch erkennen möchteſt,“ ſprach er, „wenigſtens an dieſem deinem Tage es erkennen möchteſt, Jeruſalem, was dir zum Heil iſt! So aber hältſt du es deinen Augen verborgen. Daher werden die Tage über dich hereinbrechen, da deine Feinde einen Wall um dich her aufwerfen, und dich von allen Seiten einſchließen und ängſtigen, und deine Kinder zu Boden treten, und dich bis auf den Grund ſchleifen, und auch nicht Einen Stein mehr auf dem andern laſſen werden; und dieß alles darum, weil du die Tage deiner Heimſuchung nicht erkennen wollteſt.“ In Jeruſalem angekommen, begab Jeſus ſich in den Tempel. Eine Menge Blinder und Lahmer hatte ſich an den Pforten desſelben eingefunden, und umgab ihn. Da begann Jeſus ſein Reich zu üben. Er ſtreckte ſeine Hände aus, und heilte ſie alle. Bei dem Anblicke ſeiner neuen Wohlthaten und Wunder wurde der Jubel noch größer und allgemeiner; der Tempel widerhallte davon, und ſelbſt die Kinder nahmen Theil daran. Es war für einige Augenblicke das reinſte, lauterſte Entzücken, blos in dem unwillkührlichen Gefühle begründet, und hervorgerufen von der Nähe des Göttlichen, das in ſeiner ganzen Allmacht

auf die Menschen einwirkte, so daß Jesus sagte: Wenn auch Diese schwiegen, so würden die Steine rufen. Mächtiger, inniger konnten die Menschen nicht bewegt werden, das Göttliche in seiner wahren Würde anzuerkennen, und in sich aufzunehmen. Aber es geschah dennoch nicht. Die Juden verharrten in ihrer falschen Ansicht von dem Erlöser, in ihrer Anhänglichkeit an das Irdische, selbst nach dem verständlichsten Fingerzeige Jesu, da dieser alle ihm von ihnen erwiesene Ehre und Verherrlichung in dem Augenblicke, wo er sie empfieng, durchaus auf seinen Vater im Himmel hinüberleitete, und ihre eigenen Gefühle und Handlungen durch sein göttliches Wesen zu diesem Zwecke läuterte und verklärte. Das menschliche Geschlecht war so sehr zerfallen mit dem Göttlichen, so wenig stark im Guten, daß es der Unterweisung, der Versöhnung im vollkommensten Maaße bedurfte. Das ganze bisherige Leben und Wirken Jesu war nicht hinreichend gewesen, die Menschen zur Besserung und Besinnung zu bringen, es war vielmehr das ganze Leiden und Lieben Jesu noch nothwendig, um dieses zu bewirken. Der feierliche Einzug Jesu in Jerusalem hätte von ganz anderen Folgen seyn können. Es wäre dem jüdischen Volke, das von Anfang an so viele Gnaden der Gottheit erfahren, das durch die Aussprüche seiner Propheten so vorbereitet und auf sein Heil aufmerksam gemacht worden war, möglich gewesen, seinen Heiland zu erkennen, die an jenem Tage des Einzugs genossene göttliche Gnade festzuhalten und seiner Freude über den erschienenen König eine ewige Dauer zu geben, wie jetzt die Völker in Ewigkeit frohlocken: Hosanna dem Sohne Davids, — hochgelobt sey, der da gekommen ist im Namen des Herrn! Schon damals bei seinem Einzuge zog Jesus Alles an sich, aber die Herzen wendeten sich wieder ab von ihm; erst als er am Kreuze erhöhet war, zog er für immer die Welt an sich. Jesus war ihnen entgegen gekommen, und sammelte alle Herrlichkeit der Welt um sich, an der die Augen hingen, damit er seine eigene Hoheit und Herrlichkeit desto

leuchtender daran offenbarte; allein die Menſchen folgten nur dem erſten Eindrucke des göttlichen Glanzes, und vergaßen denſelben gleich darauf wieder über dem irdiſchen Schimmer. Da umgab Jeſus ſich mit aller Schmach und Elend der Welt, um auch daran ſeine Erhabenheit und Herrlichkeit zu offenbaren. Es war eine Folge der Sünde, daß das Elend die Herrſchaft über das Menſchengeſchlecht gewann, und durch ſeinen Druck dasſelbe nur nach irdiſchen Gütern lüſtern machte. Erſt als Jeſus, Menſch geworden, dasſelbe überwand, erhoben ſich auch die Menſchen wieder über dasſelbe, und beſiegten es durch das Göttliche, welches durch Jeſus in ihnen wieder ſtark geworden war. Alles Leiden, das der Heiland auf ſich nahm, wäre über das Menſchengeſchlecht gekommen, als eine nothwendige Folge der Sünde, und die Menſchen wären nicht im Stande geweſen, ihm eine göttliche Kraft entgegenzuſetzen, da ſie ja dieſe eben durch die Sünde in ſich zerſtört hatten. Aber die Fülle der göttlichen Kraft ſtritt für die Menſchheit gegen das Elend, und unterwarf dasſelbe wieder dem Höheren. Die Sündhaftigkeit der Juden war die Quelle aller Leiden Jeſu, weil alles Leiden von der Sünde ausgeht; die ſündigen Juden ſelbſt waren es, welche das Leiden über Jeſus hereinführten, wie ſie über ſich ſelbſt alles Leiden gebracht hatten. Wie ſie gegen Jeſus ſtritten, ſtritten ſie gegen ſich ſelbſt; indem Jeſus für ſich ſiegte, lehrte er alſo auch die Menſchheit ſiegen. Er lehrte ſie Selbſtüberwindung.

Es wiederholt ſich uns hier die Wahrheit: in jedem Augenblicke ſeines Lebens handelte Jeſus in ſeinem Berufe. Mit wie viel oder wenig Ehre er bekleidet, wie viel oder wenig Leiden er unterworfen war, er offenbarte immer daran ſeine göttliche Herrlichkeit. Er ſuchte oder vermied Leid oder Freude, je nachdem es ihm diente, das Göttliche dadurch zu verherrlichen. Und ſo gibt es denn auch für uns keine Lage des Lebens, keinen Augenblick mehr, wo wir nicht das Göttliche, — wo wir nicht Jeſus treffen. Ueberall ſteht uns ſein Muſter vor Augen, überall iſt ſeine Kraft mit uns.

Jesus verläßt uns nie. Diese siegreiche, für uns so trostvolle Wahrheit dürfen wir festhalten. Wie Jesus während seines Wandelns auf Erden überall von dem Geiste seines Vaters begleitet ward, so ist Er mit uns unser ganzes Leben hindurch. Er versprach, mit seinem Geiste und seinem Frieden bis an das Ende der Welt bei den Menschen zu bleiben.

Merkwürdig ist dabei der einzige Augenblick in dem Leben Jesu, in welchem es schien, als ob sein Vater im Himmel ihn verlassen hätte. „Mein Gott, mein Gott, warum verlässest du mich?" rief Jesus einmal am Kreuze. Auch die Jünger und Anhänger Jesu mögen so gerufen haben, als Jesus todt und ihrem Aug verborgen im Grabe lag. In der tiefsten Angst und Betrübniß, da meint die menschliche Seele wohl manchmal verlassen zu seyn, weil das Irdische mit seiner Qual so ganz sich ihrer bemächtiget. Man kann sich da des niederschlagenden Gedankens nicht erwehren, daß Gott seine Hand von uns abgezogen habe. Allein dieß sind die Augenblicke, in welchen unsere Liebe zu Gott, unser Verlangen nach ihm sich bewähret.

Wem unter Allen, die bei der Kreuzigung Jesu umherstanden, war der Geist des himmlischen Vaters näher, ja um so nahe, wie dem gekreuzigten Jesus, als er jene trostlosen Worte ausrief? Wem war der Geist Jesu, des himmlischen Sohnes, näher, da sein Leib im Grabe lag, als seinen Jüngern und Getreuen, die nach ihm trauerten? Niemand von Denen, die um das Kreuz standen, hatte aber auch ein solches Verlangen, eine solche Liebe zu dem himmlischen Vater, wie Jesus. Von Niemanden wurde der Tod Jesu schmerzlicher empfunden, seine Nähe und sein Leben sehnlicher zurückgewünscht, als von seinen Jüngern. Eine ewige Vereinigung belohnte dieses Sehnen und Verlangen.

XXII.

Der Oſter-Sonntag.

Die Auferſtehung Jeſu.

Mark. XVI., 1—7.

„Zu jener Zeit kauften Maria Magdalena, Maria, die Mutter Jakobs, und Salome Spezereien, damit ſie hingiengen, und Jeſum ſalbten. Sie kamen am erſten Tage der Sabbathe ſehr frühe bei Sonnen-Aufgang zum Grabe, und ſprachen unter einander: Wer wird uns den Stein vom Eingange des Grabes hinwegwälzen? Denn er war ſehr groß. Da ſie aber hinſahen, wurden ſie gewahr, daß der Stein abgewälzt war. Als ſie in das Grab hineingingen, ſahen ſie einen weißgekleideten Jüngling zur Rechten ſitzen, und ſie entſetzten ſich. Er ſprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, den Gekreuzigten, er iſt auferſtanden und iſt nicht mehr hier; ſehet den Ort, wo ſie ihn hingelegt haben! Gehet nun hin, und ſaget es ſeinen Jüngern, und dem Petrus, daß er in Galiläa vor euch hergehe; dort werdet ihr ihn ſehen, wie er euch geſagt hat.“

Er iſt auferſtanden!

Das Leben Jeſu unter den Menſchen, auf dieſer Erde war geendigt. Seine himmliſche Lehre hatte er verkündigt und auserwählten Jüngern hinterlaſſen, er war ein Muſter geworden für die Menſchheit, und das große Werk der Verſöhnung, das er unternommen, war vollbracht. Eine Reihe von Wundern und außerordentlichen Erſcheinungen, ſo wie der Inhalt jedes Augenblicks ſeines göttlichen Lebens hatten

hinlänglich bestätiget, wer er sey; und wenn sein Leben auch auf die schmählichste Weise am Kreuze sich schloß, so strahlte doch noch in den letzten Augenblicken in seinen Reden und Handlungen seine Göttlichkeit so hell und unverkennbar, daß selbst der neben ihm am Kreuze hängende Schächer an sein Reich glaubte, und ihn bat, seiner zu gedenken, wenn er dahin komme. Für diesen Schächer hatte das Erdenleben Jesu mit dem Kreuztode desselben in der That ein Ende. Er war der Erste, an welchem die unendlichen Wirkungen der vollbrachten Lehre und Versöhnung in ihrem vollen Umfange sich offenbarten. Er lebte gerade lang genug, das Wort Jesu zu hören: Es ist vollbracht! und im Hinblicke auf diese nahe Vollbringung des Versöhnungsopfers hatte Jesus kurz zuvor zu ihm gesagt: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn! Noch zu Keinem hatte Jesus ein solches Wort gesprochen, weil er das Versöhnungswerk noch nicht vollbracht hatte. Dieser Schächer am Kreuze war der Erste aus der unendlichen Anzahl, die durch Jesu Leiden begnadigt werden sollte, und gewiß war es auch eine besondere göttliche Fügung, eine überirdische Labung für den gekreuzigten Heiland, daß er mitten unter seinen Leiden, mitten unter den Qualen des schmerzlichen Opfers, das er brachte, einem mit ihm Leidenden die erste Fülle des Segens, die davon ausgieng, selbst schon verkündigen durfte. Der mit Jesus gekreuzigte reuige Schächer war der erste Erlöste. Dagegen mußte es aber ein großer Schmerz seyn für Jesus, den anderen der beiden mit ihm gekreuzigten Sünder so lasterhaft und verstockt zu sehen, daß er den unschätzbaren Augenblick der Gnade, welcher ihm zu seinem größten Heile hätte gereichen können, von sich stieß, ja aus demselben nur neues Verderben schöpfte. Auch dieser hartnäckige Sünder lebte noch, als Jesus vollbracht hatte. Da nun Alle, die auf der Schädelstätte umherstanden, und die zuvor des Heilands gespottet hatten, ausriefen: „Wahrhaftig, er ist Gottes Sohn!“ — wie mochte es ihm gewesen seyn, wenn auch Er einen solchen

Schauer in ſich empfand, und Jeſus, der Verkünder jenes tröſtlichen Wortes, nun todt neben ihm am Kreuze hieng! Wenn er aber auch in dieſem Augenblicke noch in ſeiner Unbußfertigkeit verharrte, ſo war er der Erſte, welcher der Fülle der göttlichen Gnade widerſtrebte, und noch in dem Augenblicke der vollbrachten Verſöhnung ging ſie, die doch für Alle vollbracht war, an einer Seele verloren. Aber nur die größte, finſterſte Verworfenheit ſollte das große Opfer Jeſu, ſeinen namenlos qualvollen Tod am Kreuze an ſich vereiteln. Ganz klar und herrlich ſollte die Göttlichkeit Jeſu und die hohe Beſtimmung ſeines Wandelns auf Erden die Menſchheit überſtrahlen, auf das Herrlichſte ſollte ſein Beruf beſtätiget, ſeine Worte ſollten auf das Dauerndſte bekräftiget werden. Auf die Zeit der Leiden und des Opfers ſollte eine Zeit des Glanzes und der himmliſchen Verklärung folgen.

Er iſt auferſtanden! Dieſes war das Wort, welches dem heutigen Evangelium zufolge den erſten Frauen, welche zu dem Grabe kamen, ein Engel zurief. Der Ermahnung des Engels gehorſam, gingen die frommen Frauen, als ſie dieſes gehört hatten, zurück, und ſagten es den Jüngern, und verbreiteten die freudige Nachricht. Er iſt auferſtanden! — war das Wort, welches nun ein Jünger dem andern zurief, — er iſt auferſtanden, iſt wieder unter uns, iſt wieder bei Leben!

Das Leben Jeſu, ſein Wandel auf Erden war alſo mit ſeinem Kreuztode noch nicht ganz geendigt; ſeine Ruhe im Grabe war wie ein Schlaf, von dem man wieder erwacht zu dem Leben. Aber wie das Erwachen des Menſchen an dem hellen, freundlichen Morgen gleichſam ein ganz neues Leben iſt, das er in ſich empfindet, wie man nach der Ruhe der Nacht ſich geſtärkt und ſeliger fühlt, als vorher, ſo ging Jeſus aus dem Grabe zu einem neuen Leben hervor. Sein früheres Leben war geſchloſſen; denn vollbracht war das Werk, wozu es beſtimmt geweſen. Er hatte den drückenden Staub des menſchlichen Leides an ſich getragen, hatte ſich

erniedrigt zu dem ihm fremden Ungemache des menschlichen Lebens, war gewandelt durch peinliche, kummervolle Tage. Nun brach ein neuer Tag für ihn an, ein neues Leben. Zurück blieb der Staub des Irdischen, das nur mehr wie ein sanfter Hauch ihn umwehte, zurück alles Leiden und alle Traurigkeit; in seiner Verklärung, in der ihm von jeher eigenen unverhüllten göttlichen Würde stieg er aus dem Grabe hervor. War er zuvor nieder gekommen vom Himmel zu der gefallenen, hilfebedürftigen Menschheit, so stand er jetzt auf aus der tiefsten Niedrigkeit, in die er sich den Menschen zu lieb versenkt hatte. Aus der Nacht der Leiden und des Grabes, die er auf Erden durchwandelt hatte, stieg er empor zum Tage. Sein Tag brach an; die Menschen sollten seine Verherrlichung schauen.

Es war eben auch anbrechender Tag, als Jesus aus dem Grabe auferstand. Gerade wie die Natur in Schrecken und Trauer sich hüllte, als Jesus verschied, mag sie an diesem Morgen, an dem Morgen der Auferstehung, mit ihrem sanftesten Feiergewande sich bekleidet haben. Aber auch ein erhabener Schauer durchlief sie; denn die Erde bebte. Sichtbar kam ein Engel des Himmels hernieder, und wälzte den Stein von dem Grabe. Kein Mensch war zugegen, als die von den Juden aufgestellten Wächter, und diese wurden bei dem Anblicke des schimmernden Engels von solchem Entsetzen ergriffen, daß sie wie todt zur Erde stürzten, und als sie wieder zu sich kamen, die Flucht ergriffen. Nur im Angesichte des Himmels, vor dem anbetenden Kreise der Engel feierte Jesus seine Auferstehung. Es war eine heilige Stunde. Selbst seine geliebtesten Jünger, selbst Maria waren zu dieser Feier nicht berufen. Es war eine Feier, die, obwohl sie auf Erden vor sich ging, vor dem Herzen und dem Sinne der Menschen geheim blieb. Der auferstehende Jesus war ein Anblick für den Himmel, der auferstandene stellte sich wieder dem Auge der Menschheit dar. Das Anbrechen seines Tages wurde von den Sterblichen nicht wahrgenommen, und in traurigen Gesprächen gin-

gen die frommen Frauen den einſamen Weg nach dem Grabe, nichts wiſſend von der ſchon geſchehenen Verherrlichung Jeſu, nichts bemerkend von dem Widerſcheine der göttlichen Klarheit, des göttlichen Friedens, der auf der ganzen Natur lag. Aber der angebrochene Tag entzückte gar bald auch das Auge der Menſchen; ſie empfanden die milden, wohlthuenden Strahlen, und auch ihnen war ein neuer Tag erſchienen. Engel verkündigten den zum Grabmal gekommenen Frauen den großen Tag, und öffneten ihnen die Augen, um die Pracht desſelben zu ſchauen. Ihre Seelen wurden erfüllt mit himmliſcher Freude. Aber nur die erſte Ankündigung war das Geſchäft der Engel. Der liebevolle Heiland ſelbſt rief gleich darauf die Seinigen zu ſich, auf daß ſie vollkommen mit ihm ſich ſeines Tages freuen ſollten. Maria Magdalena, die ſo ſehr in ihre Thränen und ihren Schmerz verſunken war, daß ſie die Engel kaum gewahrte, und die nur wenigſtens nach dem Anblick des göttlichen Leichnams ſich ſehnte, war die Erſte, welcher der Auferſtandene ſich offenbarte. In einer fremden Geſtalt erſchien er ihr bei dem Grabe, um ſich auf die rührendſte, lieblichſte Weiſe ihr zu nähern. Nichts Aeußerliches ſollte ſie wieder mit ihm vereinigen, nichts Irdiſches; durch den liebenden Ton ſeiner Stimme ließ er ſie einen Blick in ſein Inneres werfen. Durch den freundlichen Ruf: „Maria!“ gab er ſich ihr zu erkennen. Vor Entzücken außer ſich, ſank ſie zu ſeinen Füßen, und umfaßte ſie, und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „O mein Lehrer!“ Jeſus gab ihr auf, ſeine Auferſtehung den Brüdern, d. h. ſeinen Jüngern zu verkünden, und erſchien auf ähnliche Weiſe an demſelben Morgen auch den übrigen Frauen, und grüßte ſie, und gab ihnen denſelben Auftrag. Da mochten freilich die guten Frauen die Natur in ihrem Glanze und ihrer Verſchönerung erblicken, da mochten ſie freilich ſich freuen dieſes herrlichen, göttlichen Tages. Zwei Jüngern, die um die Zeit gegen Sonnenuntergang nach dem nahen Flecken Emmaus gingen, und auf dem Wege gleichfalls in traurigen Geſprächen über

Jesus und den Tod desselben begriffen waren, erschien er ebenfalls in fremder Gestalt, mischte sich in ihr Gespräch, und belehrte und tröstete sie, und erinnerte sie an die Aussprüche der Propheten. Als er sie auf solche Weise vorbereitet hatte, kehrte er bei ihnen zu Emmaus ein, und in einem Augenblicke, wo ihr Herz am vollsten von ihm war, that er, wie er vor seinem Tode gethan hatte, nahm das Brod, segnete es, brach es, und reichte es ihnen. An Dem, was er that, erkannten sie ihn. Auch sie eilten zurück nach Jerusalem, und brachten die Nachricht zu den Jüngern. Zu Jerusalem war Jesus während des Tages dem Petrus erschienen, und so wurde der frohe Zuruf der Jünger von Emmaus sogleich mit einem anderen erwidert. Alle waren voll Jubel und Entzücken; und wie sie denn da bei einbrechender Nacht so beisammen, und die Herzen Aller von Jesus erfüllt waren, da erschien er ihnen allen, und stand mitten unter ihnen, und sprach zu ihnen: Friede sey mit euch! Fürchtet euch nicht! Ich bin es, — Jesus, der Gekreuzigte, der Auferstandene. Dieß alles ist vorhergesagt, und nun muß es zuerst den Einwohnern Jerusalems und dann allen Völkern der Erde verkündigt werden, damit sie ihren Sinn ändern, und Vergebung der Sünden erlangen. Ihr sollt von allem diesem die Zeugen seyn!"

Was für ein Tag! O wahrlich, es war der Tag, der ewigdauernde Tag, um dessentwillen Jesus Mensch geworden, um dessentwillen er Alles gelitten, in den Tod des Kreuzes sich hingegeben hatte! Es war der Tag der Liebe und der Freude. Nicht nur den Einwohnern von Jerusalem, allen Völkern der Erde sollte nach Jesu Absicht der Anbruch dieses Tages verkündiget werden. Wie an diesem Tage es frohlockend Einer dem Andern zurief: „Er ist erstanden!" so sollte dieser Ruf ohne Aufhören von einem Ende der Welt zu dem andern erschallen. Alle Völker sollten ihren Sinn ändern, und Vergebung der Sünden erlangen. Für die ganze Welt war ein neuer Tag erschienen — der Tag der Liebe und der Freude. Sein Tag war ein Tag für Alle. Und der Auf-

erſtehungstag Jeſu war wahrhaft ſein Tag! Sein Name erfüllte alle Lippen, alle Herzen; himmliſche Liebe und Freude verbreitete er, wohin er kam; wo er geſehen wurde, jauchzten ihm ſeine Getreuen entgegen. Sie alle waren ſeine Erlöſten. Mit dem Tone der Liebe rief er ſie zu ſich, und ſie wurden gewöhnt, ſich ſeiner zu freuen, ſich ihn lebend und gegenwärtig zu denken, wenn ſie ihn auch nicht ſahen. Es war ihnen, als wären ſie ſelbſt in dem Himmel; denn alles dieſes, was heute mit ihnen vorging, konnten ſie erſt hoffen, erwarten, wenn auch ſie aus dieſem Leben hinweggegangen ſeyn würden. Dort drüben erſt, in dem anderen Leben, würden ſie den neuen, den ewigen Tag erblickt haben. Aber Jeſus erſtand vom Grabe; und ſein neues Leben, ſein neuer Tag war auch für die ganze Welt ein ſolcher.

Chriſtus iſt auferſtanden! — O wie viel lag den Jüngern und Frauen in dieſem Zuruf! Sie wußten oder doch ahnten es, wer aus dieſem Leben gegangen war, als Jeſus todt vor ihnen am Kreuze hieng. Ihr Schmerz war ohne Gleichen, und ſo auch jetzt ihre Freude. Ihr Lehrer, ihr Beiſpiel, ihr Tröſter und Heiland war aus dieſem Leben gegangen, und alles dieß war ihnen nun wieder gegeben. Maria Magdalena, als ſie an dem Grabe trauerte, ſprach: „Sie haben meinen Herrn hinweggenommen“ —, und da ſie den Heiland erkannte, rief ſie: O mein Lehrer! Und den Jüngern rief ſie zu: „Ich habe den Herrn geſehen!“ Wirklich, der Herr der Welt, der Lehrer der Welt war es, der an dieſem Tage aus dem Grabe zurückkehrte. So ſehr hatte Jeſus die Seelen ſeiner Jünger und Jüngerinnen an ſich gezogen, daß ſie ganz an ihm hiengen, ganz nach ſeinem Willen ſich richteten, mit der freudigſten Bereitwilligkeit ſeinen Geboten ſich hingaben. Von Ihm kam ihnen Alles, was ſie liebten und hochſchätzten, ihre höchſten Güter verdankten ſie ihm. Er hatte ſie ſo mit Wohlthaten überhäuft, daß ſie gleichſam ganz andere Weſen geworden waren. Und was noch mehr als dieß alles war, Jeſus hatte ſich ihnen auch

als Den zu erkennen gegeben, der da Macht hat, ewiges Leben zu verleihen, er hatte sich ihnen als ihren Herrn in der Ewigkeit verkündigt, und ihre Herzen durch die schönsten Hoffnungen beseligt. So innig sie nun aber auch an ihm hiengen, so viel Vertrauen sie ihm schenkten, waren sie doch noch nicht stark genug, um nicht durch sein Leiden und seinen Tod in ihren Hoffnungen irre zu werden, sie verstanden den Lauf des Lebens Jesu nicht. Jesus schien ihnen nun für immer verloren, da er in dem dunkeln, schauerlichen Grabe lag, und Alles mit ihm. Die Jünger auf dem Wege nach Emmaus sagten: „Wir hatten gehofft, er werde der Erlöser Israels werden, und nun ist es Alles ganz anders gekommen." Jesus selbst, da er unerkannt neben ihnen wandelte, sagte zu ihnen: „Ihr Unverständigen! Kommt es euch denn gar so schwer an, Das zu glauben, was die Propheten geweissagt haben?" Und so war es bei allen Jüngern. Selbst als sie schon die Nachricht von der Auferstehung Jesu von allen Seiten erhalten hatten, konnten sie sich noch schwer überreden, daß dem in der That so sey.

Die Gewißheit „Christus ist auferstanden," die eigene sinnliche Ueberzeugung davon, war daher für sie eine ganz unaussprechliche Freude. Seine Worte, seine Thaten waren mit ihm erstanden zu einem klareren, unvergänglichen Leben; ihr Heil war mit ihm erstanden!

Der Tag, an welchem Jesus auferstand, war ein Sonntag, d. h. der Tag nach dem Sabbathe. Die Auferstehung Jesu machte diesen Tag zum Sabbath, d. h. zu dem dem Herrn geweihten Tage. Dem Beispiele der Anhänger Jesu folgend, feiern wir den heutigen Tag, und jeden Sonntag, als Tag des Herrn, als Sabbath. Möge es nie wieder Nacht werden über uns, die wir das Licht des Herrn gesehen haben!

XXIII.

Der erste Sonntag nach Ostern.

Der Unglaube des Thomas.

Joh. XX. 19—31.

Acht Tage nach der Auferstehung Jesu waren verflossen, und noch war die Freude seiner Jünger und Jüngerinnen eben so groß und stark wie am ersten Tage. Acht Tage konnten an dieser Freude, an diesem Gefühle nicht das Mindeste ändern, und es ist schon dieß ein Zeichen der Innigkeit und Heiligkeit jener Empfindung. Aber mehr als ein Jahrtausend ist nun seit jenem Tage vorüber, und noch sind fromme christliche Seelen, besonders um Ostern, von derselben innigen Empfindung, von derselben unermeßlichen Freude über die Auferstehung Jesu erfüllt. Jesus deutete darauf hin, als er nach acht Tagen wieder, wie am ersten Tage, seinen versammelten Jüngern sich zeigte. Das heutige Evangelium erzählt dieses in folgender Weise:

„In der Zeit, als es an demselbigen Tage, dem ersten nach dem Sabbathe, Abend geworden, und die Thüren, wo die Jünger sich aus Furcht vor den Juden versammelt hatten, verschlossen waren, kam Jesus, stand mitten unter sie, und sprach zu ihnen: Friede sey mit euch! Nachdem er das gesagt hatte, zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen. Er sagte also nochmal zu ihnen: Der Friede sey mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch auch. Da er dieses gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen:

Nehmet hin den heiligen Geiſt. Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen ſind ſie vergeben; und welchen ihr ſie behalten werdet, denen ſind ſie behalten. Thomas aber, Einer aus den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jeſus kam. Daher ſprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn geſehen. Er aber ſprach zu ihnen: Wenn ich nicht die Male der Nägel in ſeinen Händen ſehe, meinen Finger in die Wunden der Nägel, und meine Hände in ſeine Seite lege; ſo glaube ich es nicht. Nach acht Tagen waren ſeine Jünger abermal darin beiſammen, und Thomas war auch dabei. Da kam Jeſus bei verſchloſſenen Thüren, ſtand mitten unter ſie, und ſprach: Friede ſey mit euch! Danach ſagte er zu Thomas: Reiche deinen Finger her, und ſieh' meine Hände; reiche deine Hand her, und lege ſie in meine Seite; und ſey nicht ungläubig, ſondern gläubig. Thomas antwortete und ſprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jeſus ſagte zu ihm: Weil du mich geſehen haſt, Thomas, haſt du geglaubt; ſelig ſind, die nicht geſehen haben, und doch glauben. Es hat zwar Jeſus noch viele andere Zeichen vor den Augen ſeiner Jünger gethan, welche in dieſem Buche nicht geſchrieben ſind. Dieſe aber ſind geſchrieben, damit ihr glaubet, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes ſey, und daß ihr durch den Glauben das Leben in ſeinem Namen habet."

Wie die anderen Jünger auf die Erzählung der frommen Frauen hin die Auferſtehung Jeſu nicht glauben wollten, bis ſie den Auferſtandenen ſelbſt geſehen hatten, ſo ging es auch bei Thomas, welcher am Längſten von dieſer eigenen Ueberzeugung entfernt blieb. Die übrigen Jünger, ſo lange ſie Jeſus nicht ſelbſt ſahen, konnten indeſſen leichter und mit mehr Grund Dem, was ſie hörten, einen Zweifel entgegenſetzen. Die frommen Frauen hatten Jeſus ſelbſt nicht geſehen, ſondern hatten nur ſeinen Leichnam nicht gefunden, und wollten ſeine Auferſtehung aus dem Munde eines Engels vernommen haben; Maria Magdalena war ganz allein geweſen, als ihr

der Herr erſchien; kurz, alle Zeugniſſe von der Auferſtehung Jeſu waren noch von der Art geweſen, daß ein Irrthum dabei noch eher denkbar blieb. Allein mit jedem neuen Zeugniſſe, das zu den vorigen hinzukam, wuchs die Glaubwürdigkeit derſelben und die Unwahrſcheinlichkeit eines Irrthumes, und nun, da alle Jünger wie aus Einem Munde die Erſcheinung des Auferſtandenen beſtätigten, und Thomas allein noch ungläubig und zweifelnd unter ihnen ſtand, — was konnte er gegen dieſes allgemeine, jeden Irrthum faſt unmöglich machende Zeugniß ſagen? Gleich allen Jüngern hätte er ſo gerne die Auferſtehung Jeſu jetzt für unumſtößlich wahr gehalten, die Ueberzeugung davon hätte auch ihn unausſprechlich glücklich gemacht, er hätte ſo gerne dem allgemeinen Glauben an den auferſtandenen Jeſus ſich angeſchloſſen. Dennoch wollte auch er nicht glauben, ehe er ſelbſt geſehen hatte. Er konnte das Zeugniß aller Jünger nicht als zweifelhaft bezeichnen; er mußte zugeſtehen, daß er in allen anderen Dingen ein vollgiltigeres Zeugniß gar nicht zu verlangen vermöge; er war daher genöthiget, es mit den nachdrücklichſten Worten auszuſprechen, daß er in dieſer Sache auch dem vollgiltigſten Zeugniſſe keinen Glauben ſchenken, ſondern lediglich nur ſeinen eignen Sinnen trauen wolle. So gern Thomas an dieſes freudenvolle Ereigniß geglaubt hätte, und ſo ſchnell die menſchliche Natur im Glauben iſt, wenn es ſich um etwas Freudiges handelt, ſo iſt doch auch dieſer hartnäckige Unglaube des Thomas, wie er ſich hier darſtellte, ein ſehr natürlicher, und gibt Stoff zu einer wichtigen Betrachtung. Thomas hatte nämlich die Thatſache der Auferſtehung als ſolche in ihrem ächten Lichte vor Augen. Er wollte ſagen: „Wie unausſprechlich freut es mich, wenn dem wirklich ſo iſt, wie ihr da erzählt habt! Allein eben daher rührt dieſe unausſprechliche Freude, weil dieſe Sache für uns von der größten Wichtigkeit iſt. Alles, Alles hängt mir ja von dieſer Sache ab. Wenn ich daher dieſes glaube, ſo glaube ich Alles, wonach mein Herz verlangt. In der Auferſtehung Jeſu liegt mein Glaube.

Darum kann ich aber auch hierin Niemanden, ohne Ausnahme Niemanden trauen; ich muß mich ſelbſt davon überzeugen, ich muß alle nur immer mögliche Gewißheit davon haben. Wenn ich nicht die Male der Nägel in ſeinen Händen ſehe, meinen Finger in die Wunden der Nägel, und meine Hände in ſeine Seite lege, ſo glaube ich es nicht." Dieſe Worte des Thomas drücken indeſſen ſeine wahre Geſinnung doch nicht ganz aus. In ſolchen Sachen giebt es noch ein höheres Zeugniß, als das der Sinne. Thomas nennt das letztere nur deßwegen die unerläßliche Bedingung ſeines Glaubens, weil er jenes höhere nicht erwarten zu dürfen glaubte. Er wollte Gewißheit über die Auferſtehung Jeſu, und hiezu, ſagte er, genüge ihm nicht der Anblick Jeſu; nicht einmal ſeinen eigenen Augen traue er hierin, weil auch dieſe ſich täuſchen könnten, er müſſe fühlen, er müſſe gleichſam mit der Hand die Wahrheit greifen. Er wollte alſo mit dieſem Letzteren nichts anderes, als die Gewißheit, daß Jeſus vor ihm ſtehe. Er ahnte nicht, daß Jeſus, ſo oft er nach ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern erſchien, das alleruntrüglichſte Zeichen ſeiner Weſenheit an ſich trage, indem er ſich ihnen nicht blos äußerlich, ſondern auch innerlich offenbarte. Was ihm auch die Jünger hievon erzählt haben mochten, eine ſolche innerliche Offenbarung mußte gefühlt werden, ſie ließ ſich nicht erzählen. Thomas traute darum auch hierin den Worten der Jünger nicht. Die Weiſe, auf welche Jeſus den übrigen Jüngern ſich zeigte, würde ungeachtet dieſer ſeiner Worte ohne allen Zweifel auch dem Thomas genügt haben. Ein Wort aus dem Munde Jeſu, ſein Brodbrechen u. dgl. würde auch ihm ſicher die Auferſtehung des Heilands auf das Vollkommenſte, viel herrlicher als das bloße Zeugniß der Sinne, beſtätiget haben. Jeſus erſchien darum dem Thomas acht Tage nach der Auferſtehung zuvörderſt ganz auf dieſelbe Weiſe, wie zuvor den übrigen Jüngern. Er ſtand wieder auf Einmal mitten in dem verſammelten Kreiſe, und ſprach: Friede ſey mit euch! In dieſem

Augenblicke werden alle Zweifel des Thomas dahingeſchwunden ſeyn, wie acht Tage zuvor die der übrigen Jünger ſchwanden. Er wird geglaubt haben, und mit unausſprechlicher Freude erfüllt worden ſeyn. Schon die Stimme des Heilands wird ihn überzeugt haben, wie ſie Magdalenen überzeugte. Denn in jedem Laute, der aus dem verklärten Munde Jeſu kam lag ſein Innerſtes. Der himmliſche Gruß Jeſu „Friede ſey mit euch!“ ging unzweifelhaft in demſelben Augenblicke an allen Jüngern in Erfüllung, und zwar in dem vollſten Maaße. Dieſer Gruß des auferſtandenen Jeſus an ſeine nun wieder mit ihm vereinigten Jünger iſt höchſt merkwürdig. Auf ſolche Weiſe war Jeſus vor ſeiner Auferſtehung niemals unter ſeine Jünger getreten, wie jetzt. Jetzt war das erſte Wort, womit die Engel in der Nacht der Geburt des Heilands die Welt begrüßt hatten, auf das Herrlichſte erfüllt worden: Ehre ſey Gott in der Höhe! Die höchſte Verherrlichung Gottes lag in der Auferſtehung Jeſu. Zugleich damit ſollte auch das zweite Wort der Engel, und zwar nicht minder herrlich, erfüllt werden: Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind! Seinen Vater im Himmel verherrlichte der auferſtehende Jeſus, den Menſchen auf Erden trat er überall mit der Palme des Friedens entgegen. Thomas und alle Jünger fühlten dieß in dem Tiefſten ihres Herzens. Aber ſie ſollten nicht blos die Wirkungen ſeiner jetzigen Erſcheinung in ſich wahrnehmen, ſie ſollten auch mächtig erinnert werden an alles Vorausgegangene, auch ihren Sinnen ſollte er ganz als Derſelbe erſcheinen, der da am Kreuze ſich geopfert hatte. Darum zeigte Jeſus den Jüngern ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen nach der Auferſtehung ſeine Hände und ſeine Seite, darum erfüllte er auch jetzt den Wunſch des Thomas, und ließ denſelben ſeinen Finger in die durchbohrte Hand, ſeine Hände in die verwundete Seite legen. Für Thomas hatte dieß noch eine ganz beſondere Bedeutung. Er ſollte den Werth und die Größe der ihm und allen Jüngern durch den Gruß Jeſu zu Theil gewordenen innerlichen Offenbarung deſto

mehr empfinden, ſollte der Vorzug denſelben vor jeder äußerlichen Offenbarung ganz kennen lernen, da er dieſen innerlichen Troſt, dieſen innerlichen Frieden ſchon im Voraus empfunden, den Heiland ſchon aus ſeinen Worten vollkommen erkannt hatte. Gewiß nicht erſt die Wirkung dieſes Fühlens war es, daß Thomas voll Entzücken ausrief: „Mein Herr und Gott!“

Wie Magdalena gerufen hatte, rief auch er. Wie niemals vor der Auferſtehung, wurde jetzt Jeſus von ſeinen Jüngern und Jüngerinnen angerufen. Nur ſelten und vor Wenigen ſeiner Jünger verklärte vor der Auferſtehung ſich Jeſus, daß ſie ihn inniger empfanden. Jetzt war er beſtändig verklärt vor allen ſeinen Jüngern, ſo daß ſie ganz von ihm durchdrungen waren. Sein Tag hatte ſich ausgegoſſen über ihn. Immer und überall ſprachen ſie es aus, daß ſie ihr Höchſtes, ihr Alles in ihm erkannten.

Ihr Herr und Gott war Jeſus, der Auferſtandene. Nur nach empfinden kann man, was dieſe verſammelten Jünger damals empfanden. Schon ſo manchen ſeligen Augenblick hatten ſie vor der Auferſtehung in dem Umgange mit Jeſus, ihrem vielgeliebten Lehrer, genoſſen; die Seligkeit jener Zeiten kehrte jetzt, nachdem die Traurigkeit zerſtreut worden war, wieder in ihre Bruſt zurück, aber in einem viel erhöhteren Maaße. Petrus, welcher ſchon vor dem Leiden und der Auferſtehung Jeſu zu ihm gerufen hatte: Gehe hinweg von mir, da ich ein ſündiger Menſch bin! — und auf dem Berge Tabor: Hier iſt es gut ſeyn! — was muß er jetzt empfunden haben! Jetzt war ihnen auf Einmal Alles klar geworden, was Jeſus vor ſeinem Tode gethan und geſprochen hatte. Jetzt erkannten ſie in allem dieſem das Göttliche. Ihr Herz war übervoll von Seligkeit.

Da war es, als nun Jeſus ſie einen Blick thun ließ in eine Zukunft voll allgemeiner Seligkeit, voll Friedens, der durch ihn dem menſchlichen Geſchlecht beſtimmt war. Er ſprach zu Thomas: Weil du mich geſehen haſt, Thomas,

haſt du geglaubt; ſelig ſind, die nicht geſehen haben, und dennoch glauben!

Dieſer Ausſpruch Jeſu mußte die Jünger an die erſten Worte erinnern, die ſie aus dem Munde des Heilands vernommen hatten. In ſeiner erſten Predigt auf dem Berge hatte er damit begonnen, Seligkeit zu verkündigen. „Selig ſind die Armen im Geiſte, rief er damals, denn ihrer iſt das Himmelreich! Selig ſind die Trauernden, denn ſie werden getröſtet werden! Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen! Selig ſind, die nach Gerechtigkeit hungern und dürſten; denn ſie ſollen geſättiget werden! Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden auch Barmherzigkeit erlangen! Selig ſind, die ein reines Herz haben; denn ſie werden Gott ſchauen! Selig ſind die Friedfertigen; denn ſie werden Kinder Gottes genannt werden! Selig ſind die, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer iſt das Himmelreich!

Die Jünger Jeſu waren die Erſten, welchen die von ihm verkündigte Seligkeit auf das Reichlichſte zu Theil geworden. Sie hatten Alles verlaſſen um Chriſti willen, und ſelbſt ihre ganze Seele, ihren Geiſt an Chriſtus hingegeben, ſo daß ſie ſich nichts dünkten ohne ihn; aber in ihm fanden ſie jetzt das Höchſte, deſſen der Menſch nur immer fähig iſt, ein Himmelreich. Nach ſeinem Beiſpiele hatten ſie ſich gerichtet, und mit Liebe und Sanftmuth ihr Herz erfüllt, ſo daß ſie die Verachtung und Schmach mit Jeſus trugen, und ſich fern hielten von dem Streiten und Ringen der Menſchen um irdiſche Güter; dennoch waren ſie es, welche jetzt das höchſte Glück der Erde genoſſen, welchen die Natur ihren heiligſten Schmuck enthüllte, welchen ein ewiger Tag angebrochen war. Wer hatte wie ſie getrauert, wer war aber auch getröſtet wie ſie? Sie hatten Hunger und Durſt gefühlt nach der Gerechtigkeit, hatten nach nichts als nach dem Göttlichen geſchmachtet, und wurden jetzt geſättiget mit Allem, wonach ſie verlangt hatten, ſo daß ſie ihre innigſten Wünſche befriedigt

fühlten. Sie hatten Barmherzigkeit geübt, indem sie, ausgesendet von dem Heiland, nach seinem Gebote den Frieden in alle Wohnungen brachten, und jetzt erfreuten sie sich des höchsten Friedens. Sie hatten ihr Herz gereinigt, darum schauten sie jetzt Gott an, der sie als seine Kinder zu sich aufnahm, weil sie nach seinem Frieden gestrebt hatten. Zum Theil hatten sie schon Verfolgung um Jesu willen ausgestanden, und noch viel größere standen ihnen schon so nahe, daß sie dieselben im Geiste vorausſehen konnten; aber nichts hatte mehr eine Gewalt über sie; denn sie trugen das Himmelreich in ihrem Innern.

Der Augenblick, in welchem sie den auferstandenen Jesus erblickten, war also derjenige, in welchem die von Jesus für seine Anhänger vorhergesagte Seligkeit an ihnen in Erfüllung ging. Thomas und alle Jünger waren in diesem Augenblicke voll Seligkeit. In diesem Augenblicke hatten jene Worte Jesu, die er zu Thomas sagte, einen tiefen Sinn. Die Jünger sahen Jesus vor und nach seiner Auferstehung. Sie glaubten an den Auferstandenen, weil sie ihn wieder erkannten. Und dieser Glaube war ihre Seligkeit. Jesus machte sie jetzt aufmerksam darauf, daß auch Zeiten kommen sollten, wo Niemand von Denen, die da auf Erden leben würden, ihn gesehen hätte, und wo dennoch Millionen Stimmen mit den Worten des Thomas zu ihm rufen würden: Mein Herr und mein Gott! — wo Millionen Seelen an ihn glauben würden. Diese Menschen — gab er ihnen zu verstehen — könnten nicht glauben aus der Wahrnehmung ihrer Sinne, auch diesen Menschen werde der Glaube an den Auferstandenen etwas höchst Wichtiges, ja das Allerwichtigste seyn, so daß selbst das Zeugniß aller Zeiten allein sie nicht zum Glauben vermögen würde; der Glaube dieser Menschen werde also auf einer innerlichen Offenbarung beruhen, die wegen ihrer Fülle und Stärke aller Beihilfe der Sinne entbehren könne.

XXIV.

Der zweite Sonntag nach Oſtern.

Der gute Hirt.

Joh. X., 11—16.

Die Menſchen aller künftigen Zeiten, in welchen ich nicht mehr auf Erden wandle, — ſagt Jeſus in ſeinem Ausſpruche an den Thomas und die übrigen Apoſtel voraus — werden dieſelbe, und ſogar noch eine größere Seligkeit genießen, als ihr in dieſem Augenblicke; denn ſie werden nicht ſagen müſſen: Wenn ich nicht die Male der Nägel in ſeinen Händen ſehe, meinen Finger in die Wunden der Nägel, und meine Hände in ſeine Seite lege, ſo glaube ich es nicht. Sie werden glauben, ohne mich geſehen zu haben; denn ſie werden mich auf geiſtige Weiſe wahrnehmen immer und überall, in und außer ſich, im Himmel und auf Erden, werden meinen Vaterruf vernehmen, — ihren Troſt, ihre Sättigung und ihre Hilfe in mir finden. Aus ihrer Seligkeit werden ſie ihren Glauben ſchöpfen.

Wie in jenem Augenblicke ſchon das erſte Wort Jeſu auf dem Berge an den Apoſteln, ſo iſt dieſe neue Vorherſagung Jeſu an uns in Erfüllung gegangen. Wir haben Ihn nicht geſehen, und glauben dennoch an ihn, weil wir ihn in der Seligkeit unſeres Herzens empfinden. Wir haben das Leben in ſeinem Namen. Wir ſind Chriſten. Zu jedem Kinde, das jetzt unter uns geboren wird, tritt Chriſtus, und ruft ihm zu: Der Friede ſey mit dir. Und dieſer Friede iſt mit uns, und verbreitet ſich auf unſer ganzes Leben. Denn kaum daß

unser Bewußtseyn sich entwickelt, geht auch ein Licht, ein himmlischer Tag über unserem Leben auf. Unser erster Blick fällt, so zu sagen, auf Christus. Unser erstes Gefühl ist das seiner Nähe. Unser erster Tag ist ein Tag des Herrn. Denn der Beginn unseres Lebens ist der Beginn eines christlichen Lebens. An dem ersten Tage spricht Christus über uns die Weihe, auf daß alle Nacht der Sünde und des Elends sich von uns entferne, und nur das Licht des Herrn uns umgebe. Dieses Licht ist ein unendliches. Wie die Kindheit nur der Anbruch unsers Lebens ist, so ist sie auch nur der Anbruch dieses unendlichen Tages. Mit jedem Schritte weiter in das Leben steigt dieser Tag voller, herrlicher empor. Zu dem Gefühle kömmt der Gedanke, und bestrahlt einer Sonne gleich alle Keime, die in unserm Innern liegen. Immer näher unserm Auge rückt das Göttliche. Wir erkennen es immer deutlicher, haben immer mehr Freude an ihm. Erwärmt wird unser Herz, wie unser Auge erleuchtet ist; denn Alles, Alles in und um uns her zerfließt in Einen Strahl — des Himmels. Von diesem Strahl beseligt, kniet der Firmling am Altare, und wie in dem heiligen Sakramente der Taufe Christus ihn an sich schloß, schließt nun auch er auf das Innigste sich an Christus. Nur in Christus lebt er, als Christ. Das Höchste, wonach er streben mag, — Alles, was er nur zu denken fähig ist, findet er ja in dem Christenthume. Christus ist ihm das Eine; aber in diesem Einen liegt Alles. Der Gedanke: ich bin ein Christ — ist Eins mit dem Gedanken: ich lebe. So lange dieser vor der Seele steht, auch jener. Und so oft in der Folge der Christ, für die Innigkeit seiner Vereinigung mit Christus fürchtend, in dem heiligen Sakramente der Buße von Neuem an Ihn sich anschließt, wird dieses Anschließen von Christus in dem heiligen Sakramente des Altars durch die innigste Vereinigung erwidert. Christus ist auferstanden; denn er lebt in jedem Christen. — —

Das Leben der Christen soll so beschaffen seyn, wie das

der Apoſtel und Jünger Jeſu nach ſeiner Auferſtehung. Wir theilen mit ihnen diejenigen Gefühle und Gedanken, welche von da an ihre ganze Seele einnahmen, — den Glauben an den Auferſtandenen, die Hoffnung in ihm, die Liebe zu ihm. Werfen wir mit ihnen einen Rückblick auf ſo manches Wort Jeſu vor ſeinem Leiden, das vor ſeiner Auferſtehung noch nicht ſo verſtanden und empfunden wurde, das aber nachher klar und in ſeiner ganzen Wichtigkeit vor jeder Seele ſtand!

Nicht nur der Glaube und die Hoffnung auf Jeſus, auch die Liebe zu ihm ward durch ſeine Auferſtehung in ſeinen Apoſteln und Jüngern erſt ganz vollendet. Denn nun erſt ſahen ſie es ganz ein, empfanden ſie es ganz, was er ihnen vorher geſagt hatte. Er hatte ſein Leben freiwillig auf die ſchmerzlichſte Weiſe für ſie gelaſſen.

„In der Zeit ſprach Jeſus zu den Phariſäern: Ich bin ein guter Hirt; ein guter Hirt gibt ſein Leben für ſeine Schaafe. Ein Miethling aber, und der kein Hirt iſt, dem die Schaafe nicht eigenthümlich zugehören, der verläßt die Schaafe, und flieht davon, wenn er einen Wolf kommen ſieht; da ergreift und zerſtreut der Wolf die Schaafe. Darum aber flieht der Miethling, weil er ein Miethling iſt, und die Schaafe ihn nicht angehen. Ich bin ein guter Hirt, ich kenne meine Schaafe, und meine Schaafe kennen mich. Wie mich der Vater kennet, ſo kenne auch ich den Vater, und gebe mein Leben für meine Schaafe. Ich habe noch andere Schaafe, welche nicht aus dieſem Schaafſtalle ſind; dieſe muß ich auch herführen; ſie werden meine Stimme hören, und es wird Eine Heerde und Ein Hirt ſeyn.“

Seine Liebe bis in den Tod hatte Jeſus in dieſem Gleichniſſe vorher verkündigt. Die Menſchen, zu denen er redete, und vor Allem ſeine Jünger, ſollten das Verhältniß daraus lernen, in welches er ſie zu ſich ſetzen wollte. Sie ſollten ihn als ihren Führer betrachten, und ihm nachfolgen, und zwar mit unbedingtem Vertrauen, weil er eher das Leben dahin gebe, als daß er ſie verlaſſe. Ihre Nahrung und die

Befriedigung aller ihrer sonstigen Bedürfnisse sollten sie von ihm erwarten, weil er deßwegen bei ihnen sey, um sie zu nähren und für sie zu sorgen. Und eben so sollten sie auch ihren höchsten Schützer in ihm erblicken, weil er sogar mit seinem Leben sie vertheidige. Andererseits sollten sie einsehen, wie schwach und wehrlos sie für sich selbst seyen, wie sie für sich allein den rechten Weg nicht zu gehen wüßten, und nicht im Stande seyen, selbst für ihr Wohl zu sorgen.

Jesus machte schon in diesem Gleichnisse die Ausdehnung auf alle Menschen, auch die der kommenden Zeiten. Alle sollten in ein solches Verhältniß zu ihm treten. Ja, vorzüglich in dieser Hinsicht bezeichnet Jesus sich als einen Hirten, weil eine ganze Heerde um ihn versammelt ist. Er bezeichnet sich insbesondere als einen Hirten, welcher seine Schaafe erst zu sich ruft. So hatte er vor seinem Leiden seine Apostel und Jünger, und andere Gläubige um sich gesammelt, und nach der Auferstehung stand er wieder mitten unter ihnen. Selbst am Kreuze, unter den bittersten Leiden, war er darauf bedacht gewesen, ein verlorenes Glied seiner Heerde mit derselben zu vereinigen. Immer von Neuem ertönt seine Stimme, und ruft den Schaafen.

Vor Allem bei dem Gruße Jesu: „Friede sey mit euch!“ mag er den Aposteln und Jüngern jetzt als ein solcher guter Hirt, wie er sich selbst nannte, erschienen seyn; denn auch dieses Gleichniß stellt ein Bild des Friedens auf. Er hatte für die Ruhe seiner Heerde gesorgt, indem er jedes Schreckniß, jeden Feind derselben, wenn auch im Kampf bis zum Tode, besiegte, jedes Hinderniß, zu ihm zu gelangen, entfernte. Um den theuersten Preis hatte er die Möglichkeit eines so recht innigen Verhältnisses zwischen ihm und den Seinigen erkauft. Und dieß alles sollte die Liebe, das Vertrauen nicht vermehrt haben?

Er war ihren Augen entschwunden gewesen, er schien gewaltsam hinweggerissen von ihnen, und dennoch war er, wie sie jetzt einsahen, auch in jenen Augenblicken lediglich

mit ihrem Wohle beſchäftigt, war ihnen immer nahe geweſen. Sie konnten ihn daher nie mehr fern von ſich glauben.

Er nannte die Schaafe ſeine Schaafe. Wieder das innigſte Verhältniß! Auch ein fremder Hirt kann die Schaafe, die er hütet, lieben, weil er ſo oft um ſie iſt; aber in den Tod wird er doch nicht für ſie gehen, weil es nicht ſeine Schaafe ſind. Jeſus nennt auch die noch nicht zu ſeiner Heerde verſammelten, die erſt herbeizurufenden Schaafe, ſein Eigenthum, und hatte ſie ſchon vor ſeinem Leiden ſo genannt. Jetzt mußten den ſich daran erinnernden Jüngern und Apoſteln die Augen aufgehen. Sie ſelbſt hatten ihm angehört, bevor er ſie zu ſich rief, und die ganze Welt, ihm angehörend, ſollte ſo, von Jeſus gerufen, noch um ihn verſammelt werden. Denſelben Blick ließ Jeſus, der Auferſtandene, ſie in die Zukunft thun, welchen wir ſchon auf eine ſo große Vergangenheit zurückwerfen können. Was ſie im Geiſte ſahen, ſehen wir ſchon großentheils verwirklicht. Noch derſelbe Hirt iſt Jeſus, in Mitten ſeiner Schaafe; aber unzähligemal iſt ſeine Heerde vergrößert. Dennoch kennt ihn jedes ſeiner Schaafe, und für jedes hat er ſein Leben hingegeben. Aber ein ähnlicher Blick wie den Apoſteln iſt auch uns wieder geöffnet. Auch wir überſchauen noch bei weitem nicht die ganze Heerde. — Jeſus eröffnete den Apoſteln ferner auch darum einen Blick in die Zukunft, weil ſie ihm ſogar in ſeinem Hirtenamte nachfolgen ſollten. Sie ſelbſt ſollten gute Hirten werden, die ihr Leben für ihre Schaafe laſſen. Wie mußte dieſe Ausſicht ſie erfreuen, und ihre Seele höher heben! Mit ihrer vermehrten, geläuterten Liebe zu Jeſus ſchlug die Liebe zu den Brüdern in ihrem Herzen ſtärkere Wurzeln. Sie waren beſtimmt, den Ruf Jeſu zu verkünden.

Und jetzt noch iſt dieſe Beſtimmung in den chriſtlichen Verſammlungen aufrecht. Solchen Berufenen iſt Jeſus zugleich das Vorbild eines guten Hirten. Sie ſollen keine Miethlinge ſeyn, ſondern die Heerde Chriſti als die ihre betrachten.

Jesus versammelt auch einst seine ganze Heerde zu sich in den Himmel. Er ist ein Hirt, der seine Schaafe zusammenruft, um sie in die Heimath zu führen. Er geleitet sie in sein Reich. Wehe Denen, die alles Rufens, aller Liebe des Hirten ungeachtet zurück bleiben!

In solcher Weise mußte den Aposteln und Jüngern Dasjenige, was Jesus von sich als einem guten Hirten sagte, nach seiner Auferstehung klar werden. Sie konnten nicht zweifeln, daß Jesus von dem ersten Augenblicke an sie geführt habe, und daß sie durch seine absichtliche Leitung bis zu dem Punkte gekommen seyen, auf welchem sie sich jetzt befanden. Sie wußten jetzt, daß Jesus um ihres Wohles willen sie so geführt habe. Sie erkannten, daß Er ihnen den Weg gebahnt habe. Sie wußten auch, daß eben dadurch gleich ihnen alle Zeiten und alle Völker der Erde des Heils theilhaftig werden sollten.

Da mußte ihnen freilich das ganze Leben Jesu —, Alles, was sie von ihm gesehen und gehört hatten, in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Er war von Anfang an der gute Hirt der Menschen gewesen, war es jetzt, wollte es bleiben für immer. Zuerst hatte er zu ihnen gesprochen: Folget mir nach! — dann hatte er sie hinweggeführet von allem Irdischen, sie immer mehr an sich gezogen und allmählig von den kleinsten Beweisen seiner Macht bis zu der herrlichsten Offenbarung seiner Göttlichkeit, von dem ersten guten Gedanken bis zu dem Anblicke und der Seligkeit des Himmels emporgetragen. Alles hatte so geschehen müssen, wenn sie zum Ziele kommen sollten. Er hatte sie mit den wahren, mit den größten Wohlthaten, die in allen Lagen und unter allen Verhältnissen ihre Kraft bewährten, bekannt gemacht, und sie ihnen zu eigen gegeben. Er hatte sie hinweggeschwungen über alle Zweifel und irrigen Begriffe, sie augenscheinlich bei jeder Gelegenheit vorbereitet für diesen Augenblick.

Und so ist es jetzt noch mit allen Menschen. Den-

ſelben Weg werden ſie geführt, mit demſelben Segen begnadigt, denſelben Schutz erfahren ſie.

Hiebei ſollen wir den Apoſteln und Jüngern nachahmen, die dem Heiland ſo gern und willig folgten. Als ein noch höheres Vorbild in dieſer Nachfolge ſelbſt ſtellt aber Jeſus ſein eignes Leben auf. Ich kenne meine Schaafe, und meine Schaafe kennen mich, — ſagt er; und dann: Wie mich der Vater kennet, kenne auch ich den Vater. Durch die unmittelbare Verbindung dieſer beiden Sätze will uns Jeſus belehren, daß er während ſeines Wandelns auf Erden in demſelben oder doch einem ſehr ähnlichen Verhältniſſe zu ſeinem Vater im Himmel ſtehe, wie wir zu ihm ſelbſt ſtehen. Ja, bei vielen Gelegenheiten gebrauchte er ſogar dasſelbe Bild hier wie dort, da er ſich auch ein Lamm nannte, und ſein Vorläufer Johannes rief, als Jeſus zum Erſtenmale unter dem Volke erſchien, laut aus: Sehet das Lamm Gottes! Auch Er hatte alſo einen Führer, dem er auf das Willigſte ſich dahingab, auch Er empfieng jede Gabe aus einer väterlich ſorgenden Hand, auch Er ſtand unter einem immer nahen Schutze. Jeſus erzählte ſonach nicht blos das Gleichniß von dem guten Hirten und ſeinen Schaafen, ſondern er zeigte es auch zugleich in einem klaren, reinen Spiegel. Der letzte Zug dieſes Bildes war vollendet mit ſeinem Tode am Kreuze, und auch in dieſer Hinſicht konnte er rufen: Es iſt vollbracht. Das erſte Wort, welches Jeſus in Beziehung auf ſich öffentlich zu ſeinen Eltern ſprach, war: Wußtet Ihr denn nicht, daß ich in dem Hauſe meines Vaters ſeyn muß? Wie innig, wie liebend ſind ſchon dieſe erſten Worte! Sein erſter Gang iſt der in das Haus ſeines Vaters, und er ſtellt dieß ſo natürlich dar, daß er fragt, wie man ihn wo anders habe ſuchen können. Hernach ließ er ſich taufen. Er bedurfte der Taufe nicht zur Vergebung der Sünden; denn er war ohne Mackel. Aber er wollte auch das Zeichen der Vereinigung mit dem Vater an ſich tragen. Er wollte, — und dieß iſt ein beſonders rührender Gedanke — in dieſem Sinne mit uns zu Eine

Heerde gehören. Darum nennt er die Menschen seine Brüder. Mit einem Aufblick zum Himmel und mit einem segnenden Zeichen wirkte er alle seine Wunder. Nur einen Gesandten nannte er sich; nur die Macht seines Vaters nannte er die Kraft, die er überall bewährte. Dem Vater dankte er nach jeder seiner Thaten, daß er ihn erhört habe. Dem Willen des Vaters unterwirft er sich bei bevorstehendem Leiden, da er sagt: Vater, wenn es dein Wille ist, so nimm diesen Kelch hinweg von mir; doch geschehe nicht mein Wille, sondern der deine. Zu seinen Jüngern sprach er: Sollte ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater darreicht? Am Kreuze sehnte er sich nach seinem Vater, und rief nach ihm. Ihm empfahl er seinen Geist, und erkannte ihn dadurch als Schützer. Aber vor Allem verdiente er sich den Namen eines Lammes durch seine Geduld. Liebe und Vertrauen geben immer Geduld, weil sie zur rechten Erkenntniß führen.

Endlich noch ein Umstand ist erwägenswerth. Hirten waren die Ersten, welchen die freudige Nachricht von der Geburt des Heilands mitgetheilt wurde. Sie waren die empfänglichsten dafür, weil ihnen das schönste Bild, das Jesus von seiner Absicht und seinem Berufe zu geben vermochte, am nächsten lag. Sie eilten sogleich zu dem neugebornen Kinde, und warfen sich vor demselben nieder. Mitten unter ihnen gleichsam ward Jesus geboren worden. Denn die Höhle, in welcher sie ihn trafen, war schon oft von ihnen zum nächtlichen Aufenthalt gewählt worden. Es war dem Heilande nicht um Schmuck und Glanz, sondern nur darum zu thun gewesen, den Seinigen recht nahe zu stehen. Gerade so, wie es bei einem Hirten ist, welcher seine Schaafe um sich sammelt, und sich unter sie setzt, und nach nichts trachtet, als sie um sich zu erhalten.

XXV.

Der dritte Sonntag nach Oſtern.

Jeſus, der beſte Führer.

Joh. XVI., 16—22.

Nachdem wir im vorigen Evangelium Jeſus im Allgemeinen als einen guten Hirten, wie er ſich ſelbſt nannte, betrachtet haben, iſt es nützlich, ihn nun auch in jeder der drei Eigenſchaften, die er als Kennzeichen eines guten Hirten angab, in Kurzem beſonders zu betrachten.

Er iſt der beſte Führer.

Ueber dieſe Eigenſchaft insbeſondere hatte Jeſus mit folgenden Worten einſt zu ſeinen Apoſteln geſprochen, wie das heutige Evangelium ſie berichtet:

„In der Zeit ſprach Jeſus zu ſeinen Jüngern: Ueber eine kleine Zeit werdet ihr mich nicht ſehen, und abermal über eine kleine Zeit werdet ihr mich wieder ſehen; denn ich gehe zum Vater. Da ſprachen Etliche von ſeinen Jüngern unter einander: Was iſt Das, was er zu uns ſagt — über eine kleine Zeit werdet ihr mich nicht ſehen, und abermal über eine kleine Zeit werdet ihr mich ſehen; denn ich gehe zum Vater? Sie ſprachen alſo: Was iſt Das, was er ſagt — über eine kleine Zeit? Wir wiſſen nicht, was er redet. Jeſus aber merkte, daß ſie ihn fragen wollten, und ſprach zu ihnen: darüber fraget ihr unter einander, daß ich geſagt habe — über eine kleine Zeit werdet ihr mich nicht ſehen, und abermal über eine kleine Zeit werdet ihr mich wieder ſehen. Wahrlich, wahrlich, ſage ich euch: Ihr werdet heulen und

weinen, die Welt aber wird sich freuen; ihr werdet traurig seyn, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Ein Weib, wann es gebähren soll, ist traurig, weil ihre Stunde kömmt; nachdem sie aber das Kind geboren hat, so denket sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden. Ihr seyd jetzt auch traurig, aber ich werde euch wieder sehen; euer Herz wird sich erfreuen, und diese Freude wird euch Niemand mehr nehmen."

Jesus hatte ihnen also Alles vorhergesagt, wie und durch welche Wege er sie führen werde, hatte ihnen vorhergesagt, daß eine Zeit kommen werde, in welcher er nicht mehr bei ihnen sey, und daß dann ihr Herz mit Trauer erfüllt werden sollte, daß er aber bald wieder zurückkehren, und dann ihre Trauer mit ewiger Freude vergelten werde. Indessen die Jünger verstanden ihn damals nicht; denn gerade diejenigen Wege und Fügungen, die Jesus ihnen vorhersagte, waren ihnen fremd und wurden von ihnen am Wenigsten erwartet. Sie konnten keine Ahnung fassen von Dem, was geschehen sollte; noch viel weniger kam es ihnen in den Sinn, daß Das, was Jesus andeutete, schon so nahe sey. Der Ausdruck „über eine kleine Zeit" war ihnen vor Allem unbegreiflich. Nach der Auferstehung erkannten sie nicht nur die Wahrheit jener Vorhersagungen, sie sahen und empfanden auch den Grund des Geschehenen, sie waren auf das Innigste überzeugt von der Weisheit und Zweckmäßigkeit der Führung, die sie erfahren hatten, von der Liebe ihres Führers. Jedes Wort, das Jesus vormals zu ihnen gesprochen hatte, war ihnen nun merkwürdig im höchsten Grade, und beschäftigte ohne Aufhören ihre Seele.

Jesus hatte sie führen wollen, hatte sie gerade so führen wollen. Kein Zwang, keine Nothwendigkeit irgend einer Art, sondern sein eigener Wille war es gewesen, eine kleine Zeit von der Welt hinwegzugehen, und durch seinen schmerzlichen Tod am Kreuze das Gemüth der Seinigen in die tiefste

Betrübniß zu versenken. Keine andere Führung hätte sie zu so herrlichen Augenblicken, wie die jetzigen waren, zu so ewiger Freude geleitet.

Der Weg, welchen Jesus sie geführt hatte, war der Weg zum Vater. „Ich gehe zum Vater" hatte er ihnen vorhergesagt. Es war den Aposteln nicht bekannt gewesen, welches der Weg zum Vater sey. Auch Jesus gab ihnen vorderhand darüber noch keinen näheren Aufschluß, weil die Zeit zu dem schönsten, herrlichsten Aufschlusse noch nicht gekommen war. Sie entnahmen also aus den Reden Jesu nur so viel, daß er von einer Trennung von ihnen und von einem Hingehen zum Vater spreche. Nicht lange nach jenen Worten traten inhaltsschwere Stunden für die Apostel ein. Sie erkannten aber in denselben nicht die Erfüllung des Vorhergesagten, das vielmehr dadurch in ihrem Innern verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt wurde. Als Jesus von ihnen hinweggerissen, von einem Richter zum anderen geführt, verspottet und mißhandelt, und am Ende gar an's Kreuz geschlagen wurde, an dem er verschmachtend und gleichsam von Gott verlassen dem Tode anheimgegeben war, — o da dachten sie nicht daran, daß jetzt das Wort erfüllt sey: Ich gehe zu dem Vater. Konnten sie es ja selbst dem unwiderstehlichen Schauer nicht glauben, der in dem Augenblicke des Todes Jesu allen Umstehenden den Ausruf abdrang: Wahrhaftig, er ist Gottes Sohn! Sie waren voll Trauer und Betrübniß, weil sie sich ihn wie einen gewöhnlichen Todten im Grabe schlummernd dachten. Erst der Anblick des Auferstandenen war ihnen eine Erklärung jener Worte. Jesus kam wieder, er wurde wieder von ihnen gesehen, und zwar augenscheinlich kam er — von dem Vater. Seine ganze Erscheinung verkündigte, wo er gewesen. Er war verklärt vor ihren Augen. Kein Raum beschränkte ihn mehr; denn er trat durch verschlossene Thüren zu ihnen ein, er stand auf einmal mitten unter ihnen, und war eben so schnell wieder entschwunden. Keine Zeit setzte ihm eine Gränze; denn er erschien an meh-

reren Orten zugleich, und zeigte sich seinen Jüngern. Nichts Irdisches hatte mehr Macht über ihn; denn er war schon durch seine bloße Erscheinung das höchste aller denkbaren Wunder, und die Male seiner Wunden waren zugleich die Siegeszeichen seiner himmlischen Verklärung. Solche Macht und Herrlichkeit hatte er nicht im Grabe empfangen, sie wohnt nur bei dem Vater, und bei dem Vater mußte sie dem Auferstandenen zu Theil geworden seyn. Also Leiden und Schmach, Tod und Grab waren der Weg zum Vater! Jesus war diesen Weg gewandelt, und von dem Vater wieder zurückgekehrt. Er hatte dadurch den Aposteln und Jüngern, ja der ganzen Welt, den Weg zum Vater kund gemacht. Aber nur ein reines, schuldloses Sterben, ein frommes und aufopferndes Leiden führten zu dem Vater. Denn Jesus war ohne alle Schuld, aus lauterer Liebe gestorben. Wie Jesus durch seinen Tod den Weg zum Vater kund that, so machte er durch seine Lehre und sein Beispiel, durch seine Sühne die Menschen fähig, diesen Weg zu wandeln. Zur Erkenntniß des Weges zu dem Vater, ja auf den Weg selbst hatte Jesus die Seinigen geführt. Er hatte sie auf einen Punkt geführt, wo der Inbegriff alles Schrecklichen und Erschütternden sich in den Inbegriff des Herrlichsten und Erfreulichsten verwandelte, — das Leiden in ein Aufschweben zum Himmel, der Tod in eine Ankunft bei'm Vater. „Ich gehe zum Vater!" konnte von dort an unter den unsäglichsten Schmerzen, unter den ausgesuchtesten Martern frohlockend jede fromme Seele rufen. Zu dem Vater, zu dem Jesus mir den Weg gezeigt, dem er mich entgegengeführt, dessen Verzeihung er mir erwirkt hat!

„Ich gehe zum Vater!" Welch' liebliche, rührende Worte, die wir da Jesus nachsprechen dürfen! Unser Blick fällt auf den Kirchhof, wo schon so viele unserer Bekannten, unserer Freunde, unserer Lieben ruhen. Sie sind dahin gegangen — zum Vater! Oder: eine lange, ängstliche Reihe voll schwerer Stunden liegt vor uns, rings sind wir vom Unglück umgeben, wir sehen keinen Ausweg. Wo wird dieser

bange, drückende Weg hinführen? Zum Vater! Oder: der Schlummer umfängt mich, und tauſend Gefahren ſchweben über meinem Haupte; wenn das Leben den wehrlos Entſchlummerten von ſich ſtößt, wo trifft mich der nächſte Morgen? Bei'm Vater!

„Ich gehe zum Vater!" Jetzt, in dieſem Augenblicke, will ich es ausrufen, mit ganzer Seele ausrufen, mag ich glücklich oder unglücklich ſeyn, mag ich ſo oder anders bisher gelebt haben. Ich gehe zum Vater! Er iſt mir ſo nahe! Nicht dieſes Leben bildet eine Scheidewand zwiſchen mir und ihm; denn er iſt überall, und ich finde ihn, wo ich ihn auch ſuche. Nicht erſt der Tod vereinigt mich mit ihm; nicht dieſes iſt der Sinn der Worte Jeſu. Nein, darin beſteht der Weg, den er mir gezeigt hat, daß ich ſelbſt den Tod nicht ſcheue, um dem Vater nahe zu ſeyn. Jeſus war ſchon vor ſeinem Sterben bei dem Vater, denn er war Eins mit dem Vater, wie er ſelbſt ſagte. Dennoch rief er: Ich gehe zum Vater. Er wollte damit ſagen: Ich werde ſterben, allein der Tod, ſo wie ich ihn ſterbe, wird mich nur noch inniger vereinigen mit dem Vater, wird mich ihn ſchauen laſſen.

So will auch ich, ſchon jetzt, in dieſem Augenblicke, zum Vater gehen! Ich will mich hinwegwenden von Allem, was mich von ihm ſcheidet, will mich hinwenden zu Ihm, ſo daß ſelbſt der Tod meiner Vereinigung mit Ihm nichts anhaben, ihre Innigkeit nur befördern kann!

Selig ſind ja auch Diejenigen, die nicht ſchauen. Wenn ſie nur glauben!

Ich will glauben, daß ich ihm immer nahe ſeyn kann. Jeſus, der in aller Macht und Herrlichkeit des Vaters zurückkam, und deſſen Worte die lautere Wahrheit ſind, da ſelbſt ſein höchſtes Wort ſo vollkommen in Erfüllung gegangen iſt, hat es uns ja zugeſichert, hat uns die frohe Bothſchaft verkündet, daß wir ihm nachfolgen können auf ſeinem Wege zum Vater, ja daß wir auf dieſem Wege uns ſchon befinden.

In dem Reiche meines Vaters sind viele Wohnungen, die ich für euch bereitet habe, — sagte er einmal an einem anderen Orte; und: Wer sein Kreuz auf sich nimmt, und mir nachfolgt, der wird in Ewigkeit nicht sterben, d. h. der Tod wird ihm nichts anhaben können, weil er ihn nur von dem Irdischen, nicht von dem Vater hinwegreißen kann, dem er ihn vielmehr noch näher bringt.

Ich nehme mein Kreuz auf mich, und folge Jesus nach — zum Vater. Jesus ist der beste Führer.

Sein Kreuz auf sich nehmen — heißt aber: den Willen des Vaters thun, wenn er auch noch so schwer fällt. So rief Jesus: Vater, wenn es seyn kann, so nimm diesen Kelch hinweg von mir! Aber dein Wille geschehe, nicht der meinige!

Jesus, der Auferstandene, kam vom Vater. Schon bei seiner Geburt kam Jesus vom Vater, und sagte es nachher während seines ganzen Lebens, daß er vom Vater gesandt sey, daß er von ihm komme; allein die Menschen glaubten es ihm nicht. Er kann gekommen seyn, ohne von dem Vater zu kommen — dachten sie, und sprachen unter sich: Ist das nicht Josephs Sohn? Ist er nicht unter uns aufgewachsen in Nazareth? — Selbst Diejenigen, welche an ihn glaubten, hatten noch keinen ganz starken, festen, unwandelbaren Glauben. Aber der auferstandene Jesus kam augenscheinlich vom Vater. Er hätte nicht wiederkommen können, nicht so wiederkommen können, — hieß es jetzt — wenn er nicht von dem Vater gekommen wäre. Darum hatte Jesus gesagt: Wann ich erhöht seyn werde, werde ich Alles an mich ziehen, d. h. ihr müßt mich in meiner augenscheinlichen Verbindung mit dem Vater sehen, dann werdet ihr den ächten Glauben an mich haben.

Zu diesem ächten Glauben an ihn, dem Nothwendigsten für die Seele des Menschen, hatte Jesus durch seinen Tod und seine Auferstehung die Seinigen geführt. Wie herzlich freut sich ein gutes Kind über Dasjenige, was vom Vater kommt, und zumal ein Kind, das gefehlt hat, über Denjeni-

gen, der ihm die Verzeihung ſeines Vaters bringt, und ihm keinen Zweifel läßt, daß er wirklich vom Vater komme, daß dieſer dem Kinde wirklich verziehen habe! Wie freut ſich ein Kind, das lange von dem Vater getrennt war, über die Nachricht, heimkehren zu dürfen zu dem Vater, ſey der Weg auch welcher er wolle!

Was vom Vater kommt, iſt dem Kinde lieb über Alles. Jeſus war hingegangen zu dem Vater, um ihn mit uns auszuſöhnen, um von ihm zurückkehren zu können, um uns ſeiner Verzeihung zu verſichern, um uns zu ihm zurückzurufen. Wie lieb mußte Jeſus der Auferſtandene den Jüngern und Apoſteln ſeyn!

Und ſeit Jeſus wieder kam vom Vater, ſeit er uns die frohe Bothſchaft von ihm brachte, ſeit der Weg wieder geöffnet iſt von der Welt zur Heimath — wie viel kommt uns vom Vater!

Ein ununterbrochener Ruf aus der Heimath ſchallt ſeitdem zu uns herüber, — der Vater ruft! Jedes ſchöne Gefühl, das unſer Herz erfreut, und uns frohlocken macht, — es kommt vom Vater! Jede Hoffnung, die in uns aufkeimt, — kommt vom Vater! Aber auch jedes Geſchick, das wir zu erfahren haben, ſchickt der Vater, iſt eine weiſe Gabe ſeiner Hand! Er ſchickt die Prüfung und den Troſt, das Leiden und die Stärkung!

Jeſus führt zu ewiger Freude, zu einer Freude, die kein Menſch mehr von uns nehmen kann. Für die Freuden, die Jeſus mittheilt, gibt es kein Ende. Das Ende aller gewöhnlichen Freuden iſt nur ein Anfang neuer, von ihm ertheilter Freuden!

Die Freude an Jeſus, dem Auferſtandenen, welche die Herzen der Apoſtel und Jünger durchdrang, war eine Freude, wie die Welt ſie niemals gekannt hatte, weil ſie nicht der Welt angehört, ſondern eine wahrhaft himmliſche Freude iſt. Durch die Auferſtehung Jeſu war der Himmel auf die Welt herabgekommen.

Es war die Freude des schönsten Wiedersehens. Eine Freude, die sich bloß auf die Sinne bezieht, ist vergänglich und bleibt an Dem haftend, was nicht unser eigentliches Wesen bildet; die ächten und lauteren Freuden sind die im Inneren des Menschen. Sie werden im wahren Sinne des Wortes uns selbst zu Theil, und gehen gleichsam in unser Wesen über. Wir werden geläutert, verklärt dadurch. Die Freuden im Inneren eines Menschen können aber nur Das zum Gegenstande haben, was für das Innere einen Werth hat, — nämlich das Geistige, entweder an und für sich selbst, oder in seiner Verbindung mit etwas Aeußerlichem. An und für sich finden wir es in uns selbst, weil uns ein der Vervollkommnung fähiger Geist gegeben ist; außer uns aber in der Natur als dem Spiegel der Gottheit und vor Allem in den neben uns auf Erden lebenden vernünftigen Wesen. In diesen letzteren gibt sich Gott so klar und groß, wie in uns selbst, zu erkennen, und da auch die Menschen unter einander durch eine weise göttliche Einrichtung ihr Inneres sich mitzutheilen vermögen, so ist nicht nur unser eigenes Innere, sondern auch das unserer Mitmenschen, wenn wir daraus zu schöpfen wissen, für uns die Quelle unendlich vieler geistiger Freuden. In jedem Menschen entdecken wir etwas Geistiggutes, oder doch die Fähigkeit zu allem Geistigguten. Die Freude, welche wir vermöge unserer eigenen geistigguten und des Geistigguten fähigen Natur darüber fühlen, ist die geistige Liebe. Sie fühlen wir darum zu allen Menschen; aber die Freude ist um so größer, je ausgebildeter und entwickelter das Gute in unserem Nebenmenschen ist. In ihrem höchsten Grade gedacht, ist die Liebe die höchste, die erhabenste der Freuden; denn da ist sie die Freude an dem höchsten Geistiggutem. Und diese Liebe ist die Liebe zu Gott, dem Ewiggutem, aus dem auch wir alles Gute, was an uns ist, schöpfen.

XXVI.

Der vierte Sonntag nach Oſtern.

Jeſus, der größte Wohlthäter.

Joh. XVI., 5—14.

Die Liebe der Apoſtel und Jünger zu Jeſus war eine rein geiſtige Liebe, und zwar in einem ſehr hohen Grade. Sie fanden in ihm einen Reichthum an Geiſtiggutem, der ihrem eignen Innern bisher fremd geweſen, von dem ihnen nicht einmal ein Gedanke geworden war. Darum hiengen ſie mit ganzem Herzen an Jeſus. Sie empfanden, daß ihre Freude an dem Geiſtigguten in Jeſus ihr ganzes Leben lang immer neuen Stoff und Nahrung finden werde. Als er ihnen daher entriſſen, und für immer aus dieſem Leben hinweggenommen, als er in Zukunft für ſie verloren ſchien, da war es ihnen höchſt traurig zu Muthe, und ſie wußten ſich vor Betrübniß gar nicht zu faſſen. Es war dieß um ſo mehr der Fall, da Jeſus eine ganz neue Welt des Geiſtigguten vor ihnen aufgethan, ihnen das ewige Eigenthum daran verheißen hatte, und alle dieſe Hoffnung nun mit ihm am Kreuz dahinſchied. Ihre Liebe zu Jeſus war zwar unvergänglich, weil die Erinnerung an Ihn und ſeine geiſtige Güte ſie nie verlaſſen konnte. Aber ſie waren es ſich bewußt, daß ihre Liebe zu ihm noch eine viel höhere, innigere geworden wäre, wenn ſie ihr ganzes Leben hindurch ſeinen Umgang hätten genießen, wenn er ſeine Verheißungen an ihnen hätte erfüllen können. Die Freude des Wiederſehens iſt ein neues Aufflammen, ein neues Leben der Liebe, die nun wieder neuen Stoff gewinnt.

Darum ist das Wiedersehen eines guten Menschen die höchste Freude, da sie die Erinnerungen der Vergangenheit und die Ahnungen der Zukunft in sich vereinigt. Diese Freude wurde den Aposteln und Jüngern zu Theil, in dem höchsten Maaße. Sie sahen Jesus wieder, und zwar in einer Art, die sie versicherte, daß er immer bei ihnen bleiben, daß ihre Liebe einen unendlichen Zuwachs erhalten, daß jede seiner Verheißungen erfüllt werden werde. Sie sahen ihn als Gott wieder, als Inbegriff alles Geistigguten, und auch über sein früheres göttliches Leben gieng ihnen ein Licht auf. Die Liebe zu dem Auferstandenen war die höchste Freude, für ewige Zeiten. Sie erkannten es, und alle guten Menschen erkennen es:

Jesus ist der beste Führer; denn er führt zur höchsten Freude. — —

Zweitens ist Jesus der größte Wohlthäter.

Davon handeln zwei Evangelien, — das eine, in welchem er von dem heiligen Geiste, das andere, in welchem er von dem göttlichen Vater zu den Aposteln und Jüngern redet.

„In der Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe zu Dem, der mich gesandt hat, und Niemand von euch fraget mich: wo gehst du hin? sondern weil ich das zu euch gesagt habe, ist euer Herz mit Traurigkeit erfüllet. Ich sage euch aber die Wahrheit: Es ist euch nützlich, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen. Gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wann derselbe kommen wird, so wird er die Welt der Sünde, der Gerechtigkeit und des Gerichts überzeugen. Der Sünde zwar, weil sie an mich nicht geglaubet haben, der Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nun nicht mehr sehen werdet; und des Gerichts, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich hätte euch noch Vieles zu sagen; allein ihr könnet es jetzt nicht ertragen. Wann aber jener Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht aus sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und

euch das Zukünftige verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen, und euch verkündigen."

Auch diese Rede Jesu war eine Vorhersagung, und zwar eine mit der vorhin betrachteten auf das Innigste verbundene. Er sagte den Seinigen vorher, wie er sie führen werde, und zugleich, wohin er sie führen werde. Der Führer zu den höchsten Wohlthaten ist schon als solcher der größte Wohlthäter; und Jesus war, wie wir jetzt einsehen, ein solcher Führer. Der Weg, auf dem er leitet, geht zwar durch Schmerz und Bitterkeit; aber es ist der einzig wahre Weg zum Heile. Denn selbst der Schmerz und die Traurigkeit müssen sich in Freude verwandeln, damit die Freude nun desto größer sey, und zum Zeichen, daß nichts in der Welt ihr etwas anzuhaben vermöge. Jesus führt zwar durch Leiden und Bitterkeit; aber mit liebreichen Händen. Er ist auch während des Weges der größte Wohlthäter, indem er die unvermeidlichen Leiden und Beschwerlichkeiten, die die Wanderung mit sich führt, erleichtert und vermindert. Ein Beweis davon sind seine Vorhersagungen selbst. Jedes Leiden ist leichter zu ertragen, wenn man darauf vorbereitet, von der kurzen Dauer und dem Nutzen desselben unterrichtet, durch freundliche Hoffnungen ermuthigt wird. So viel es möglich war, suchte Jesus auf solche Weise seine Jünger und Apostel für die bevorstehenden Leiden auszurüsten. Er sprach oft und weitläufig mit ihnen über diese Zukunft; er ermahnte, stärkte, beruhigte sie. Ihr seyd jetzt schon traurig, sagte er, da ihr nur erst höret, daß ich von euch gehen werde; aber warum fraget ihr nicht auch, wo ich hingehe? Es ist ja zu eurem Nutzen, daß ich hinweggehe. Zwar könnet ihr mir sogleich nicht folgen; aber ich gehe dennoch nur hinweg, um euch zu führen. Einst werdet ihr mir nachfolgen. Jetzt zeige ich euch nur den Weg, und bereite ihn euch. Auch euer Herz wird mit der tiefsten Traurigkeit erfüllt werden, wenn ihr mich leiden sehen werdet; aber ihr werdet einst selbst leiden, ihr werdet einen gleichen

Weg gehen, und damit ihr dieſes könnet, müßt ihr vorher ſehen, wie alle dieſe Trauer ſich in Freude verwandelt. Zudem werde ich euch einen Tröſter ſenden, wenn ich vor euch hingegangen ſeyn werde. Wie ich euch mit dem Vater ausſöhne, ſo wird ſein und mein Geiſt euch geleiten.

Dieſe weitere Zuſage von der Sendung eines Tröſters für die Zeit der eigenen Leiden, des eigenen Kampfes, brachte Jeſus gleichfalls in Erfüllung. Sein Leiden und Sterben vollbrachte er nicht allein darum, um den Weg zum Vater zu zeigen und die Seinigen zur Nachfolge auf demſelben zu befähigen, ſondern er ſtellte dadurch ſchon auch zugleich eine ſolche Verbindung des Himmels mit der Welt her, welche dieſe letztere mit himmliſchen Gaben überſchüttet. Wahrheit und Troſt, Kraft und Gnade ſind ſchon dadurch der Welt zu Theil geworden. Der heilige Geiſt ergießt ſich auf Jeden, der auf dem Wege Jeſu wandelt. Schon bei dem Betreten dieſes Weges erfahren wir die unermeßlichen Wohlthaten Jeſu, — diejenigen Wohlthaten, die die Apoſtel und Jünger vor dem Hingange Jeſu nicht zu ertragen fähig waren, die aber am Pfingſtfeſte ihnen mitgetheilt wurden. Als Wohlthäter ſchon hier auf Erden ſollten ſie ihn erſt an dieſem Tage ganz erkennen lernen.

Auf dieſes Feſt werden auch wir durch die Kirche jetzt vorbereitet. Auch zu uns iſt der Tröſter geſendet, uns alle Wahrheit zu lehren, und uns im Glauben, der Gerechtigkeit und der Furcht Gottes zu befeſtigen.

Es iſt nothwendig, daß wir das Weſen und die Weihe jenes Tages, bevor er erſcheint, recht in's Auge faſſen, und die hierauf bezüglichen Gedanken und Gefühle in uns beſonders feſthalten.

Bisher, bis zu einem gewiſſen Augenblicke, hatte Jeſus immer nur von dem Vater geſprochen, als deſſen Sohn, als deſſen Geſandten er ſich darſtellte. Auch die Lehre, die er vortrug, hatte er als Wort des Vaters bezeichnet, der im Himmel iſt. Zu ihm hinauf hatte er die Augen der Menſchen

gerichtet, und zu ihm wollte er, wie er ſagte, jetzt hingehen. Der Name des Tröſters, des heiligen Geiſtes, den Jeſus jetzt ausſprach, war für ſeine Apoſtel und Jünger etwas Neues. Sie hatten noch nie von ihm gehört, und zum Erſtenmal wurden ſie nun von Jeſus darauf hingewieſen. Aber ſchon dieſe erſte Hinweiſung, dieſe erſten Worte Jeſu von dem Tröſter, waren für ſie höchſt wichtig und lehrreich. Jeſus bezeichnete ihnen ja denſelben als beim Vater wohnend, als die Wahrheit lehrend und ihn ſelbſt verherrlichend, als einen Tröſter, der nach ihm zu ihnen geſandt werden werde. Auf alles das, was er früher von dem heiligen Geiſte geſagt hatte, bezog ſich Jeſus nach ſeiner Auferſtehung öfter, und wiederholte ausdrücklich das Verſprechen, ihn ihnen zu ſenden, noch in der Stunde, in welcher er von ihnen zum Himmel auffuhr. „Seht, ſprach er, ich werde euch die vom Vater verheißene Gabe herabſenden, und euch mit Kraft von oben ausrüſten. Johannes taufte blos mit Waſſer; ihr aber ſollt in wenig Tagen mit dem heiligen Geiſte getauft werden. Und wenn nun der heilige Geiſt über euch kommen wird, ſo werdet ihr die Kraft empfangen, meine Zeugen zu ſeyn.“

Dabei ſagte er ihnen aber auch: Ich bin bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt.

Kurz, die Apoſtel und Jünger waren durch Jeſus, ſo lange er noch unter ihnen wandelte, von dem Weſen des ihnen verhießenen heiligen Geiſtes vollkommen unterrichtet, und fanden in ihm, der ihnen mitgetheilt werden ſollte, den Inbegriff aller der unendlichen Gaben Jeſu; mit dieſer von ihm ſo feierlich hinterlaſſenen Erwartung war daher ihre ganze Seele beſchäftigt. Wir wollen zu unſerer Vorbereitung die Worte Jeſu über den heiligen Geiſt ebenfalls im Zuſammenhang erwägen.

Jeſus ſprach die erſten Worte von der Sendung des heiligen Geiſtes nach der Feier des letzten Abendmahles, da er ſeinem Leiden und Sterben entgegengieng, und als Menſch von den Seinigen Abſchied nahm. In Hinſicht auf ſeine menſch-

liche Natur war es ein Abschied für immer. Denn wenn ihn gleich seine Jünger und Apostel nach der Auferstehung wieder in menschlicher Gestalt erblickten, so standen sie doch in keiner so genauen menschlichen Verbindung mehr zu ihm, da sie ihn nun wahrhaft als ihren Gott erkannten. Nur mit den durchdringendsten Schauern der Ehrerbietung verweilten sie nach der Auferstehung mehr in seiner Nähe. Sie hatten ihn nicht mehr immer um sich, und der Anblick seiner Todeswunden, wie der Gedanke, daß er im Grabe gelegen und aus demselben wieder hervorgegangen, die ganze Rückerinnerung an das langsame Dahinsterben Jesu am Kreuze richtete eine Scheidewand zwischen ihm und ihrer menschlichen Natur auf. Sie konnten in seinem Leibe nur das Mittel erkennen, wodurch die Gottheit ihnen nahe trat, und das sie von dem ewigen Leben überzeugte, womit Jesus den Tod überwunden. Als Mensch konnte Jesus, wie sie selbst einsahen, nicht immer bei ihnen bleiben. In einem solchen sinnlich nahen Verhältnisse konnten sie ihn nicht immer um sich haben. Dahin zielten die Abschiedsworte Jesu nach dem letzten Abendmahle. Als Mensch nahm er für immer von ihnen Abschied, und da die Jünger als sinnlichgeistige Wesen dadurch allerdings etwas, was ihnen von großem Werthe seyn mußte, verloren, und alle Trauer der irdischen Trennung von den Sinnen herrührt, die nicht, wie der Geist, in alle Fernen reichen, so versprach er ihnen einen Tröster, der immer bei ihnen bleiben werde, und sie immer an Das erinnern, in Dem sie unterrichten werde, was er selbst sie gelehrt habe. „Ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen andern Tröster geben, der immer bei euch bleiben wird — den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr aber werdet ihn kennen, denn bei euch wird er bleiben, und in euch wohnen.“ Ein tiefer, freilich wahrhaft trostreicher Sinn liegt in dieser Verheißung, wenn man sie mit dem Versprechen zusammenhält, selbst bei den Seinigen zu bleiben bis an das Ende der Welt. Gerade in

dem Augenblicke nämlich, in welchem das menſchliche Verhältniß zwiſchen Jeſus und ſeinen Jüngern wich, und in welchem ſie ſeine unendliche Erhabenheit über ihnen erkannten, waren ſie am Innigſten, am Unzertrennlichſten — im Geiſte mit ihm vereinigt. Dieſe Vereinigung war für die Ewigkeit, weil ſie die ſinnliche Welt überragte, ſich darüber hinauserſtreckte. Aber auch auf eine ihrer menſchlichen Natur vollkommen zuſagende Weiſe wollte er — in dem Tröſter bei ihnen bleiben, der Eins ſey mit ihm, wie Er Eins mit dem Vater. Da, wo die ſinnliche Natur am nächſten an den Geiſt angränzt, wo ſie ihm am verwandteſten iſt, in ihrer Verknüpfung mit dem Geiſte ſollte dieſe Vereinigung erfolgen. Wie die Jünger auch durch das Anſchauen und durch das Anhören, durch den Umgang Jeſu, auch auf dieſe ſinnliche Weiſe ſich ſeiner erfreuten, und die Freude an ſeinem Anblicke von da wieder in ihren Geiſt übergieng, ſo ſollten ſie nach der Himmelfahrt Jeſu ſelbſt in ihrer ſinnlichen Natur das Göttliche unmittelbar empfinden. Die ſinnliche und die geiſtige Natur ſollten ſich in dem Gefühl der Gottheit vereinen. Ohne daß Jeſus länger auf Erden weilte, konnte dieſes geſchehen. Denn auch die Freude der ſinnlichen Natur an Jeſus, die Freude an ſeiner Nähe und ſeinem Umgange, konnte nur in der Einwirkung auf den Geiſt, alſo nur in demjenigen Punkte einen Werth gewinnen, wo ſie mit ihm zuſammenhängt. Durch die Mittheilung des heiligen Geiſtes wurde dieſer Eindruck, dieſes lebhafte Gefühl der Nähe Gottes, als ſähe man ihn vor ſich, als vernehme man ſeine Worte, erhalten. Darum, ſobald Jeſus nach ſeiner Auferſtehung unter die verſammelten Jünger trat, hauchte er ſie an, und ſprach: „Nehmet hin den heiligen Geiſt!“ Von dieſem Augenblicke an war es ihnen, als ſey Jeſus immer bei ihnen, obgleich er nur hie und da ihren Augen ſichtbar war. Sie trauerten nicht wieder, wenn er von ihnen hinweggieng. Aber noch mehr wurden ſie getröſtet am Pfingſtfeſte ſelbſt, wo ſich alle Kraft von oben über ſie ergoß, und ſie in ihrem

ganzen Wesen Gott empfanden. Von dieser Zeit an weilt Gott gleichsam sichtbar, hörbar unter den Menschen. Wenn ihn auch nicht alle in so hohem Maaße empfangen, wie die Jünger an dem Pfingstfeste, so ist er doch bei einem Jeden, auf den der heilige Geist herabgekommen ist, — eben so, wie auch während des Lebens Jesu einige ihm näher, andere ferner standen.

Dieß ist das Geheimniß und die Kraft der heiligen Sakramente. In ihnen wird uns der heilige Geist mitgetheilt, und erfüllt uns mit allen den Gefühlen und Gedanken, die nur die auch unsern Sinnen vergegenwärtigte Gottheit in uns hervorzurufen vermöchte. In ihnen wird auch unsere sinnliche Natur von dem Göttlichen ergriffen. Die Kirche ist die Bewahrerin und Spenderin der unermeßlichen Wohlthaten, welche schon auf dieser Erde, schon während unseres Ganges zu dem Vater von Jesus uns zukommen. Da ist er fortwährend gleichsam sichtbar, hörbar. Die Apostel wurden berufen, den ihnen mitgetheilten heil. Geist auf alle Menschen auszugießen, weil alle das gleiche Heil genießen sollten. Darum namentlich wurde ihnen von Jesus anbefohlen, zu taufen, und darum wird diese Taufe, die im Namen Christi geschieht, von der Taufe geschieden, die noch Johannes ertheilte, mit den Worten: Johannes taufte mit Wasser, ihr aber werdet mit dem heiligen Geiste getauft werden.

Das Pfingstfest war der Tauftag der Apostel, und an diesem Tage kam der mit seinem menschlichen Leibe in den Himmel erhobene Christus in dem heiligen Geiste auf solche Weise wieder herab auf Erden, daß wir mit Wahrheit sagen können: Er ist unseren Augen nicht sichtbar, wir sehen ihn aber dennoch; unser Ohr vernimmt seine Worte nicht, wir hören ihn aber dennoch. Nämlich: Selbst wenn unsere Augen ihn erblickten und unsere Ohren ihn vernähmen, könnte er unserem Geiste nicht gegenwärtiger seyn, als er es jetzt ist.

Homilien

auf alle

Sonntage

des

Jahrs.

von

C. Schmid.

Zweiter Band.

Augsburg,

Im Verlag der J. A. Schlosserschen Buch- und Kunsthandlung.

1836.

XXVII.

Der fünfte Sonntag nach Ostern.

Jesus, der ewige Wohlthäter.

Joh. XVI., 23—30.

Die Welt (d. h. die Bösen) kennt den heiligen Geist nicht, und darum sieht sie ihn auch nicht. Nur wer eines guten Willens ist, wird durch die stete Nähe, den steten Anblick seines Gottes zu allen Werken des Himmels gekräftiget. Dem Christen ist Christus nicht blos geistig, sondern auch sinnlich nahe, er ist dem ganzen Menschen nahe. Schon in der heiligen Taufe beginnt diese Nähe, und der erste Blick, das erste Wort des nun versöhnten Gottes entfernt von uns alles Böse. In der heiligen Firmung wird die Nähe Gottes noch lebendiger empfunden, noch klarer gedacht, weil wir bekannter geworden sind mit dem göttlichen Wesen. Das heilige Sakrament der Buße stellt die Nähe Gottes wieder her, wenn wir uns selbst von ihr entfernt haben. Das heilige Sakrament des Altars legt uns so zu sagen Herz an Herz ihm nahe. Die Ehe ist die innigste und wichtigste aller Vereinigungen, die unter den einzelnen Menschen geschlossen werden, sie vereinigt die Gefühle und Gedanken zweier Menschen; vereinigt werden sie nun auf Jesus hinsehen und seiner Nähe sich freuen. Nicht ohne Christus wollen sie einander nahe seyn, darum reichen sie sich selbst das heilige Sakrament, d. h. sie beginnen ihren Bund mit dem höchsten Gefühle, das sie einander mittheilen können, und das sich in dieser Mittheilung erhöht, dem Gefühle der Nähe Gottes. Sie vereinigen sich in Christus, und

eine solche Vereinigung ist ihrer Natur nach für ewige Dauer bestimmt. Der Priester wird durch das heilige Sakrament der Weihe gewürdigt, Gott in seiner Verklärung zu schauen, weil er den Beruf hat, die Augen der Menschen auf Gott zu richten. Endlich in dem heiligen Sakramente der letzten Oelung ist uns Christus als Mittler zwischen Erd' und Himmel nahe. Der Sterbende muß die Erde verlassen, und ein Blick auf Christus erfüllt ihn dabei mit der Hoffnung des Himmels, und stärkt ihn im Todeskampfe; er ist dem Himmel nahe, ein Blick auf Christus, der ihn selbst hier auf Erden geleitete, läßt ihn Barmherzigkeit erwarten und reinigt ihn für die Welt der ihm bestimmten Seligkeit.

Unermeßlich sind die Wohlthaten, die wir in dem heiligen Geiste durch Jesus schon hier auf Erden empfangen. Als ein noch größerer Wohlthäter wird sich Jesus, wenn wir seinem Rufe folgen, nach diesem Leben uns offenbaren.

„In der Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Bisher habet ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen sey. Dieß habe ich in Gleichnissen zu euch gesagt; es kömmt aber die Zeit, daß ich nicht mehr in Gleichnissen mit euch reden, sondern mit euch deutlich von dem Vater reden werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten; und ich sage euch nicht, daß auch ich den Vater für euch bitten werde; denn der Vater selbst liebet euch, weil ihr mich geliebet und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin von dem Vater ausgegangen, und in die Welt gekommen; nun verlasse ich die Welt wiederum, und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Sieh, jetzt redest du deutlich, und bedienest dich keiner Gleichnisse. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht bedarfst, daß dich Jemand frage; darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist."

Um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Eure Freude wird vollkommen seyn. Der Vater liebt euch. — Diese Hauptgedanken des heutigen Evangeliums lassen sich zwar auch schon auf die während des Lebens zu hoffenden und uns zu Theil werdenden göttlichen Wohlthaten beziehen, betreffen aber vor Allem das Leben nach dem Tode. Denn erst da wird die Freude ganz vollkommen seyn. Der Name Jesu ist es, in welchem wir Alles empfangen, um was wir nur immer bitten möchten, — auch jenes ewige Leben. Jesus hat uns nicht nur gelehrt, daß wir Alles, um was wir in seinem Namen bitten, empfangen werden, sondern er hat uns auch zugleich die höchsten Gaben erkennen, um das Höchste bitten gelehrt. Wenn wir in seinem Namen darum bitten, werden wir das Höchste empfangen. Wir können nicht daran zweifeln, da Jesus schon hier auf Erden alle seine Worte so herrlich in Erfüllung gebracht hat und in Erfüllung bringt. Wir wissen, daß er zum Vater führt, und daß er mit dem Vater uns versöhnt hat. Das Gebet, das uns Jesus lehrt, ist der Inbegriff aller unserer Hoffnungen. Im Geiste eines Sterbenden, der nun bald zu dem Vater kommen und bei ihm bleiben wird, der also die Erde hinter sich zurückläßt, und nur um ewige Gaben bittet, sollen wir das Vater unser beten lernen. In solchem Geiste hat es uns Jesus vorgebetet. Sein Leiden und sein Tod sind für uns die schönste Erklärung des Vaterunsers.

Vater unser!

Jesus begann die Zeit seines Leidens mit dem Hinblick auf den Vater. Noch ehe Jemand feindlich ihm nahte, ehe Jemand Hand an ihn legte, betete er im Garten Gethsemane in der feierlichen Stille der Nacht zu dem Vater. Er rief zu ihm, wie ein Kind zu seinen Eltern ruft. Er wußte, von wem er Alles zu erwarten habe in der Zeit, wo ihm Alles genommen werden sollte. In dem Gedanken an den Vater fand er Trost für Alles, was ihm bevorstand.

Dem Sterbenden bleibt nichts, wenn er nicht auf den Vater hinblickt, wenn er nicht seinen Vater erkennt, und zu ihm ruft, wie ein Kind zu seinen Eltern. Auf Erden hat er nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu erwarten, da verläßt ihn Alles. Er muß verzweifeln, wenn er nicht weiß, daß er einen Vater hat, oder wenn er kein Vertrauen zu demselben hegt und ihn um nichts bitten mag, an den er jetzt allein angewiesen ist.

Für jeden Menschen kommt einst die Zeit, der Augenblick, in welchem er an den Vater ganz allein gewiesen ist, in welcher eine Zukunft vor ihm liegt, von der er nichts sieht als den Vater. Da muß er sich der Lehre Jesu erinnern, daß, wer in seinem Namen den Vater bittet, empfange. Nur dann erfüllet die vollkommenste Freude die Aussicht auf jene Zukunft.

Der du bist in dem Himmel!

Das Gebet Jesu bei dem Beginne seiner Leiden war ein Aufblick zum Himmel. Er warf sich auf die Kniee nieder, und seine Augen erhoben sich sehnsüchtig zu den Wolken. Ueber der Erde, über den Menschen, in der Höhe, wo alles Uebrige gleich einem Sandkorn verschwindet, ist der Vater. Von dort kommt die Hilfe; denn schon der Aufblick zum Himmel entrückt den Menschen der Erde und der Tiefe des Staubes. Wo das Auge weilet, da zieht es das Herz nach, und wie dem Auge, von jenem Raum aus betrachtet, alles Irdische als ein Staubkörnlein vorkömmt, so weicht alle Last des Irdischen von dem emporgehobenen Herzen. Der Aufblick zum Vater ist ein Aufblick in die Welt der Hoffnungen. Wo der Vater ist, da sind die höchsten Gaben. Darum kam ein Engel vom Himmel, und stärkte den betenden Jesus.

Dem Sterbenden verschließt sich der Blick auf die Erde, und es eröffnet sich ihm dafür der Aufblick zum Vater. Dort ist von nun an die Welt aller seiner Hoffnungen. Er ruft zum Vater, und der Vater ist im Himmel. Irdisches konnte der Sterbende nicht anrufen, weil er es verlassen muß; aber

der Vater, der Alles geben kann und Alles geben will Denen, die ihn im Namen seines Sohnes darum bitten, verläßt ihn nicht mit dem Irdischen. Er ist über der Erde, ist im Himmel!

Der Aufblick zum Himmel ist der einzige Ruhepunkt für das Auge eines jeden Menschen. Wo will er es hinwenden, von wo es nicht wieder vertrieben würde? An was will er es weiden, das ihn nicht mit um so größerer Trauer erfüllen wird, je größer seine Freude war? Nur zum Himmel kann er es im letzten Augenblick noch richten, nur dieser steht noch vor seinem Blick, wenn schon für alles Andere sein Aug verdunkelt ist.

Die Worte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel" sind hinreichend, wenn sie nicht blos gesprochen, sondern auch gefühlt werden, die höchste Andacht in unserem Herzen zu erregen. Sie sind stark genug, es ganz auszufüllen, weil sie an das Höchste erinnern, und entfernen jedes andere Gefühl, weil sie das einzig Bleibende in sich enthalten.

In solchem Andachtsgefühle vorgebracht, umfassen die folgenden sieben Bitten das Vorgefühl und die Sehnsucht nach allen Gaben des Himmels, die uns durch Jesus zu Theil werden sollen.

Geheiliget werde dein Name!

Jesus ging, von dem Aufblicke zum Vater gestärkt und getröstet, dem Leiden mit dem Wunsche, daß der Name des Vaters geheiliget werden möchte, entgegen. Dieser Gedanke ward durch das Gebet, das er am Oelberge verrichtet hatte, herrschend in seiner Seele: Der Vater wird sich verherrlichen in mir, und auch dieses Leiden wird zur Verherrlichung dienen. In dem Namen des Vaters liegt das Ewiggute; in seinem Namen will ich leiden. Das Leiden ist das Vorübergehende, das Bleibende die Verherrlichung. In dem Vater werde ich verherrlichet werden. Ja, die Verherrlichung des Vaters selbst wird mein Lohn seyn.

Der Sterbende betet: Vater im Himmel, verherrliche

dich vor mir, laß mich an deiner Verherrlichung Theil nehmen! Wem dieser Wunsch nicht einst erfüllt würde, wer nicht einst den Vater verherrlicht sähe, und an seiner Verherrlichung Theil nehmen dürfte, der hätte umsonst gelebt, und wenn ihm auch alle Wünsche auf Erden erfüllt worden wären. Die Herrlichkeit des Vaters ist die Summe aller Herrlichkeiten.

Wie kann ein Mensch so thöricht seyn, über irgend einer der vergänglichen Herrlichkeiten diese einzige wahre, bleibende Herrlichkeit zu vergessen, in der sich Alles vereiniget, was der Mensch für sich und für Andere wünschen, um was er bitten kann!

Zukomme uns dein Reich!

Der reumüthige Schächer am Kreuze heiligte den Namen Gottes, indem er zu dem frevelnden Schächer sprach: Fürchtest du Gott noch nicht, da du verurtheilt bist? Wir leiden, was wir verdient haben; aber dieser da leidet unschuldig. Dann wandte er sich zu Jesus, und bat ihn: Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst! Jesus erwiderte ihm: Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn. Jesus hatte seinen Blick auf das Reich seines Vaters gerichtet, das ihm noch an diesem Tage zukommen sollte, und versprach auch dem reumüthigen Sünder die Aufnahme in dasselbe.

Der fromme Sterbende eilt dem Paradies entgegen; das Reich Gottes kömmt ihm zu. Er wird alle Herrlichkeit des Vaters sehen, die derselbe in seinem Reiche ausbreitet. Eines und dasselbe ist es im Grunde, um was er in jeder der sieben Bitten bittet; denn nur Eines ist das Höchste. Aber in siebenfachem Lichte strahlt die Herrlichkeit des Herrn über alle Menschen. Der Name Gottes wird vor uns verherrlichet werden; schon in seinem bloßen Namen, den alle Engel in Ewigkeit lobpreisen, in dem bloßen Gedanken an Gott, den wir dann gesehen haben, sehen, und sehen werden, wird uns das vollkommenste Maaß der Freude zu Theil werden. Diese unendliche, unermeßliche Freude wird noch erhöht in

uns, wenn wir bedenken, daß Millionen Geschöpfe sie mit uns theilen, daß gleichsam ein großes Reich seyn werde, in welchem Alle sich um ihren Herrscher, ihren Vater, ihren Wohlthäter sammeln, in welchem jeder Einzelne die Gaben genießt, die Alle genießen. Der Augenblick des Todes ist der Eintritt in dieß große Reich, in welchem alle Hoffnungen sich erfüllen werden. Alle Gedanken weichen zurück in deiner Seele, frommer Sterbender, um diesem Einen Platz zu machen: Heute noch werde ich bei Jesus im Paradiese seyn! Er denkt meiner in seinem Reiche!

Jeder Mensch darf denken: Heute noch kannst du bei Jesus im Paradiese seyn; und wenn auch nicht heute, wie bald, wie bald! Hast du ein leidenvolles Leben, so ist es eben, als ob du ein etwas schwereres Sterben hättest. Du mußt einige Stunden länger neben Jesus am Kreuze hängen. Aber dann wirst du mit ihm im Paradiese seyn!

Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden!

Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst, — betete Jesus.

Der Wille des Menschen ist der Geist des Menschen, und eine Einigung seines Geistes mit Gott ist eine Einigung seines Willens. Uns, die wir in seinem Reiche seyn werden, ist Gott Herr und König. Wer sich seinem Willen nicht unterwirft, kann nicht in seinem Reiche seyn. Den dem Willen Gottes entgegenlaufenden Willen erzeugen die Sinne, gegen die wir im Leben zu kämpfen haben. Diese Feinde unseres Geistes bleiben zurück im Staube, wenn wir sterben. Die Seele des Sterbenden wird, ganz Eins mit dem göttlichen Geiste, mit dem göttlichen Willen, in den Himmel sich emporheben, wenn sie nur während des kurzen Erdenkampfes sich nicht hat überwinden lassen.

Dauert aus im Kampf des Lebens, der so kurz währt! Die Feinde des göttlichen Willens unterliegen und werden niedergeschmettert von dem Augenblicke des Todes, ohne uns

ferner von dem Göttlichen trennen zu können, wenn wir nur bis dahin nicht unterliegen.

Gib uns heute unser tägliches Brod!

Jesus dürstete am Kreuze. Die Soldaten tränkten ihn mit Essig. Es war dieß die einzige Erquickung, die ihm am Kreuze zu Theil wurde, wo er so lange schmachtete. Aber der Schmachtende war deßwegen nicht vergessen, und Gott gab seinem Sohne die höhere Erquickung, um die er flehte im Innersten seines Herzens. Alle innere und äußere Erquickung kömmt von dem Herrn, und wenn wir nicht ihn darum anflehen, von wem können wir sie erwarten?

Auch der Sterbende, der keiner leiblichen Erquickung mehr bedarf, muß wie alle Tage um Nahrung und Erquickung zu Gott flehen, der der Erhalter und Ernährer Aller ist. Er wird das Brod des ewigen Lebens erhalten. In Gott und durch Gott allein wird er leben, und all sein Wesen wird in ihm die Sättigung finden.

Wer ist, den Gott nicht erquicke? Nur der Staub kann hungern, der Geist erhält eine ewige Speise.

Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern!

Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun — war das Wort des Heilands, als er ans Kreuz genagelt wurde. Er flehte um Vergebung für die Sünder. Er verzieh ihnen, ohne selbst der Verzeihung zu bedürfen, da er ohne Schuld war.

Ein Sterbender hat nichts mehr nöthig, als die Verzeihung des Vaters. Ohne diese kann er nicht in das Reich desselben eingehen. Diese Bitte aber hat Jesus für jeden Sterbenden, selbst zum Vater gerichtet. Ehe wir noch im Namen Jesu zum Vater um Verzeihung unserer Sünden rufen, hat er selbst für die Sünder zum Vater gebetet.

XXVIII.

Der ſechste Sonntag nach Oſtern.

Jeſus, der zuverläſſigſte Beſchützer.

Joh. XV., 26—27.; Joh. XVI., 1—4.

Wir müſſen unſern Schuldigern verzeihen, wie Jeſus uns verziehen hat, wenn wir ſeiner Fürbitte nicht unwürdig werden wollen. Darum hat Jeſus ſelbſt uns angewieſen, zugleich mit der Bitte um Verzeihung, die wir in ſeinem Namen an den Vater richten, die Verſicherung unſerer eigenen Verſöhnlichkeit zu geben. Frevelnd geht Derjenige aus der Welt hinweg, welcher mit einem ſeiner Beleidiger noch in Feindſchaft ſteht; denn er ſcheint für ſich ſelbſt keine Barmherzigkeit zu hoffen und zu verlangen. Einem Solchen werden ſeine Sünden nicht vergeben werden, er wird nicht in das Reich Gottes eingehen.

Kein Menſch weiß, wann er der Verzeihung des Vaters ſo dringend bedürfen wird. Jeder Augenblick, in welchem du mit deinem Feinde noch unausgeſöhnt biſt, kann der Augenblick deines Todes, deiner Verwerfung ſeyn. Jeder Augenblick, um den du die Ausſöhnung verzögerſt, verringert nothwendig das Maaß der göttlichen Barmherzigkeit gegen dich. Denn dir wird verziehen, wie du verzeiheſt. Verzeihe ganz, wenn du volle Barmherzigkeit erlangen willſt! Was du an Barmherzigkeit verſäumſt, wird vielleicht kein ſpäterer Augenblick mehr ganz gutmachen können.

Führe uns nicht in Verſuchung!

Mein Gott, mein Gott, warum verläßt du mich? —

rief selbst der schuldlose Erlöser, da er in namenloser Angst am Kreuze hieng. Die Natur lächelte ihm Trost zu, und eine himmlische Gnade überfloß ihn.

Mein Gott, verlaß mich nicht in diesem Kampfe! Dieser wird wohl der letzte Ausruf der meisten Sterbenden seyn. Aber da wird der Nebel schwinden, der seine Augen bisher umflorte, lösen werden sich die Schmerzen, die unter ihrem Drucke ihn gefesselt hielten. Eine neue Welt wird ihn umjauchzen. Gott, Gott, von dem er sich verlassen wähnte, vor seinem Auge sichtbar! In aller Fülle seiner Glorie Gott ihm nahe! Nie wieder auch nur scheinbar von Gott verlassen!

Kein Augenblick im Leben, so fürchterlich er uns dünken mag, ist gottverlassen. Selbst die Augenblicke der stärksten Versuchung sind von ihm bewacht. Er ist mit uns, wohin wir auch geführt werden mögen. Aber wir bedürfen des Gebetes; daß wir nicht selbst, sobald seine Gnade ihn uns nicht mehr so freundlich offenbaret, von ihm uns entfernen.

Sondern erlöse uns vom Uebel!

Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!

Der letzte Seufzer jedes christlich, d. h. nach Jesu Beispiel Sterbenden! Von hier hinweg in deine Hände, — o Vater, du bist das Alles des Dahinscheidenden!

Je inniger und vertrauter das Anschließen des Geistes an Gott während des Lebens auf Erden, desto sanfter und zuversichtlicher — der Hintritt zum Vater. Je öfter du nach Christi Lehre gebetet, desto besser wirst du auf dem Sterbe-Bette nach Christi Weise beten, und desto ähnlicher mit dem auferstandenen Christus wirst du, wenn die Deinen an deinem Grabe trauern, alle deine Bitten an dir erfüllt sehen! —

Endlich: Jesus ist der zuverlässigste Beschützer.

Als solcher stellt er vorzüglich in den Worten des heutigen Evangeliums sich dar:

„In der Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde,

der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird Zeugniß von mir geben; und auch ihr werdet Zeugniß geben, weil ihr von Anfang an bei mir waret. Dieß sage ich euch vor, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch von den Synagogen ausstoßen; ja, es kömmt die Zeit, daß ein Jeder, der euch tödtet, Gott einen Dienst zu erweisen vermeinen wird. Das werden sie euch aber darum thun, weil sie weder meinen Vater, noch mich kennen. Ich habe euch dieses vorher gesagt, damit, wann die Zeit kommen wird, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe."

Das Gefühl, einen Schützer um sich zu haben, einen mächtigen Helfer in allen ihren Nöthen, war das erste, welches in den Gemüthern der Apostel nach ihrem Bekanntwerden mit Jesus Eingang fand. Denn es ist in der menschlichen Natur gegründet, daß sie wie die irdischen Bedürfnisse, so auch die Mittel zu deren Abhilfe schneller erkenne und empfinde, als was auf das Geistige Bezug hat. Schon mehrmals haben wir es betrachtet, wie die Apostel und Jünger vor Allem in dieser Hinsicht an Jesus sich anschlossen, und wie auch Jesus, eben wegen dieser natürlichen Beschaffenheit der Menschen, bei Allen, die um ihn waren, damit anfieng, sie sich auf diese Art zu nähern. Wir haben gesehen, daß seine erste, durch die Gesandtschaft des Johannes an ihn veranlaßte Offenbarung Dessen, was er den Menschen seyn und werden wollte, darin bestand, sich als den Sieger über die herrschenden Uebel der Erde, als Denjenigen zu erweisen, bei welchem Jeder seine Rettung finden könne. Unzählig waren die Wunder, die er zu diesem Zwecke wirkte. Vor der kleinsten, wie vor der größten Gefahr schützte er die Seinen. Einen reichen Fischfang wie die Erhaltung ihres Lebens auf dem stürmenden Meere verdankten sie Jesus. Ueberall wurde er als Schützer angerufen gegen Mangel und Ungemach, gegen Krankheit und selbst gegen Tod. Niemals wurde er um Hilfe angesprochen, ohne daß er geholfen hätte, wenn die Hilfe auch noch so schwer

oder gar unmöglich zu seyn schien. Wie seltsam mußte es den Seinigen zu Muthe seyn, als sie nach allem diesem Ihn selbst, der schon so Vielen in den schrecklichsten Lagen und Gefahren geholfen hatte, anscheinend der ganzen Wuth seiner Feinde bloßgegeben, wehrlos allen nur immer möglichen Leiden gegenübergestellt, gleichsam von Erde und Himmel verlassen sahen! Von Ihm, der sich ihrer Meinung nach selbst nicht zu helfen vermochte, der vor ihnen Allen der Hilfe bedürftig gewesen wäre, konnten sie für sich in Zukunft keine Hilfe mehr erwarten. Die schönsten und verständlichsten Winke, die Jesus ihnen darüber ertheilte, und die, in ihrem ganzen Umfange und ihrem ganzen Inhalte betrachtet, jeden Zweifel von ihnen hätten entfernen müssen, giengen damals an ihnen verloren, weil die Verwirrung und die Bestürzung über jene unerwartete, seltsame Erfahrung ihnen eine ruhige Auffassung und Beurtheilung des Vorgehenden nicht erlaubten. Vergebens hatte Jesus ihnen Alles vorhergesagt, wie es kommen würde, sie bei den mannigfaltigsten Anlässen und auf die verschiedenste Weise daran erinnert, vergebens hatte er im Voraus sie selbst ermahnt, durch Gebet und Betrachtung auf die Zeit der Trübsal sich vorzubereiten, und hatte tröstende Hoffnungen in ihren Herzen zu erwecken gesucht; vergebens hatte er ihnen noch im Beginne seiner Leiden bewiesen, daß er mit Einem Worte alle seine Feinde zu Boden stürzen könnte, und hatte selbst alle ihm zu leistende Hilfe verboten. Sie verstanden seine Winke nicht; sie gewahrten nicht das Einzige, was sie auch in der Zeit der Leiden völlig unverändert sahen, seinen standhaften Muth und seinen himmlischen Frieden. Sie flohen auseinander wie eine Heerde, deren Hirt geschlagen ist. Als vollends Jesus gestorben war und sein Leichnam in dem schauerlichen Grabe lag, da glaubten sie nicht nur ihres Schützers für immer entbehren zu müssen, sondern sie fühlten sich auch schwächer und gebrechlicher, als je; sie waren niedergedonnert von dem Gedanken, was Er gelitten und wie Er geendet, der doch während seines frühe-

ren Lebens ſo viel vor ihnen voraus hatte in Bezug auf Leiden und Uebel, daß ſie ihn ſelbſt als ihren Helfer angeſprochen hatten. In demſelben Grade, wie zu dieſer Zeit das Gefühl ihrer Verlaſſenheit und Schwäche, wurde durch die Auferſtehung Jeſu das ihrer Stärke und des vollkommenen Schutzes, den ſie in Jeſus genoſſen, rege. Er, der zuvor durchbohrt in Händen und Füßen am Kreuze hieng, der, zu Verweſung und Moder beſtimmt, lebenlos im Grabe lag, ſtand jetzt lebendig als Einer, dem der Tod nichts anhaben kann, und der ſelbſt mit durchbohrten Gliedern umherwandelt, unter ihnen. Sie konnten nicht mehr fürchten, daß ihnen ihr Schützer auf irgend eine Weiſe entriſſen werde, da ſie keinen Verluſt kannten, als durch den Tod, dem Jeſus trotzte. Nun mußten ſie einſehen, daß Jeſus gar wohl im Stande geweſen wäre, alle über ihn ergangene Leiden von ſich abzuwehren, daß er nur freiwillig denſelben ſich hingegeben, nur aus beſonderen Abſichten die ihm ſo nahe liegende Hilfe verſchmäht habe. Sie konnten nun auch für ſich nichts mehr fürchten, da ihnen ein ſo überaus zuverläſſiger Beſchützer zur Seite ſtand. Und auch dieſes mußten ſie als eine herrliche Folge des freiwilligen Todes Jeſu erkennen. Sich erinnernd an die in dem heutigen Evangelium enthaltenen Vorausſagungen, welche noch nicht ſo ganz in Erfüllung gegangen waren, hatten ſie keine Furcht mehr für die Zukunft, da ſie es nun erfahren hatten, daß Jeſus wahrhaft Herr ſey über Alles, was da auf Erden geſchehe, und daß er aus unendlicher Liebe zu den Menſchen eher ſelbſt das Schrecklichſte erdulde, als daß er ihr Verderben zugebe.

Es erfüllte ſich in der Folge, was Jeſus hier angedeutet hatte. Viele ſeiner Jünger und Anhänger mußten ihm auf dem Leidenswege nachgehen, indem ſie um ſeinetwillen verachtet und verfolgt, aus den Tempeln geſtoßen, ja ſogar zum Tode geſchleppt wurden. Sie unterzogen ſich dieſem Schickſale mit der unerſchütterlichſten Ruhe, mit dem freudigſten Muthe um Jeſu willen, der ihnen Alles war, und

von dem ſie wußten, daß er im Grabe noch ſie gegen ihre Feinde zu verherrlichen vermöge.

Auch als dieſer treuer, zuverläſſiger Beſchützer bleibt Jeſus bei den Seinigen bis an das Ende der Welt. Es iſt ein ſchöner chriſtlicher Glaube, daß jeder Menſch ſeinen Engel habe, der ihm von Gott zugegeben ſey, um ihn zu ſchützen gegen die Gefahren des Leibes und der Seele. Das Geſchäft dieſes Schutzengels kann nur Eines ſeyn: ſeinen Schützling feſthalten an Chriſtus, da er ſelbſt unſer liebevoller, immer naher Beſchützer iſt. Das Zeichen der höchſten Schmach und Leiden auf Erden, das Kreuz, iſt das Zeichen des Sieges und der Freude geworden, durch den Erlöſer. Darum iſt es ein überaus ehrwürdiger, heilig zu haltender Gebrauch chriſtlicher Hausväter, daß ſie die Ihrigen, namentlich vor dem Schlafengehen, mit dem heiligen Kreuze bezeichnen, von dem ja aller Segen kömmt, den die Welt empfängt. Das heilige Kreuz iſt der Hirtenſtab, dem wir folgen, und der uns zu unſerem Schutze vereinigt hält. Es iſt das Erſte, was uns in dieſem Leben in das Auge fällt, und das Einzige, was uns auf unſerem Grabe noch treu bleibt. Es iſt das Zeichen unſeres Glaubens, unſerer Hoffnung, und unſerer Liebe, und zwar eines Glaubens, der keiner Beſtätigung, einer Hoffnung, die keiner Bejahung, einer Liebe, die keiner Beruhigung mehr nöthig hat. Das Grab iſt fortan nur ein Ort, wo wir mit unſerem Hirten ruhen. Wie es auf unſerem Grabe aufgerichtet iſt, ſo wird es auch jenſeits noch hellſtrahlend vor unſeren Augen ſtehen, das heilige Kreuz, an welchem wir hienieden uns gehalten, das uns hingewieſen hat in die Heimath, deſſen Anblick uns ſo wohlgethan, uns ſo erfreut hat. Das Kreuz iſt nichts Irdiſches mehr, es iſt etwas Heiliges, Himmliſches.

Das heilige Kreuz, als das Zeichen der Verherrlichung Jeſu Chriſti, iſt daher auch unſer beſter Schutz in den Verſuchungen, welche für uns größere Feinde ſind, als Leiden

und Tod. Es erhält uns aufrecht, erinnert uns an die Heimath, tröstet und erquickt uns.

Es ist unser Schutz in der Todesstunde, der wichtigsten unseres Lebens. An dem Kreuze starb Jesus, des schmählichsten und schmerzlichsten Todes, und so ist der ängstlichste, qualvollste Tod nur ein Weg, auf dem wir Jesus nachfolgen. Freilich, welch' ein trauriger Anblick war das Kreuz, da es auf Golgatha stand, da der Leichnam Jesu an demselben hieng und sein Blut es bespritzte! Wie hätte da so gerne jedes mitleidige Auge davon weg sich gewendet, wenn nicht die Liebe es daran festgehalten hätte! Aber jetzt leuchten um das Kreuz die Strahlen der Auferstehung, in Segensthau verwandelt ist jeder Blutstropfen, der an demselben klebte, und als ein Schatz des Himmels wird es betrachtet. Ein Blick auf das heilige Kreuz lehrt uns auf dem Sterbebette, in was auch unsere Noth und unser Elend sich verwandeln wird, es lehrt uns, wie wir die Stätte irdischer Leiden und Betrübniß in den Schauplatz einer überirdischen Kraft und Herrlichkeit, und einer unendlichen Gnade umzuschaffen vermögen.

Jesus breitet seinen schützenden Arm über die ganze Welt aus. Ihm, als dem besten Führer, als dem größten und ewigen Wohlthäter, als dem zuverlässigsten Beschützer gebührt von uns Gehorsam, Dank, Vertrauen.

Auch diese drei Eigenschaften, welche die Hirtenliebe Christi zu uns nothwendig in uns hervorrufen soll, wollen wir ganz kurz noch etwas näher betrachten.

Jedem Menschen ist ein genau bestimmter Kreis auf Erden angewiesen, den er ausfüllen, aus dem er sich nicht entfernen soll. Alles, was er ist und hat, ist ihm gegeben, und in Allem zugleich der Zweck, wozu er es ist und hat. Jesus zeichnet ihm durch innere Stimmen und auf mannigfaltige andere Weise den Weg vor, den er gehen soll, und so braucht er ihm nur zu folgen; sein ganzes Leben kann Gehor-

sam gegen Jesus seyn, wenn er nur den Willen dazu hat. Jesus führt ihn, er darf nur folgen.

Eben so fodert jeder Augenblick durch unzählige Wohlthaten uns zum Danke auf. Der Dank besteht darin, daß wir alles Empfangene als göttliche Wohlthat erkennen und als solche hoch halten. Wir sollen die Liebe Jesu zu erwidern suchen und in der Gnade, womit Gott uns überschüttet, unsere hohe Bestimmung wie in einem Spiegel schauen.

Unser Vertrauen zu Jesus soll so groß seyn, daß nichts im Stande ist, uns auch nur einen Augenblick von ihm zu trennen. Mit ihm vereinigt, sollen wir nichts fürchten. Er zeigt uns ja im Schmerz die Freude, im Tod die Auferstehung.

Gehorsam, Dank und Vertrauen sind in ihrer Vereinigung unsere Liebe zu Jesus. Je mehr wir von diesen Empfindungen gegen ihn erfüllt sind, desto größer und lauterer ist unsere Liebe zu ihm, desto inniger sind wir mit ihm verbunden. Nur in Ihm, in Gott sollen wir uns selbst empfinden, nur als gottliebende Wesen sollen wir uns unser bewußt seyn. Nur diese Empfindung, dieses Bewußtseyn wird nach unserem Tode unser Leben ausmachen, und wenn schon hier auf Erden in unserem Innern diese Empfindung und dieses Bewußtseyn das einzige Herrschende sind, wenn wir schon hier von allen Beziehungen, die sich uns darbieten, keine als die zu Gott als Grund-Beziehung festhalten, wenn wir uns schon hier als Wesen betrachten, die geschaffen sind, um in Gottes unendlicher Herrlichkeit selig zu seyn, um liebend an ihm zu hängen, — dann versetzt der Tod in keine neue Welt uns, dann nimmt das Grab uns nichts; nur unsere Liebe schwebt höher, empor über die Wolken, dem himmelanschwebenden Jesus nach.

XXIX.

Der Pfingſt-Sonntag.

Der heilige Geiſt.

Joh. XIV., 25—31.

„In der Zeit ſprach Jeſus zu ſeinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben. Wir werden zu ihm kommen, und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebt, der hält mein Wort nicht; und die Rede, welche ihr gehört habet, iſt nicht mein, ſondern des Vaters, der mich geſandt hat. Dieſes habe ich zu euch geredet, da ich bei euch war; der Tröſter aber, der heilige Geiſt, den der Vater in meinem Namen ſenden wird, der wird euch Alles lehren und eingeben, was ich euch geſagt habe. Ich laſſe euch den Frieden; meinen Frieden gebe ich euch.

Ich gebe ihn euch nicht, wie ihn die Welt gibt; euer Herz werde nicht beſtürzt, und fürchte ſich nicht. Ihr habet gehört, daß ich zu euch geſagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch. Wenn ihr mich liebet, ſo würde es euch ja erfreuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater iſt größer als ich. Nun habe ich's euch geſagt, ehe es geſchieht, damit ihr glaubet, wenn es geſchehen ſeyn wird. Jetzt werde ich nicht viel mehr mit euch reden; denn es kömmt der Fürſt dieſer Welt. Er hat aber nichts an mir, ſondern er kömmt nur, damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie mir der Vater befohlen hat.“

Zu der Zeit, wo dieſe Worte Jeſu, gleichfalls bei dem Abſchiede vor ſeinem Leiden geſprochen, in Erfüllung giengen,

wo der verheißene heilige Geist sichtbar und in seiner Fülle über seine Jünger und Apostel herabkam, war Jesus abermals hinweggegangen von ihnen. Nur vierzig Tage hatte er nach seiner Auferstehung aus dem Grabe noch bei ihnen auf Erden zugebracht, und hatte während dieser Zeit sein Werk an ihnen vollendet, indem er sie mit unerschütterlichem Glauben an ihn, mit der feurigsten Liebe zu ihm erfüllte, sie in ihrem Berufe der Verkündigung seiner Lehre und der Beseligung der Menschheit unterwies und stärkte, und namentlich den Petrus zum Felsen machte, auf den er seine Kirche gründete. Kurz vor dem Pfingstfeste, welches die Juden zum Andenken daran feierten, daß sie am fünfzigsten Tage nach ihrem wunderbaren Auszuge aus Aegypten am Fuße des Berges Sinai von Gott durch Moses das Gesetz empfangen, stand er zum Letztenmale unter den versammelten Aposteln auf dem Oelberge, wiederholte ihnen die so oft gegebene Versprechung der Sendung des heiligen Geistes, segnete sie und schwebte dann, von Allen gesehen, in dem Lichte seiner göttlichen Verklärung, langsam und feierlich empor in den Himmel. Leuchtende Wolken nahmen ihn auf, und das Auge der Menschen erreichte ihn nicht mehr.

Wir wissen aus den vorhergehenden Betrachtungen, daß dieser Verlust der irdischen Nähe und des irdischen Umganges mit Jesus, welcher für die Apostel und Jünger sehr bedeutend war, weil ihr Geist sich daran aufrichtete, ihnen durch die Herabkunft des versprochenen heiligen Geistes ersetzt wurde, daß ihnen vor Allem in dieser Hinsicht der heilige Geist ein Tröster war. In dem heiligen Geiste kam Jesus neuerdings zu ihnen; aber, wie er schon nach seiner Auferstehung eine verklärtere Gestalt angenommen hatte, so nun in einer noch größeren Verklärung, als eine noch göttlichere Erscheinung. Was ihnen zuvor durch das Mittel der Sinne zu Theil geworden war, empfieng ihr Geist nun unmittelbar; wie ein himmlisches Feuer durchdrang der Geist Jesu ihre ganze Seele. Sie empfanden jeden Augenblick neue Kraft, neue Weisheit,

neue Freude, ſo wie es war, da Jeſus noch unter ihnen weilte.

Aber auch ganz neue Gaben empfiengen ſie an dieſem wichtigen, heiligen Tage.

Jeſus vereinigte ſich jetzt noch inniger mit ihnen, als dieß vorher der Fall geweſen war. Er war im Geiſte von nun an ganz mit ihnen vereinigt. Seine Laufbahn auf Erden war nun geendigt, und wenn er nun auch nicht mehr als Menſch zugegen war, und in dieſer Hinſicht den Menſchen ferner ſtand, ſo hatten ſie ihn dafür als ihren Gott erkannt, und waren nun im Stande, ihn als Gott eben ſo feſt, ſo liebend, mit ſo klarem Bewußtſeyn zu umfaſſen, wie zuvor als Menſchen.

Die Zeit war zwar vorüber, in welcher der Sohn Gottes, zum Staube ſich erniedrigend, von den Wolken herabkam, und auf Erden wandelte; aber es war dafür die noch ſchönere, erhabenere Zeit gekommen, in welcher die Herzen der Menſchen emporſtiegen vom Staube zu dem Sohne Gottes, empor von der Erde zu den Wolken.

Das Pfingſtfeſt war ferner die Zeit, in welcher nicht nur der Segen des Erlöſers, ſondern auch der ewige Rathſchluß Gottes an der Menſchheit ſich ganz erfüllte. Zugleich mit ihrer Erkenntniß Gottes, indem nun erſt die Menſchen das Geheimniß der allerheiligſten Dreifaltigkeit gewahrten, gedieh ihr eigenes Weſen zur Vollkommenheit. Denn vermöge der unendlichen Güte Gottes beſtand die allmählige Zunahme der Erkenntniß Gottes von Seite der Menſchen in einer Zunahme ihres Heiles, in einer Zunahme der göttlichen Wirkungen, die ſie an ſich erfuhren. Das begründete die ewige, unzertrennliche Vereinigung der Menſchen mit Gott, daß ſie an ihnen ſelbſt ihn kennen lernten, daß an ihrem eigenen Weſen jede Offenbarung der Gottheit ſich ausſpricht. Der erſte Menſch, als er die Seele empfangen hatte durch Gottes Odem, als er ſein Leben fühlte mit allen Wonnen, die es beſonders damals noch an ſich trug, lernte Gott als ſei-

nen Schöpfer kennen. Seine Seele war ihm der erste Spiegel der Gottheit; denn er war nach Gottes Ebenbild geschaffen. Alles, was um ihn her war, und was er mit seinen Sinnen ergriff, war gleichsam für ihn nur eine Erklärung seiner selbst, und enthüllte ihm die Tiefen seiner eigenen Seele. Wenn er emporsah gegen Himmel, und das Licht der Sonne ihm in das Antlitz schimmerte, daß seine Augen sich darüber erfreuten, und sein Herz sich darob entzückte, so schien es ihm zu sagen: Siehe, das kannst du fassen und fühlen! Das kannst du ergreifen in deinem Innersten! Dein Auge reicht bis zum Himmel, und deine Gedanken heften sich an die Wolken! Wenn das Paradies ihm eine überschwengliche Welt voll Herrlichkeiten zur Schau bot, sein Ohr mit den melodischen Gesängen der Vögel und seinen Sinn mit Frühlingsdüften ergötzte, so schien das nur eine Sprache, welche ihm zurief: Alles, alles das bist du im Stande, in dich aufzunehmen, vermagst die kleinsten Schönheiten zu erblicken, und das Ganze zu überschauen, und eine noch viel herrlichere Welt in deinem Innern erwacht von dieser äußeren Berührung! — Und als dann Gott selbst vor ihn trat, und ihm sichtbar wurde, und von der Nähe des Vollkommensten alle seine Vollkommenheiten in jauchzendem Bunde in ihm selbst sich erhoben, als alle seine Kräfte ihr Leben und ihre Bestimmung feierten, — und es ihm zugleich klar wurde, alles dieß, diese ganze Unendlichkeit sey ihm von Gott gegeben, — — da war sein Selbstgefühl, sein Erstaunen über sich selbst sowohl die schönste erste Belehrung über die Gottheit, als auch der lauterste Quell der Liebe und der Andacht. An diesen dem Menschen von Gott gegebenen Kräften, an dieser in ihn selbst gelegten Welt zog sich seine Liebe, seine Andacht groß; jede neue Empfindung war eine neue Belehrung über Gott, seinen Schöpfer. Gott leitete diese seine Erziehung. Er führte ihn in dem Paradiese umher, zeigte ihm alle Thiere, unterwies ihn. Er gab ihm eine Gehilfin, der er sich mittheilen, und aus deren Verbindung mit ihm er neue Erkennt-

niß seiner selbst und der Gottheit schöpfen sollte. Ewigkeiten der wachsenden Erkenntniß Gottes an ihrem eignen Heile waren ihnen zugedacht. Aber um ihre freie sittliche Kraft, ihre Fähigkeit zur Vollendung kennen zu lernen, mußte ihnen ein Gebot gegeben werden. Esset nicht von der Frucht dieses Baumes da, sprach Gott zu ihnen, es ist der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen! Wenn ihr davon esset, so müßt ihr sterben! — Dieses heißt so viel, als: Wenn ihr davon esset, so wird Alles ganz anders mit euch werden. Ihr werdet nicht mehr mich in euch erkennen, euer Inneres wird euch kein Spiegel der Gottheit mehr seyn, die Natur wird euch nicht mehr an eure Vorzüge und Vollkommenheiten, sondern an Schwächen und Unvollkommenheiten, die dann an euch haften, erinnern. Ihr habt dann euern höchsten Werth, die Bedingung eurer Vollkommenheit dem Bösen hingegeben. — Alles dieß traf ein, nachdem die erste Sünde begangen war. Die sündigen Menschen verloren das Paradies, den unaussprechlichen Widerstrahl ihrer ungetrübten Kräfte, und nothwendig verwandelte sich die Natur um sie her zugleich mit ihrem Innern. Sie verloren den Anblick Gottes, und sahen sich selbst mit ganz andern Augen an. Sie sahen, daß sie nackt waren, d. h. Gefühle erwachten jetzt in ihnen, die ihnen zuvor ganz fremd gewesen waren — das Gefühl der Scham, und das der Scheue vor sich selbst. Sie gewahrten etwas an sich, was ihnen nicht mehr das Bild der Gottheit vorrückte. Sie wurden eine Gebrechlichkeit, eine Niedrigkeit an sich inne. Statt daß sie die Stufe der Erkenntniß des Guten und des Bösen hätten besteigen, ihre freie sittliche Kraft hätten ganz kennen lernen sollen, zerstörten sie dieselbe, und gaben sich dem Bösen hin. Sie zerstörten die reine Schöpfung Gottes an sich. Sie konnten Gott nicht mehr an sich kennen lernen, und damit war es um ihre Vereinigung mit ihm geschehen.

Es war gleichsam eine neue Schöpfung der Menschheit nöthig, wenn die schrecklichen Folgen der Sünde wieder auf-

gehoben werden ſollten. Gott, der ewig Erbarmungsvolle, beſchloß, die Menſchen zu ſeiner Erkenntniß zurückzuführen. Der Vater, welcher ſie erſchaffen hatte, ſandte ihnen ſeinen Sohn, ſie zu erlöſen. Hätten ſie nicht geſündigt, ſo würden ſie in dem Vater den Sohn, und in dem Sohne den heiligen Geiſt, ſie würden die allerheiligſte Dreifaltigkeit, und zwar durch ihre beſeligenden Wirkungen an ihnen ſelbſt kennen gelernt haben. So aber mußten ſie durch den Sohn zum Vater zurückgeführt werden; ſie mußten ihren Gott in ihrem Erlöſer kennen lernen, und durch ihn auf den Schöpfer wieder zurückkommen. Darum unterrichtete Jeſus die Menſchen von ſich ſelbſt und dem Vater. Dieſer Unterricht konnte indeſſen nicht mehr ein an ſich ſelbſt Erfahren ſeyn; es war eine Offenbarung, was den Menſchen zum Erſatz zu Theil ward. An ſich ſelbſt kennen lernen ſollten ſie Gott als Erlöſer; als Schöpfer konnte ihn das verdorbene Geſchöpf nicht mehr an ſich erkennen. Darum ward Jeſus Menſch, um ihnen zugleich das reine, lautere Geſchöpf in ſich zu zeigen. Er würde ſie an dieſem Bande zum Vater zurückgeführt haben, wenn ſie ſich hätten leiten laſſen, und auch der göttlichen Gerechtigkeit wäre ein Genüge geſchehen, wenn die Menſchheit durch Jeſus ſich wieder zu ihm gewendet hätte, da die Gerechtigkeit Gottes nicht blos durch Leiden und Buße, ſondern auch durch Reue und Wandel des Sinnes verſöhnt wird. Aber die Menſchen fielen noch tiefer, als zuvor, indem ſie die erneuete Gelegenheit, ſittlich gekräftiget zu werden, von ſich ſtießen. Es mußte die Barmherzigkeit Gottes ſich gleichſam erſchöpfen, um ſie auf den rechten Pfad zurückzubringen. Nicht nur der Spiegel der Gottheit mußte ihnen vor Augen geſtellt werden, ſondern zugleich der Spiegel eines zur Gottheit auf unverwandtem Pfade, in unaufhaltſamem Schwunge ſich emporhebenden Menſchen; und Jeſus mußte nicht nur ihnen den Weg zeigen, er mußte auch ſtatt ihrer das Vergangene wieder gut machen, weil ſie durchaus nicht aus freier Kraft ſich

emporzurichten trachteten. Er konnte nur durch körperliche Leiden ihre Buße auf sich nehmen, da der Ewigreine seiner Natur nach nichts von innerlicher Buße weiß. So betrachtet ist aber das Leiden des Erlösers nicht nur ein Gegenstand unserer höchsten Bewunderung und Andacht, sondern auch für jeden Menschen unaussprechlich rührend. So betrachtet, ist es ein Bild des innern Zustandes des Menschen nach der Sünde. Der Sünder kann, weil er seine Kraft selbst zerstört hat, die nur in der Lauterkeit besteht, sich nicht mehr erheben. Die göttliche Gerechtigkeit folgt nothwendiger Weise der Sünde nach, indem eine solche Seele dem Tode zueilt, und von allen den Verwüstungen getroffen wird, die Leiden und Tod, als Bild der Sünde, an dem Körper des Erlösers hervorbrachten. Nur durch Jesus ward den Menschen die verlorne Kraft, der Anblick der Lauterkeit, und die Weihe derselben, zurückgegeben. Und sie stießen ihn von sich! Da vollbrachte nun Jesus auf jene andere, schmerzvolle Weise die Erlösung, wie er, das Kommende von Ewigkeit vorausseheud, es von Anfang beschlossen hatte. Die Menschen sollten dennoch an dem Erlöser Gott wieder erkennen, durch ihn zu Gott wieder zurückgeführt werden. Sie lernten, dem durch sie selbst und ihr Beharren in der Sünde nothwendig gemachten Gange ihrer Entwickelung gemäß, Gottes Liebe in seiner Barmherzigkeit und seiner Aufopferung, seine Herrlichkeit in den von ihm vor ihren Augen verrichteten Wundern, kurz das ganze Wesen Gottes zunächst auf eine menschliche Weise, — freilich in einer Beziehung auf sich, aber nicht in der reinen unmittelbaren Beziehung, vermöge welcher sie sich zu Gott emporhoben, statt daß er zu ihnen herabsteigen mußte, — kennen. Aber mit diesem Anfange, wenn auch hinsichtlich des den Menschen ursprünglich bestimmten noch so klein, ist zugleich die Möglichkeit des ewigen Fortschreitens gegeben. Und dieß ist es, was jede wahre Christenseele in sich empfinden muß, was die ersten wahren Christenseelen in sich empfanden, und was sich etwa

so in Worten ausdrücken läßt: Jesus, der Sohn Gottes, hat uns erlöst; wie viel Dank und Liebe sind wir dem Erlöser dafür schuldig! Wie viel Dank und Liebe besonders wegen der Art dieser Erlösung! Mit welcher Demuth und Scham muß uns aber auch die Betrachtung erfüllen, daß die Menschheit auf solche Art, mit einem solchen Uebermaaße göttlicher Liebe und Barmherzigkeit erlöst werden mußte! Mit welcher Demuth und Scham besonders deßwegen, weil die Menschheit mit menschlichen Augen sehen, mit den äußeren Sinnen es ergreifen mußte, was von Anfang in ihr lebte, was ihrem Herzen eingeboren, was die Welt ihrer geistigen Beschauung war! Wie viel von dem Göttlichen, von dem Unerfaßlichen und Unbegreiflichen, muß dabei verloren gehen! Das Werk der Erlösung hatte vor Allem den Zweck, uns die Möglichkeit der Wiedervereinigung mit Gott, unsere sittliche Kraft wieder zu erringen! Aber darf der Christ auf diesem Punkt stehen bleiben? Alles liegt ihm in der Erlösung, weil in ihr das Göttliche in menschlichem Gewande sich ausdrückt, durch sie das Göttliche dem menschlichen Auge erkennbar geworden ist; erfassen, erschauen muß es aber der Christ nun selbst. Jesus errang uns die Möglichkeit, Gott, den Vollkommensten, in seiner Vollkommenheit zu erkennen; aber es war nicht der Sinn seines Berufes, für uns zu erkennen, für uns zu betrachten. Wir erkennen zwar durch die von ihm erhaltenen Offenbarungen so viel von dem Göttlichen, als nöthig, uns vor neuem Falle zu schützen, uns die sittliche Kraft zu erleichtern. Im Uebrigen sind wir geläutert, gereinigt, es in uns selbst zu erfahren, wieder unser eigener Spiegel der Gottheit zu seyn, und müssen unerläßlich selbst thätig werden.

Dann lernen wir Gott auch in unserem Beseliger kennen.

XXX.

Der erſte Sonntag nach Pfingſten.

Richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet werden.

Luk. VI., 36—42.

Jeder wahre Chriſt muß auf einen Punkt kommen, wo er Göttliches an ſich erfährt, ohne daß es ihm vor ſein menſchliches Auge geſtellt iſt; wo er ſich ſelbſt zu einem Spiegel der Gottheit wird, in welchem neue Herrlichkeit Gottes ſich aufrollt. Es muß eine Zeit für ihn kommen, in welcher der Geiſt Gottes, der heilige Geiſt, in ihm auflebt, in welcher er ſich ſelbſt zuruft: Das bin ich, und Das hat Gott in mir gewirkt! O wie anders erkenne ich ihn nun, wenn ich mein jetziges Weſen betrachte! Wie anders erkenne ich nun den Vater, den Sohn! Das Geheimniß der allerheiligſten Dreifaltigkeit iſt mir bewußt worden, und wenn ich auch die drei Perſonen der Gottheit durch drei Bedürfniſſe, meine Erſchaffung, meine Erlöſung, meine Heiligung, zunächſt inne geworden bin, ſo erkenne ich doch jetzt als Geheiligter das Göttliche, was ſich in mir ſchon als Erſchaffenem ausſprach, — das Göttliche, welches ich leider erſt durch die Erlöſung, durch den bitterſten Tod und das Opfer meines Herrn und Heilandes kennen lernen mußte, das Göttliche in ſeinem Umfange, das Göttliche, das in meiner ſittlichen Kraft, in meiner höchſten Würde ſich ausſpricht! Ein neuer Tag iſt mir geworden! Ich habe eine neue Herrlichkeit des Herrn geſehen!

So rieſen die verſammelten Apoſtel und Jünger Jeſu

an dem heiligen Pfingsttage, als gleich einem brausenden Sturmwinde und flammenden Zungen der heilige Geist von dem Himmel auf ihre Häupter sich herniedergoß. Nicht blos ihr Mund, auch ihr Herz verstand neue, zuvor nicht gekannte Sprachen. Sie jubelten laut auf und riefen:

„In Erfüllung gegangen ist es, was der Prophet Joel geweissagt hat. In den letzten Tagen, spricht der Herr, werde ich ausgießen von meinem Geiste über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden göttliche Aussprüche thun, eure Jünglinge göttliche Erscheinungen sehen, und eure Aeltesten prophetische Träume haben. Ja, über meine Knechte und über meine Mägde werde ich in jenen Tagen von meinem Geiste ausgießen, und sie werden prophezeihen, und einem Jeden, wer immer den Namen des Herrn anruft, wird Heil widerfahren!"

Der heilige Geist ist es, in welchem auch die christliche Kirche ihr ewiges Leben hat. Er bleibt bei ihr bis an's Ende der Welt, und als Gliedern der Kirche Jesu wird er uns mitgetheilt, sobald wir die dazu nöthige Selbstthätigkeit nicht versäumen. So finden wir in der Kirche die Vollendung unseres christlichen Lebens. Immer neu stellt sie uns die Wiederherstellung unserer sittlichen Kraft durch den Erlöser und die uns dadurch dargebotene Heiligung vor Augen, läßt uns den ganzen Verlauf unserer Erlösung und Heiligung mit erneuertem Blicke und neuer Rührung überschauen und in jedem Jahre neue Weisheit darin erkennen, neue Seligkeit empfinden.

Von ihr geleitet, haben wir auch bisher die Zeiten des Heiles im Geiste wiederholt, haben uns mit den Jüngern des Johannes gleichsam auf die Ankunft Christi durch Erweckung von Bußsinn und Betrachtung Dessen, der da kommen sollte, vorbereitet, dann Jesus als den wahren Messias, als Lehrer durch Wort und Beispiel, als Erlöser am Kreuze und wahren Sohn Gottes, bekräftigt durch seine wundervollen Thaten und namentlich seine glorreiche Auferstehung, als den Prin-

ger eines himmliſchen Tages und ewigen Verſöhner mit Gott erkannt, haben Gott in ſeiner allerheiligſten Dreifaltigkeit anbeten gelernt.

In der chriſtlichen Kirche haben wir nicht mehr blos ein irdiſches, ſondern auch ſchon hier auf Erden ein himmliſches Leben. Jeſus hat uns ja gezeigt, daß das Göttliche in Menſchengeſtalt auf Erden zu wandeln, auf menſchlichen Bahnen zu ſchreiten vermöge, und daß es ſogar ſeinen beſtändigen Wohnſitz auf Erden nehmen werde. Nicht als Gott wie Jeſus, aber göttlich nach dem Vorbilde Jeſu kann jeder der von ihm Unterrichteten, Erlöſten, Geheiligten, jeder Chriſt wandeln. Jeder kann ſich ſchon hier auf Erden in der heiligen Kirche mit dem Göttlichen vereinigen.

Der Inbegriff alles Göttlichen auf Erden iſt das Chriſtenthum, und ſo können wir mit Einem Worte die Erde in einen Himmel umwandeln. Eine Welt voll wahrer Chriſten wäre ein Himmel. In jeder Bruſt, in welcher es einzieht, ſchafft es den Himmel, und iſt in der Bruſt Alles himmliſch, ſo iſt dieſer Himmel auch um uns her, — mag uns umgeben, was da will. In ſeinem elterlichen Hauſe wie unter ſeinen Jüngern und Jüngerinnen, unter ſeinen höhnenden Feinden wie an dem blutigen Kreuze, überall war um Jeſus der Himmel, weil er in ihm war. Was wäre der Himmel, wenn Schmerz und Verfolgung, wenn die Außenwelt ihn zu zerſtören vermöchte! Die Erde mag noch ſo viele Schrecken und Qualen häufen, die Nähe Gottes vermag ſie nicht zu entfernen, und in ihr liegt der Himmel.

Der Chriſt wird ſelbſt auf ſichtbare Weiſe auf das Allerinnigſte mit ſeinem Herrn und Heilande vereinigt. Dadurch tritt er in ein ähnliches Verhältniß zu Jeſus, wie das, in welchem Jeſus während ſeines Lebens auf Erden zu ſeinem himmliſchen Vater ſtand. Er gewinnt dadurch einen ewigen, von Allem unabhängigen Haltpunkt auf Erden, und kann ſich ſchon hier immer in ſeiner ewigen Beziehung auf Jeſus denken, der ſich ſo vollkommen mit ihm vereinigt hat.

Dieß führt uns darauf, daß wir das Christenthum selbst als eine allgemeine ewige Beziehung der Menschheit auf Gott zu betrachten haben. Wir können freilich über das Göttliche, wir können über das Christenthum und über die Geschichte desselben, wie wir bisher gethan haben, die vielfältigsten und mannigfachsten Betrachtungen anstellen, und müssen dieß auch thun, weil gerade diese vielfältigen und mannigfachen Betrachtungen alle wie lauter Punkte Eines Kreises auf Einen und denselben Mittelpunkt, auf Einen Grundgedanken uns hinführten, und uns lehren, diesen Grundgedanken in allen unseren menschlichen Beziehungen zu erkennen und zu erfassen, ihn wahrhaft als Grundgedanken festzuhalten und in demselben zu leben und zu weben. Er ist aber folgender: Gott ist das Eine, Ewige, Allumfassende, und die vernünftigen Geschöpfe sind dadurch die göttliche Liebe, die sie zur Vereinigung mit Gott, zur Theilnahme an seiner Seligkeit bestimmt hat.

In dem Christenthume lebt rein die göttliche Liebe. Wir sind um so wahrere, um so bessere Christen geworden, je mehr wir durch das Christenthum uns haben dahin bringen lassen, uns in unserer Bestimmung, in Gott, in seiner Seligkeit allein zu fühlen. Wir sind nur da durch die göttliche Liebe, und all' unser Zusammenhang mit Gott ist seine Liebe zu uns, die auch uns der Liebe fähig machte und uns dadurch die Möglichkeit gab, auf's Innigste mit ihm vereinigt zu werden, mit ihm vereinigt zu bleiben, diese Vereinigung auch zu empfinden. Unsere Abhängigkeit von Gott in Allem wird Vereinigung mit ihm in Allem, wenn wir das uns möglich gemachte Gefühl der Liebe in uns aufnehmen.

So ist uns denn nichts mehr zu thun übrig, als in diesen Grund-Gedanken, in die göttliche Liebe, in Jesus uns gleichsam ganz zu versenken.

In diesem Geiste erwägen und überdenken wir nun die ferneren, nicht in so ganz unmittelbarer Verbindung mit dem Zweck und Sinn des Lebens Jesu, und darum erst jetzt

von der Kirche zur Beschauung uns aufgestellten Thaten und Aussprüche Jesu!

Wir werden überall den Geist der Liebe darin erkennen.

Seyd barmherzig, wie euer Vater auch barmherzig ist!

Das Geschöpf, das Kind der göttlichen Liebe, hat wie sein Werden so auch sein Fortbestehen nur in der göttlichen Liebe. Die höchste Gabe der göttlichen Liebe, — die Fähigkeit, sich selbst zu lieben, — welche uns die Möglichkeit des innigsten Vereintseyns mit Gott erhält, muß von uns selbst benützt werden, indem wir nämlich wirklich lieben, und zwar müssen auch wir in unserem ganzen Wesen, durchgängig Liebe seyn. Wir sind nichts, als was wir in unserer Beziehung auf Gott sind. Bleibt diese Beziehung bloße Abhängigkeit von ihm, wie sie nothwendig und von Anfang an besteht, so besitzen wir gar kein wahres Leben, weil wir dann nicht in Gott sind und uns empfinden, sondern nur wie todte oder vernunftlose Wesen unter seinem Willen stehen. Es ist aber gar nicht möglich, daß wir uns blos als abhängige Wesen von Gott empfinden, da uns einmal die Möglichkeit gegeben ist, unsere Beziehung zu Gott durch die freie Selbstthätigkeit der Liebe zu einer wahren, gänzlichen Vereinigung mit ihm zu erheben. Unterlassen wir dieß, so trennen wir uns eben so frei und selbstthätig von der göttlichen Liebe, von dem göttlichen Vater, und unsere Hölle schon hier auf Erden besteht dann darin, daß wir uns nicht blos empfinden, sondern uns zwar abhängig von Gott, aber außer ihm, als ausgeschlossen von seiner Seligkeit, um derentwillen wir geschaffen sind, empfinden. Im entgegengesetzten Falle müssen wir Gott von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, aus allen Kräften lieben, weil wir nicht zugleich in und außer Gott seyn können, sondern mit dem vollkommensten aller Wesen nur eine vollkommene Vereinigung stattfindet. Unser Theilnehmen an seiner Seligkeit ist ja ein Theilnehmen an seiner Vollkommenheit.

Lieben wir Gott über Alles, aus ganzem Gemüthe, aus voller Seele, mit allen unseren Kräften, so werden wir ihm ähnlich. Sein Geist allein lebt dann in uns, und all' unser Wollen und Denken verschmilzt damit. Da ist denn wohl das Erste und Natürlichste, worin wir Gott nachahmen, Dasjenige, was wir in unserem ganzen Wesen zunächst selbst empfinden: eben die Liebe, durch die wir Alles sind, was wir sind. Indem wir Gott über Alles lieben, werden wir zugleich auch unserer Seits liebreich und barmherzig seyn, wo uns eine Gelegenheit dazu eröffnet ist. Unsere Nebenmenschen haben mit uns gleichen Ursprung und gleiche Bestimmung, und sind wie wir mit Gott vereinigt oder werden es dereinst seyn. Wie können wir nun in Gott seyn, Eins seyn mit ihm, wenn wir gegen diejenigen Wesen hart und liebelos sind, gegen die er die reinste Liebe ist, ja mit denen er sich sogar gleichfalls auf das Vollkommenste vereinigt? Wenn wir wirklich eins sind mit Gott, so muß vielmehr unser Nebenmensch zu uns in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie sein Verhältniß zu Gott ist, d. h. so weit er unserer Natur und den menschlichen Einrichtungen nach in irgend etwas von uns abhängig ist, so weit wir zu seiner Glückseligkeit etwas beitragen können, muß er bei uns die vollste Liebe und Barmherzigkeit finden. In der Seligkeit Gottes ist es enthalten, Wesen zu Theilnehmern seiner Seligkeit zu machen; wir können nicht selig seyn mit Gott, wenn wir nicht gleichfalls danach streben wollen, diese Seligkeit mit Anderen zu theilen.

Die erste und natürlichste Pflicht, die der Christ auf Erden zu üben hat, ist: barmherzig zu seyn, wie der Vater im Himmel barmherzig ist; und Barmherzigkeit gegen seine Nebenmenschen ist darum auch das sicherste Kennzeichen eines wahren Christen.

Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden! Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet werden!

Auf Erden gibt es nur Ein Gericht über den Menschen:

dasjenige, welches er selbst über sich hält, indem er sich von Gott lossagt. Aber auch dieß Gericht ist kein ewiges. Denn die ewige Liebe Gottes läßt bis zu dem letzten Augenblicke dem Menschen die Fähigkeit, sich zu ihm zurückzuwenden. Das ganze Menschengeschlecht wäre schon dem Verderben anheimgegeben, wenn Gott nicht durch die Erlösung jene Fähigkeit für Alle und für immer wieder hergestellt hätte. Jeder Christ ist ein Erlöster, und würde nichts seyn ohne diese göttliche Wohlthat. Ihm kann es daher schon an und für sich nicht zukommen, über seinen Nebenmenschen ein Gericht zu fällen. Er selbst hat Alles von Gott, durch die göttliche Liebe, durch die göttliche Gnade, und würde, weil schon der erste Mensch den reinen Ausdruck der Gottheit, den Weg zur vollendeten Erkenntniß Gottes, an sich zerstört hat, ohne sie verloren seyn. Wer aber Jemand richtet, der erklärt ihn für unwürdig und unfähig der Gnade. Solches kann nur Der, von dem die Gnade ausgeht, der ewig Reine. Wir, die wir an uns keine Beschränkung der göttlichen Gnade erfahren, wie können wir sie Andern zumessen? Oder wenn wir es thun, zumal auf Erden nur die Liebe Gottes waltet, beschränken wir dadurch nicht unsere Liebe zu dem Nebenmenschen, da wir vielmehr dafür besorgt seyn sollten, ihn von dem Gerichte zu retten? So lange die Gnade Gottes bei einem Menschen ist, ist er nicht gerichtet; wir aber können nicht sagen, wann die Gnade Gottes von einer Seele weiche, da sie für uns bisher ohne Gränzen war. Die Gerechtigkeit ist ein Akt des göttlichen Geistes, der ihm ganz allein angehört, weil Er allein austheilt, die Geschöpfe alle nur empfangen. Nur bei Ihm kann sich die ewige Gerechtigkeit mit der ewigen Liebe vereinigen, weil nur Er weiß, wann der Mensch für immer seine Liebe von sich stößt.

Vergebet, so wird euch vergeben werden!

Wie von dem Richten, so kann eigentlich auch von dem Vergeben nur bei der Gottheit die Rede seyn. Wir, die wir Alles von Gott haben, haben auf nichts einen Anspruch.

Was uns einer unserer Mitmenschen nimmt, das hat uns Gott genommen; denn ohne seinen Willen hätte es uns nicht entzogen werden können. Wenn sich Jemand gegen uns verfehlt, so hat er sich in Wahrheit nicht gegen uns, sondern gegen Gott verfehlt, dessen uns betreffende Gebote er übertreten hat. Vergeben heißt daher bei den Menschen nur Gott bitten, daß er dem Uebertreter eines uns betreffenden Gebotes vergeben möge, und nicht im Gegentheile wünschen, daß Gott es ihm darum schlecht gehen lassen wolle. So bat Jesus: Herr, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun! — Wenn wir aber dem Beleidiger in der Art nicht vergeben, daß wir uns auch nur durch die geringste lieblose Handlung an ihm rächen, so ist dieß nicht blos ein Nicht-Vergeben, sondern zugleich selbst ein Vergehen gegen Gottes Gebote. Denn da wollen wir nicht nur, daß unseren Mitmenschen von Gottt nicht vergeben werde, sondern wir thun ihm selbst ein Unrecht an, wofür wir von Gott Vergebung bedürfen.

Gebet, so wird euch gegeben werden!

In dem Einen liegt hier schon die Erfüllung des Andern. Geben selbst ist Seligkeit; denn es ist ein Akt der Liebe. Als Geber ist Gott in jedem Augenblick uns nahe, und gebend stehen wir ihm am nächsten. Geiz und Selbstsucht entfernen uns am weitesten von ihm.

Mit welchem Maaße ihr ausmesset, mit dem wird auch wieder eingemessen werden.

Dieses Wort Jesu führt der Apostel Paulus in einem seiner Briefe an die neugestifteten Christen-Gemeinden aus.

„Gott ist ja mächtig genug, euch jede Gabe, die ihr Andern mittheilt, reichlich und im Uebermaaße zu vergelten, so daß ihr immer in Allem genug habt. Wie denn auch geschrieben steht: Er theilet überall umher reichlich aus, und gibt den Armen, und seine Gutthätigkeit erschöpft sich dennoch ewig nicht. Wer sparsam säet, wird auch sparsam ärndten; wer aber reichlich säet, wird von seiner reichlichen Aussaat auch reichlich ärnten.“

XXXI.

Der zweite Sonntag nach Pfingſten.

Das Gleichniß Jeſu von dem Abendmahle.

Luk. XIV., 16—24.

Der Ausſpruch Jeſu: „Mit welchem Maaße ihr ausmeſſet, mit dem wird euch wieder eingemeſſen werden" hat eine tiefe Bedeutung, welche der heilige Paulus ganz auffaßte. Sie liegt in der Macht Gottes. Alle Ernte des Chriſten beſteht in dem Göttlichen; für ihn gibt es keine Vergeltung, als in Gott. Aber auch alle ſeine Kraft, womit er etwas Gutes zu thun vermag, liegt nur in Gott. Er kann nichts geben, was er nicht zuvor von Gott erhalten habe. Und was er alſo gibt, das gibt er nur gleichſam als eine Hand Gottes, in Folge ſeiner innigen Vereinigung mit Gott. Wir können nicht ſtolz ſeyn auf die Wohlthaten, die wir ertheilen; denn es ſind nur die Wohlthaten Gottes, die uns zur Vertheilung anvertraut ſind. Was iſt es aber, das wir als ſolche Beauftragte Gottes zu vertheilen haben? Irdiſche Güter; — wenn wir dieſe hinweggeben, ſo geben wir nichts von unſeren ächten, nothwendigen Gütern hinweg, und wir verlieren nichts von unſerem wahren Glücke, unſerer wahren Seligkeit. Himmliſche Güter; — ſie ſind von der Art, daß wir ſie andern mittheilen können, ohne uns ſelbſt davon zu entäußern. Ja, unſere dauernden, höchſten Güter beſtehen nur in Dem, was mit unſerem eigenen Weſen eins wird, ſich verſchmilzt, es ganz ausfüllt; und dieß iſt Gott allein. Er iſt aber der Ewige, Unerfaßliche, der Allmächtige, der ſeinen Athem ausbreitet über die ganze Welt,

und in Millionen Herzen zugleich wohnt, der Allgegenwärtige, Alliebende, Untheilbare. Gewinn für uns ist nur Das, was unsere Vereinigung mit Gott erweitert und befördert, und so wird uns mit einem überhäuften Maaße eingemessen, wenn die Ausspendung eines vergänglichen Gutes an einen Nebenmenschen uns inniger mit Gott vereinigt. Das Geben selbst ist nur ein Akt unserer Vereinigung mit Gott, der ewigen Liebe. Durch das Geben erhalten wir etwas für uns, nämlich den göttlichen Geist der Liebe, und dieser nimmt in uns zu, je mehr wir auch von ihm Anderen mitzutheilen suchen, weil die ewige Liebe über alle Schranken hinausreicht. Wir selbst können nichts geben; aber Gott gibt durch uns, wenn er in uns ist. Und dieses Geben Gottes durch uns ist zugleich für uns selbst die größte Gabe; denn Er selbst, der Geber alles Guten, vereinigt sich mit uns, als Geber herrscht er in uns. In wem Gott nicht gibt, in Dem ist er nicht; denn wo Gott ist, da strömen die Gaben gleich endlosen Bächen, in ununterbrochener Fülle und nach allen Seiten hin. Er läßt uns Theil nehmen an seiner Unendlichkeit, die über Alles, was da ist und lebt, sich ausgießt. Wie irrig und beschränkt, wie wenig bekannt mit Gott ist daher der Engherzige, der sich scheuet, auch nur das geringste vergängliche Gut hinwegzugeben, weil er glaubt, dadurch etwas für sich zu verlieren! Alles, was er so scheu und argwöhnisch bewacht, was er Jedem entziehen will, damit es sicher mit ihm selbst verbunden bleibe, — es gehört ihm nicht an, es befindet sich nur in einer ganz zufälligen Beziehung auf ihn, es kann sich seiner Natur nach mit ihm gar nicht vereinigen. Nur was wir sind und werden, das haben wir; nur was unserem eigenen Wesen für immer sich anfügt, das besitzen wir. Und dieses, wovon das Göttliche der Inbegriff ist, können wir nicht verlieren, auch wenn wir es Andern, so viel wie möglich, mittheilen; denn das Göttliche ist ewig, unbeschränkt, alliebend. Es ist seiner Natur nach weitergreifend und mittheilend. O mit wie ganz

andern Augen, als der gewöhnliche Menſch, betrachtet ſich der Chriſt! Seine Schranke iſt die Erde nicht mehr. Er iſt, er hat ein Seyn nach Art Gottes; d. h. er denkt und fühlt ſich, er findet in ſich Alles, was Werth hat! Was er hier auf Erden iſt und in ſich hat, das, und noch mehr, iſt und hat er auch noch jenſeits des Grabes, iſt und hat er in Ewigkeit. Seine Schätze ſind ſeine Vollkommenheiten, als deren ewige Quelle Gott ſein Inneres durchſtrömt. Unermeßlich reich iſt jeder Chriſt; denn der wahre Reichthum iſt nur der innerliche, und dieſen beſitzt er in unerſchöpflichem Maaße, unabhängig von allen äußeren Verhältniſſen und Umſtänden. Wie unerträglich iſt daher der Geiz mit dem Chriſtenthume!

Ein Jeder wird vollkommen ſeyn, wenn er wie ſein Meiſter iſt.

Eine eben ſo große Verkehrtheit des menſchlichen Gemüthes wie der Geiz iſt der Stolz. Auch der Stolz iſt unverträglich mit der ewigen Liebe, mit dem Göttlichen in dem Herzen des Menſchen. Auf was kann der Menſch ſtolz ſeyn? Iſt er es auf irdiſche Güter, ſo hängt er an dieſen, er glaubt und ſucht ſich durch dieſe einen Werth beizulegen, und entfernt ſich dadurch von ſich ſelbſt. Er kennt den innern Reichthum nicht, welcher der allein bleibende, der allein ſchätzenswerthe iſt. Er iſt kein Chriſt. Iſt er aber ſtolz auf ſeinen innern Werth, auf ſein Chriſtenthum, ſo kennt er dieſes eben ſo wenig, er iſt nur dem Worte, dem Namen nach ein Chriſt. Selig, unausſprechlich ſelig macht das Chriſtenthum jedes Herz, in das es einzieht; aber Stolz kann es nicht hervorbringen. Der Stolz iſt ein Erheben über Andre, eine Verachtung Anderer, und die Liebe ein Hochhalten Aller, ein Umfaſſen Aller. Der Stolz entfernt das Herz von Gott, weil er die Abhängigkeit ſcheut, oder weil er Gott wenigſtens nicht als den Alliebenden erkennt. Für uns ſelbſt und ohne die Gnade Gottes ſind wir Alle gleich Blinden, und gleicher Hilfe bedürftig. Keiner

kann sich über den Andern erheben, weil er nichts vor ihm voraus hat. Wir gelangen Alle erst durch unseren Herrn und Meister, durch unseren Helfer, durch Christus zu Vollkommenheiten. Wenn wir aber durch ihn einer Vollkommenheit theilhaftig geworden sind, so werden wir uns nicht über den Anderen erheben, der dieser Gnade noch entbehrt; denn das ist eben unsere Vollkommenheit, daß wir Gott ähnlich werden, und uns darum der Vollkommenheiten Anderer freuen und ihre Vollkommenheit zu bewerkstelligen suchen, was der Stolz nicht thun kann, der dadurch seinen eigenen Grund und Boden zerstören würde. Der Christ kann sich der Gottheit nicht überheben, die in seiner Brust wohnt; denn sobald er dieses thut, mißkennt er die Gottheit, die nicht ihm allein sich mittheilen kann, sondern eine Beglückerin Aller seyn will. In Ihr wird ein Jeder vollkommen seyn, oder ist doch von Ihr zu gleicher Vollkommenheit mit der herzlichsten, liebevollsten Stimme berufen.

Endlich: Der Christ erkennt sein Heil in Gott, in der Vereinigung mit ihm. Gott, als der Inbegriff aller Vollkommenheiten ist für ihn eine ewige Quelle der Vervollkommnung. Das ewige Streben nach Vollkommenheit, der ewige Anblick neuer Vollkommenheiten, die zu erreichen sind, wehrt aber dem Herzen den Stolz auf die errungenen. Der Stolz ist blind für die eigenen Fehler und Mängel, weil diese ihm seine Lächerlichkeit aufdecken; der Christ hat ein stetes Auge gerichtet auf Das, was ihm fehlt, auf ein ewiges Vorbild, in dem allein er das Mangellose, das Allreine wahrnimmt. Wie wenig christlich, wie thöricht ist es also, wenn wir uns unsere Fehler zu verbergen suchen, und Andere wegen der ihrigen, oft viel geringeren, tadeln, um uns über sie emporheben zu können! Wir hören auf, Gott als unser ewiges Muster, als unser Heil zu lieben und zu verehren, wenn wir uns selbst unserem Mitmenschen zum Muster aufstellen, dem doch dasselbe ewige Muster gegeben, dasselbe Heil zu Theil geworden ist, ja dem vielleicht dieses

Muſter, dieſes Heil näher ſteht, als uns. Heuchler, zieh' zuvor den Balken aus deinem Auge, und dann ſieh', daß du den Splitter aus dem Auge deines Bruders zieheſt!

In dem Gleichniſſe des heutigen Evangeliums bezeichnet Jeſus noch beſonders ſchön und ausführlich die ächte chriſtliche Geſinnung.

Das himmliſche Reich iſt wie ein prächtiges Mahl, zu dem viele Gäſte berufen ſind; aber ſie ſchätzen es nicht hoch, und verſäumen es über anderen, gleichgiltigen Geſchäften. Wie die geladenen Gäſte, weil ſie nichtswerthen Luſtbarkeiten, eitlem Treiben und der Sinnlichkeit nachliefen, von dem bereiteten Mahle ausgeſchloſſen wurden, ſo geſchieht es Denjenigen, welche ihr Herz an andere, als die göttlichen Dinge hängen, in Anſehung des himmliſchen Reiches. Wer das Irdiſche dem Himmliſchen vorzieht, ſchließt ſich ſelbſt davon aus, da er ſein eigenes Weſen verſäumt, und Dingen nachhängt, die ihm nicht angehören, und ihm darum auch nicht treu bleiben können. Diejenigen erbeuten es, welche ſich von ſolchen falſchen Gütern, d. h. von der übermäßigen, nicht ſelbſt auf das Göttliche bezogenen Werthſchätzung ferne halten, und in ſo ferne Armen und Preſthaften, Blinden und Lahmen, Schutz- und Wohnungsloſen zu vergleichen ſind. Dieſe, welche ihre Bedürfniſſe fühlen und erkennen, welche ſich der wahren Mittel zur Abhilfe bewußt, und bereit ſind, ihr ganzes Herz dahin zu wenden, erringen die göttlichen Gnaden. Von Denen, welche ſo geſinnt ſind, geht Keiner verloren.

Auch über die in dieſem Gleichniſſe enthaltene Wahrheit ſind uns ſchöne, beherzigenswerthe Stellen aus den Briefen der heiligen Apoſtel ſelbſt, welche uns als Erklärungen und Erinnerungen des aus Jeſu eigenem Munde Gehörten vorzüglich wichtig ſind, aufbehalten.

Der heilige Apoſtel Johannes ſchrieb:

„Liebet doch die Welt nicht, noch das, was in der

Welt ist! Wer die Welt liebet, in dem ist die Liebe des Vaters nicht. Denn Alles, was es in der Welt gibt, ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffarth des Lebens, und das ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Die Welt aber vergeht mit ihrer Lust; wer hingegen den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

Wenn wir schon in dieser Welt so sind, wie Er ist, dann ist die Liebe vollkommen in uns, und wir haben Freudigkeit auf den Tag des Gerichtes. Wer immer aus Gott geboren ist, von dem wird die Welt überwunden."

Liebet die Welt nicht! Liebe ist ein großes, heiliges Wort. Was wir lieben, das eignen wir uns an, das nehmen wir in uns auf, das vereinigen wir mit uns. Wer die Welt liebt, der will sie in sich aufnehmen, und läßt nicht wieder los von ihr, indem er Alles, was dieser seiner Liebe in irgend einer Beziehung entgegen ist, von sich wirft. Aber die Welt wird ihn verlassen, weil zwischen der Welt und dem Herzen keine dauernde Vereinigung möglich ist. Und er hat dann das Ewige dem Vergänglichen aufgeopfert.!

Den zu dem Mahle Geladenen ließ der Herr durch seine Diener sagen, daß sie kommen sollten, weil Alles bereit sey. Sie entschuldigten sich. Für jeden Menschen erscheint eine Zeit, in welcher er gerufen wird, in welcher er wirklich den Weg zum himmlischen Reiche antreten und vollenden soll. Wenn er in dieser Zeit von seinen irdischen Sorgen und Geschäften sich zurückhalten läßt, so kehrt sie vielleicht nicht mehr wieder. Das geringste Uebermaaß von Anhänglichkeit an das Irdische stellt sich so leicht im entscheidenden Augenblicke der Liebe zu Gott entgegen, und wird dadurch gefährlich. Der Ruf des Herrn fodert augenblicklichen und freudigen Gehorsam.

Ohne daß die Menschen es wahrnehmen und überdenken, wird noch jetzt dieses Gleichniß Jesu unaufhörlich verwirklicht. Das von dem Herrn bereitete Mahl ist ein sichtbares geworden, und Viele, durch Einsichten und eine gute

Erziehung ausgezeichnet, sind vorzugsweise dazu geladen. In seiner heiligen Kirche ist der Tisch des Herrn bereitet, und liebreich und freundlich, — mehr, als man es vielleicht ahnet, — ergeht an so manches Herz der Ruf, daselbst zu erscheinen. Aber der Gerufene geht hinaus, und besichtiget seinen Meierhof, oder er prüfet seinen Kauf, oder er verweilt bei seinem Weibe, und statt ihrer füllen den Tisch des Herrn die Armen und Presthaften, die Blinden und Lahmen der Straßen oder des Heerweges. Der Herr hat sie herein geführt, und sie haben sich gerne führen lassen, obwohl ihnen das Heil noch nicht so nahe gelegen war, obwohl sie manche Offenbarung noch nicht erhalten hatten, die den Geladenen zu Theil geworden. Welch' ein Anblick, vom Tische des Herrn hinauszuschauen durch die geöffneten Kirchthüren! Dort Herzen, die mit ewigem Brode, mit ewigem Leben sich genährt fühlen, und in ihrem unaussprechlichen Reichthume, in ihrer Fülle von Seligkeit, nur den Himmel um sich erblicken, den sie zu hoffen sich kaum getrauten; — draußen Herzen, die, unter Vergänglichkeiten irrend, und unter geträumten Schätzen umherschweifend, das ganze Leben über nicht Zeit finden, sich dem für sie bestimmten, so liebevoll bestellten Tisch zu nahen! Dort ein mit Gott, hier ein mit der Welt Vereinigter! Der Erstere tritt, nach empfangenem heiligen Mahle, nach gepflogener Vereinigung mit Gott, hinaus in die Welt, die er zurückgelassen hat. Sein Inneres ist zu einem Heiligthume geworden, in welchem Gott wohnt. Er selbst und Alles um ihn her ist ihm vom göttlichen Geist erleuchtet. Mit dem Frieden des Himmels steht er unter den Gefahren, Wechseln und Schrecknissen der Erde; sein göttlicher Sinn weiß sich segnend und beseligend auf Alles zu verbreiten. Die Erde ist ihm eine große Schöpfung Gottes, in welcher Gott außer ihm, wie in ihm auf die mannigfaltigste Weise sich verkündigt, und wenn er seinen Blick emporsendet in den strahlenden, majestätischen Wiederschein unermeßlicher

Welten, und ihm der Gedanke zu eng wird für seine Ahnung und sein Bewundern, so legt er die Hand auf die Brust, und blickt in sich selbst, und denket: Mehr als Alles um mich her, mehr als eine Unendlichkeit von Welten, offenbaret mir mein Herz den Ewigen; — die Erleuchtung, die Kraft, die Seligkeit meines Herzens ist ein Laut zu seinem Lobe, den alle Pracht der Natur und alle Herrlichkeiten des Weltalls nur wiederholen. — Der mit der Welt Vereinigte sieht anders, denkt anders; er fühlt nur den engen, schweren Raum, der ihn, gleichsam selbst ein Sarg, von der Geburt bis zum Grabe einschließt, und Alles muß dazu dienen, ihn die ängstliche Strecke seines Lebens, das Kerkermäßige der Erde vergessen zu machen. Die Sterne sind ihm Lampen, welche etwas Schein in sein Gefängniß werfen, und die Sinne sind eine Zerstreuung, welche ihm die lästige Zeit verkürzen. Die schönen Stunden des Lebens sind ihm deßwegen schön, weil ihr Zauber ihn dem Bewußtseyn seiner traurigen Lage entrückt; und die trüben erwecken ihn wieder aus dem Traume, lassen ihn nichts als sein Elend empfinden.

O gewiß, ein solcher Mensch ist nie glücklich, weil selbst Das, was ihn so glücklich zu machen scheint, seine irdischen Freuden, zu einem unerträglichen, niederschmetternden Gedanken ihm sich verwandeln würde, wenn er das Bewußtseyn mit sich herumtragen müßte, von diesem hochgepriesenen Zustande in Ewigkeit niemals befreit zu werden. So wenig der Wohllüstling es zu glauben scheint, seine eingeborne bessere Natur würde zurückschaudern vor der Ewigkeit eines solchen Lebens, wie er jetzt es führt, und wie es nur gerade dazu dienlich ist, ihn gleichsam im Taumel über eine Zeit hinwegzutragen, die er nie für etwas anderes anzusehen gelernt hat, als für einen Dornenweg von einer Wiege bis zu einem Sarge.

XXXII.

Der dritte Sonntag nach Pfingſten.

Die Bekehrung.

Luk. XV., 1—10.

Dadurch lehrte Jeſus die Welt überwinden, daß er die Menſchen unterrichtete, etwas Höheres zu erkennen und feſtzuhalten, das auch dieſer Welt anklebe, daß er ihnen die innere Welt enthüllte, und den Unterſchied zwiſchen dieſer und der äußeren Welt bemerklich machte. Der Menſch, der ſich nicht blos in der äußeren, ſondern auch in ſeiner inneren Welt empfindet, dem iſt die Erde die Vorſtufe ſeines ſchon geöffneten Himmels; die Freuden der Erde ſind Vorfreuden des Himmels, die Leiden derſelben Vorbedingungen der himmliſchen Freude, ehrwürdige Mittel zur ewigen Vervollkommnung. Sein Leben über dem Grabe iſt nur eine Fortſetzung ſeines inneren Lebens, und ſein ruhiger Blick reicht ſchon hinüber über dieſe zu rechter Zeit von ſelbſt fallende Schranke, die dem blos in der äußeren Welt ſich empfindenden Menſchen entweder ein völliges Ende oder doch der Anfang eines ganz neuen, von ihm jetzt noch gar nicht ergreifbaren, und eben darum von ihm ſelbſt in Gedanken gemiedenen Lebens iſt. Daher das ſeltſame, beunruhigende Gefühl eines ſolchen Menſchen, wenn er zufällig in eine Kirche, oder ſonſt an einen Ort oder in eine Lage tritt, die an das Jenſeits gränzen. Da gibt ſich die Kläglichkeit ſeines Zuſtandes kund, wenn er bisher noch ſo glücklich geſchienen hätte. Er fühlt da, daß alle ſeine ſchwelgeriſchen Freuden nur kläglicher Er-

satz seyen, den die Schwüle und das Drückende dieses Lebens nothwendig machen, in welchem er ohne Schrecken und Furcht, ohne Bangigkeit und Ungewißheit weder vor- noch rückwärts schauen, in welchem er nicht aus sich heraustreten und doch auch ohne eine unvertilgbare Sehnsucht nicht in sich allein verbleiben kann. Er empfindet da etwas Höheres, ohne es fassen oder festhalten zu können, weil er sein Seyn nie so weit erhoben hat, als selbstständige innere Welt zu bestehen. Hoffnungslos und unmuthig sieht er sich auf seine sogenannten Freuden zurückgeworfen, die sein, der eigenthümlichen Welt entbehrendes Herz nur scheinbar und nothdürftig füllen. An einem solchen Orte, in einer solchen Lage läßt sich das Himmlische lernen, wenn man nur Willen und Muth dazu hat. Da wird das unbefriedigte Sehnen allmählig dem wahren Bedürfnisse näher geleitet, der Wunsch wird zum Gebete, und auf den Schwingen des Gebetes erhebt sich die Seele in ihre Heimath, die innere Welt, die als eine geistige im Menschen wie über ihm waltet. Der Ruf des Herrn zum Mahle erschallt von Neuem, und mit Entzücken folgt ihm der nun ganz anders Denkende.

Es gäbe nicht leicht einen Sünder, wenn ein Jeder, der gefehlt hat, sich des Wortes Jesu erinnerte und es in Erwägung zöge:

In dem Himmel wird mehr Freude seyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Unter Allem, was menschlich ist, gibt es nichts Schöneres, als die Bekehrung. Die Natur selbst ist immer damit beschäftiget, uns dieß zu predigen, und stellt uns tausend Bilder dafür auf. Wenn Eine Sprache der Natur nicht mißverstanden werden kann, so ist es diese, und wie ein nie verhallender Ton, nur bald stärker bald schwächer, klingt der Ruf zur Bekehrung immer in unserem Herzen nach. Es ist etwas in uns, das unaufhörlich uns zum Rechten zieht.

Schon gleich der anbrechende Morgen, den jedes Auge ſo gern ſieht, überſtrömt unſere Seele mit dieſer Empfindung. Die rohen Völker, welche die aufgehende Sonne für ihren Gott erkennen und anbeten, fehlen nur darin, daß ſie das Bild für Das nehmen, was es blos abbildet. Ein ſehr richtiges und natürliches Gefühl iſt es, das die aufgehende Sonne in ihnen erweckt, — das Gefühl der Gottheit. Sie fühlen, daß, wie Alles, aus der Nacht erwachend, voll Leben und Heiterkeit dem Lichte ſich zuwendet, ſo auch ihr Herz eine Sonne habe, nach der es ſich wendet. Was ſie in der Sonne anbeten, iſt Gott. Aber ſie fehlen darin, daß ſie ihn zu ſehen glauben, während ſie ihn blos denken. Ihr Gefühl von Gott iſt richtig, aber ihr Begriff nicht. Wir, die wir auch den richtigen Begriff von Gott haben, müſſen dieſes Gefühl, das den rohen Wilden bei dem Aufgang der Sonne begeiſtert, dieſes wahrhaft göttliche Gefühl, nur deſto inniger und wärmer empfinden. Und welcher Chriſt, der nicht roher und unempfindlicher iſt, als die Wilden, wendet nicht unwillkührlich ſein Herz zu Gott, wie ſein Auge zum Lichte ſich wendet? Wer fühlt es nicht, daß ſein Herz ſich emporhebe, wenn er die Augen aufſchlägt? Wer, der niemals betet, ſollte nicht wenigſtens am Morgen beten? Wer ſollte nicht wenigſtens da ſeinen Gott empfinden? Jeder emporſteigende Vogel, jede ſich aufrichtende Blume muß ihn ja daran erinnern. Alle Freude, die wir an dem Morgen haben, iſt eine unwillkührliche Freude, eine unwillkührliche Seligkeit in Gott. Wie wenig dürfen wir dazu beitragen, daß ſie ſich in volle Freude, in bleibende Seligkeit verwandle! Die Freude am Morgen iſt ein beginnendes Gefühl der Freude an Gott, das wir nur nicht unterdrücken dürfen, das wir nur Wurzel in uns faſſen laſſen ſollen. Und darum iſt Dasjenige, was wir bei unſerer Bekehrung empfinden, nur die Vollendung, die Entwicklung eben dieſes Gefühles. Der Friede und die Ruhe eines ſchönen Morgens erfüllen das Innere des Bekehrten. Wie das Auge ſo froh und ruhig iſt in

dem erleuchtenden Strahle, jede Nerve so froh und ohne Schmerz in der Wärme des Aethers, so das Herz, wenn es in Gott ruht. Einem Bekehrten ist es zu Muthe, wie wenn er so eben aus der Nacht aufgewacht wäre zum Lichte, von einem dumpfen, schweren Schlafe zum Leben. Wie nun Derjenige, welcher sein Auge so eben erst dem Lichte öffnet, seinen jetzigen Zustand mit dem noch gerade vorausgegangenen vergleichend, es stärker und lebendiger empfindet, als Derjenige, welcher schon lange im Lichte wandelt, so ist es auch bei der Bekehrung. Dem Bekehrten ist seine Empfindung noch neu, und darum eindringlicher. Sein ganzes Wesen verwandelt sich. Er ist mit Einemmale befriedigt in allen Regungen seines Herzens; die Vergangenheit hinter ihm offenbart ihm einen Zweck, da sie ihn zu Dem geführt hat, was er jetzt ist, und die Zukunft gewinnt Zusammenhang mit seiner Gegenwart. Eine hohe, unglaubliche Begeisterung ergreift ihn, — eine Begeisterung für den Himmel. Es ist eine falsche Ansicht, welche so viele Menschen haben, daß man sich vor einer besonderen, ungewöhnlichen Aufregung seines geistigen Wesens hüten, und dieselbe namentlich nie hervorzurufen *suchen*, sondern sie nur, wenn sie natürlich und *von selbst* komme, nicht unterdrücken und ersticken solle. Sie hüten sich vor einer sogenannten *künstlichen* Begeisterung. Die Begeisterung — nur vorausgesetzt, daß sie den wahren Inhalt habe, sich auf das ächte Göttliche beziehe — ist nichts anderes, als der Zustand, in welchem uns die höhere Welt mehr als sonst anklingt, in welchem unser Geist so frei als möglich über das Irdische sich erhebt und sich selbst betrachtet. Sie ist eine Erhebung unser selbst, eine erhabene Andacht. Sie ist darum gut und unserem Wesen natürlich, wenn wir uns auch erst dazu entzünden; ja wir müssen dieses sogar thun, wenn wir der Gnade Gottes, die allein in uns Begeisterung erwecken kann, mitwirken wollen. Wem es nie darum zu thun ist, Begeisterung für Gott und das Göttliche zu empfinden, der wird sie auch nicht zu erfas-

ſen und feſtzuhalten wiſſen, wenn ſie ihm durch die Gnade Gottes unmittelbar zugetheilt wird. Wem es aber um dieſe Begeiſterung zu thun iſt, in Dem wird ſie, auch als eine erſt ſelbſtthätig hervorgebrachte, wenigſtens nie ganz wieder erlöſchen. Sie wird wenigſtens in ſo weit ihm bewahrt und mit ihm vereinigt bleiben, als er ihrer nothwendig bedarf, und das Uebrige, das nur gleichſam als Vorgefühl des Himmels einen und den anderen Augenblick des menſchlichen Lebens ausſchmückt, und dann das Herz wieder verläßt, um es den irdiſchen Prüfungen preiszugeben, iſt eben die verborgene Quelle jener bleibenden Begeiſterung. Die Erweckung von Andacht und Begeiſterung in uns iſt der Anfang, die Bedingung unſerer Bekehrung. Aus dieſem Grunde fällt auch den Meiſten die Bekehrung ſo ſchwer, weil ſie ſich nicht blos zu dem Böſen erniedrigen, ſondern zugleich jede Gelegenheit von ſich entfernen, die ihren Geiſt wieder zu Gott emporheben könnte. Sie meiden den Gedanken an ihn, das Nachdenken über ſich ſelbſt, das Gebet, den Umgang mit guten Menſchen, die Kirche. Der bloße Gedanke an Gott, wenn ſie ihm recht nachhiengen, würde ſie wieder auf den rechten Weg zurückbringen, würde von Neuem Andacht und Begeiſterung, Liebe Gottes in ihnen entzünden; denn in ihm liegt ja Alles. Viele und mannigfaltig ſind die Augenblicke des Lebens, und unſer Herz wird ſo verſchieden von ihnen angeregt; es iſt ſchwer, ja faſt unmöglich, ſich immer in der rechten, chriſtlichen Faſſung zu erhalten, ſich immer ſeiner innigſten Verbindung mit Gott bewußt zu bleiben; aber den Gedanken an Gott, den Willen eines ſolchen Bewußtbleibens, ſoll der Chriſt, der einmal zu ſeinem Gott in das ächte Verhältniß getreten iſt, nie von ſich laſſen. Er ſoll auf dieſen Gedanken, der ihm zu jeder Zeit begegnen wird, aus allen Mannigfaltigkeiten des Lebens immer wieder zurückkommen. Thut er dieſes, ſo wird gewiß wieder eine Zeit kommen, in welcher der bloße Gedanke an Gott ſich in das Bewußtſeyn der innigſten Verbindung mit ihm erweitert. Und

dann wird er fühlen, was ihm eine Zeit lang verdunkelt war, daß die Innigkeit dieser Verbindung immer dieselbe gewesen, und daß nichts von Gott uns trennen kann, wenn wir nicht selbst von ihm uns lossagen.

Darum aber auch jene Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut! Er hatte sich schon entfernt von dem Gedanken an Gott, er hatte sich schon gleichsam ausgeschlossen aus der kirchlichen Gemeinschaft, und ist nun dennoch zu Gott zurückgekehrt. Er war getrennt von ihm; aber durch sein Zurückkommen ist die abgerissene Verbindung wieder hergestellt. Es ist, als ob auch Er niemals von dem göttlichen Wesen getrennt gewesen wäre. Doch das Gefühl der erneuerten Vereinigung mit Gott ist stärker als das erneuerte Gefühl dieser Vereinigung. Jener Augenblick ist immer ein Augenblick der höchsten Gnade, der Sünder bedarf der höchsten Gnade bei seiner Bekehrung, und in der göttlichen Gnade liegt immer Seligkeit für uns. Was aber ein Mensch hienieden auf Erden Göttliches empfindet, das kömmt ihm von Oben, vom Himmel. Die Seligkeit, die hienieden empfunden wird, hat dort oben ihren Ursprung. Der Augenblick der Bekehrung eines Sünders ist daher im Himmel ein seligerer, ein gnadenreicherer, als der der fortdauernden Vereinigung von Millionen Menschen mit Gott. Der bekehrte Sünder kann es sich aber gegen den Gerechtgebliebenen nicht als Vorzug anrechnen, daß der Augenblick seiner Bekehrung einer der höchsten Gnade ist. Er nehme sie als Gnade, erfreue sich ihrer als Gnade! Eben so wenig kann man daraus den Schluß ziehen, daß es besser sey, zu sündigen und sich dann wieder zu Gott zu bekehren, als gerecht zu bleiben. Der Gerechte genießt dasselbe und noch ein höheres Maaß der göttlichen Gnade durch seine ununterbrochene Vereinigung mit Gott. Ihm hat der Strom der Gnade nie aufgehört zu fließen, und von dem ewigen Quell hat er bereits mit vollen Zügen getrunken, wenn der bekehrte Sünder erst zu demselben nahe tritt. Dieser, der das Göttliche so lange

Zeit entbehrt hat, findet in der überſchwenglichen Gnade des Bekehrungs-Augenblicks nur einen Erſatz für das Verlorne. Dieſer Erſatz ſtellt ihn wieder in die Reihe der Gerechten, und macht es ihm möglich, fortan gerecht zu bleiben.

Wenn jeder Sünder es bedächte, wie viel Gnade mit ſeinem Beſſerungs-Augenblick der Ueberirdiſche verbinde, und wie viel Seligkeit mit dieſem Augenblicke ſich über ihn ausgieße, — es würde wenig Sünder geben.

Eine beſondere Freude über einen Sünder, der Buße thut, iſt noch die der Engel. Jeſus vergleicht ſie der Freude eines Hirten, welcher ein verlorenes Schaaf, oder der eines Weibes, das den verlorenen Groſchen wieder gefunden hat. Wir erkennen daraus das Verhältniß der Engel zu uns. Sie ſind Geſchöpfe wie wir, aber erhabenere, verklärtere Weſen. Sie ſchauen Gottes Angeſicht, ſtehen dem Allmächtigen näher. Es iſt alſo eine vollkommenere Liebe in ihnen. Wie ſie Gott aus allen ihren Kräften, aus ihrem ganzen Weſen lieben, ſo ſind ſie auch höchſt liebevoll gegen uns. Denn ſie ahmen darin Gott nach. Durch ihre Liebe ſind ſie geiſtig mit uns verbunden, und erzeigen uns in dieſer Verbindung alle jene Wohlthaten, deren ſie fähig ſind, ſo wie gute Menſchen auf Erden einander lieben und Wohlthaten erweiſen, — nur in noch viel erhöhterem Maaße. Sie ſtreben danach, uns ihnen ähnlich zu machen, damit wir gleiche Seligkeit mit ihnen genießen, — in Gott, der Quelle aller Seligkeit. Sie trauern um uns, wenn wir ihre Liebe, wenn wir dieſe Seligkeit von uns ſtoßen, und freuen ſich darum auch, wenn wir, von Gott abgewichen, zu ihm wieder zurückkehren. Ganz ſo wie gute Menſchen um einander trauern, ſich über einander freuen! Darum iſt auch bei ihnen die Freude über einen Buße thuenden Sünder ſo groß. Er war für ſie, für ihre Liebe verloren, ſie ſuchten ihn zurückzuziehen in ihre Vereinigung, und er widerſtrebte ihnen. Sie haben ihn ſo lange entbehrt. Ihre Freude iſt die des Wiederſehens, der Wiedervereinigung. Ihre Freude an dem reuigen Sünder iſt zugleich eine Freude

an allen den Gerechten, die da der Buße nicht bedürfen, und mit deren Zahl er ſich vereinigt.

In dem erwähnten von Jeſus gebrauchten Gleichniſſe ſind die Engel in der ihrer Natur nach nothwendigen Verbindung derſelben mit uns dargeſtellt. Sie ſind unſere Beſchützer und gleichſam unſere Erzieher, weil ſie Geiſter der Liebe ſind. Wir ſollten ihre Gegenwart geiſtig immer vor Augen haben, und uns ſchon hier, ſo viel es uns erlaubt iſt, durch Erhebung unſeres Geiſtes zum Himmel ihnen anzunähern ſuchen. Das Irdiſche ſollte uns keinen anderen Werth und keine andere Bedeutung haben, als die es für die Engel um unſertwillen hat. Dagegen ſollen wir unſer Herz für die Einflüſſe dieſer himmliſchen Geiſter der Liebe empfänglich bilden, die uns überall umgeben. Da iſt der Punkt, wo der Himmel recht fühlbar ſchon auf dieſe Erde hereinragt. Mit wie ganz anderen Augen, als jetzt, werden wir nach unſerem Tode dieſe ſo gering geachtete Erde betrachten, wenn wir nun von dem Himmel auf ſie herabſchauen, ja ohne Zweifel als Geiſter der Liebe mit den Engeln auf ihr umherwandeln, und den noch lebenden, bedürftigeren Brüdern, durch die Gnade Gottes dazu befähiget, geiſtige Wohlthaten erweiſen! Und dieſen Blick in den Himmel, der auf der Erde ſich bewegt, er kann uns ſchon vor dem Tode durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe eröffnet werden. Ein Gemüth, das voll des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe iſt, hat ſchon während des Lebens eine himmliſche Anſicht der Erde, eine Gemeinſchaft mit den Himmliſchen.

Im Verhältniß zu unſeren Mitmenſchen ſollen wir ſchon hier ganz den Engeln ähnlich, wahre Engel ſeyn. Jeder Augenblick, in welchem wir einem Nebenmenſchen eine geiſtige Wohlthat zu erweiſen vermögen, iſt, wenn wir ihn recht zu ergreifen und zu benützen wiſſen, ein wahrer Engels-Augenblick für uns.

XXXIII.

Der vierte Sonntag nach Pfingsten.

Der reiche Fischzug.

Luk. V., 1—11.

Der Werth der Liebeswerke würde uns in seinem höchsten Glanze erscheinen, wenn unsere Augen dafür geöffnet wären. Denn am Bette eines Kranken stehend und ihn tröstend, einen Flehenden liebreich bei der Hand nehmend und ihn warnend und belehrend, thun wir Dasselbe, was, wenn wir es nicht thäten, die unsichtbar um die Menschheit schwebenden Engel verrichten würden. Indem wir es aber thun, werden wir von den Engeln dabei unterstützt und gekräftigt, und diese freuen sich unser als ihrer besten Freunde und Brüder, als der mit ihnen Vereinigten in Gott. Den Himmel haben wir nicht nur zu Zeugen, sondern auch zu Theilnehmern und Beförderern aller unserer guten Handlungen. Das aber mögen wir aus dem Ausspruche und Gleichnisse Jesu am Meisten zu Herzen nehmen: Wenn schon so viel Freude im Himmel ist über einen Sünder, der Buße thut, wie groß muß die Freude der Engel erst dann seyn, wenn einer seiner Mitmenschen es ist, an dem der Sünder sich aufrichtet und zur Buße zurückkehrt. Es ist die höchste Feyer auf Erden.

Am Klarsten spricht sich dieß aus in der von Jesus gestifteten Kirche. In ihr besteht die Einrichtung, daß Menschen zu allen Zeiten den Menschen das Göttliche offenba-

ren, und sie, wenn sie von demselben abgekommen sind, zu ihm wieder zurückführen.

Was in dieser Einrichtung Großes liegt, zeigte Jesus in dem heutigen Evangelium auf eine ganz besondere Weise.

Petrus und einige andere Jünger, welche Fischer waren, hatten eine ganze Nacht hindurch gearbeitet und nichts gefangen. Auf das Wort Jesu warfen sie das Netz noch einmal aus, und fiengen eine solche Menge Fische, daß das Netz sie nicht zu tragen vermochte, sondern zerriß. Da erschracken sie, und Petrus warf sich vor Jesus auf die Kniee, und rief: Herr, entferne dich von mir sündigem Menschen!

Der Augenblick, in welchem Petrus und seine Gefährten den reichen Fischzug machten, ungeachtet sie gerade vorher die ganze Nacht sich umsonst gemüht hatten, übte eine große Gewalt über das Innere derselben. Sie fühlten und erkannten nothwendig, daß dieser Fischzug mit einer höheren, von Jesus ausgegangenen Hilfe vollbracht worden. Sie empfanden die Nähe eines himmlischen Wesens, das sich ihrer annehme und ihnen beistehe. Dieß erregte einen heiligen Schauder in ihnen.

Auch ohne daß Jesus in ihrem Schiffe zugegen gewesen wäre, ohne daß er sie zu dem wiederholten Auswerfen des Netzes ermuntert hätte, würden sie, wenn er ihnen unsichtbar beigestanden wäre, den reichen Fischzug nach der vergebens durchgearbeiteten Nacht haben thun können. Erstaunen würde sie auch dann ergriffen haben, aber schwerlich Schauder. Sie würden es nicht so deutlich eingesehen, nicht so lebhaft empfunden haben, daß Gott oder seine Engel mit ihnen arbeite. Der Augenblick des reichen Fischzuges wiederholte sich seit dem Leben Jesu fast tausendmal, in dem Leben eines jeden Menschen. Tausendmal erstaunen wir über etwas, was plötzlich mit uns vorgeht, — über einen seltsamen Zufall, über ein unvermuthetes Gelingen unserer Arbeit; und tausendmal würden wir wie Petrus und seine Gefährten statt des Erstaunens von dem ehrerbie-

tigſten Schauder ergriffen, wenn die Urheber dieſer auffallenden Begebniſſe ſo ſichtbar, wie damals Jeſus vor Petrus, vor uns ſtünden. Anders würden wir dann denken bei unſeren kleinen Sorgen und Arbeiten. Nicht das Erzeugniß unſerer Arbeit kann ein Verdienſt für uns ſeyn; denn Jahre lang können wir uns umſonſt mühen, und wenn wir etwas zu Stande bringen, ſo haben wir nicht allein gearbeitet. Eine höhere Hilfe hat uns begleitet, deren bloßes Wort ohne unſere Arbeit den Erfolg zu Stande brächte. Wie können wir verzweifeln an dem Erfolge einer Arbeit, wenn er auch noch ſo lange entfernt bleibt, wenn die Arbeit nur eine ſolche iſt, wobei wir uns des Beiſtandes himmliſcher Weſen erfreuen mögen, wenn wir auf das Wort Gottes hin ſie vornehmen! Gerade in dem Augenblicke, wo wir es am Wenigſten mehr erwarten, wird ſie uns am Reichſten lohnen. Was ſind unſere kleinen Sorgen und Arbeiten? Sie haben nur einen Werth in Beziehung auf das Ganze, und dieß lenkt der Herr. Die ſchönſte und edelſte Beſchäftigung des Erdenlebens, — die Beſchäftigung mit Dem, was das ewige Heil der Menſchen unmittelbar angeht, — Verbreitung des Chriſtenthumes und eines chriſtlichen Sinnes, was könnten wir dafür thun? Wir, die eine ganze Nacht vergebens arbeiten, um einige Fiſche in unſer Netz zu bringen, — können wir Seelen für das Göttliche gewinnen? Der Himmel iſt für einen ſolchen Zweck geſchäftig. Er, der unſere kleinen Arbeiten zum Ziele lenkt, macht uns die größten möglich. Er, der die Fiſche in unſer Netz ruft, daß wir ſie nur in das Schiff zu ziehen brauchen, führt uns auch die Seelen entgegen, daß wir ſie nur mit dem Göttlichen verknüpfen dürfen. Dem Fiſcher Petrus ſteht Gott bei, und macht ſeine Arbeit fruchtbar; mit eben dieſem Beiſtande wird Petrus ein Seelenhirt. Mit Schauder ruft der fromme Fiſcher bei einem reichen Fiſchzuge aus: „Wie, Herr der Himmel, bei meinen kleinen Sorgen und Arbeiten biſt Du mir nahe?“ Darum wird

auch der fromme Geiſtliche im Tempel des Herrn rufen: „Herr, ohne Deine Nähe würde ich nichts vermögen; aber Du biſt bei mir, Deine Engel umgeben mich, ich arbeite mit dem Himmel. Nicht der Arbeit wegen erfahre ich dieſen himmliſchen Beiſtand, der Himmel bedarf meiner nicht. Aber Du ziehſt mich an Dich, o Gott, Du vereinigeſt mich mit Dir, Du nimmſt mich auf in Deinen Himmel, in Deine Liebe, indem Du mich mit den Engeln des Himmels an dem Heile meiner Mitmenſchen arbeiten läßt! Vermögen ja auch die Engel des Himmels nichts ohne Dich, iſt ja auch ihre Arbeit nur Liebe!“

Der demüthige Schauder des Petrus ergoß ſich in die Worte: „Herr, entferne dich von mir, der ich ein ſündiger Menſch bin!“ Petrus fürchtete ſich vor Jeſus. „Du, der mit Einem Worte der ganzen Natur gebeut, der Du Alles vermagſt und Alles lenkeſt,“ wollten ſeine Worte ſagen, „wie kommſt Du zu mir ſo nahe? Ich bin nichts, ein ſchwacher, ein ſündiger Menſch, die ganze Nacht habe ich vergebens gearbeitet, und es nicht einmal dahin gebracht, ein paar Fiſche in mein Netz zu bringen. In Nichts verſchwindet vor einem Worte von Dir all' mein Streben und Arbeiten. In Deiner Nähe erdrückt mich meine Schwäche und meine Sündhaftigkeit; Alles, was ich vornehme, erſcheint mir ſo eitel, ſo niedrig. Ich bin ſo klein, ſo elend neben Dir, daß Du nicht neben mir weilen kannſt. Selbſt wenn Deine unendliche Gnade ſich zu mir herabläßt, bin ich zu armſelig, zu ſündhaft, um ſie zu erfaſſen. Ich bin unwerth Deiner Gnade.“

Jeſus gab aber ſeiner Empfindung eine andere Richtung. Er tröſtete ihn liebreich, und ſagte: „Fürchte dich nicht, Petrus, von nun an wirſt du Menſchen fangen.“

Von nun an! Welch' großes, bedeutungsvolles Wort für Petrus! Von nun an ſollte ſeiner Schwäche, ſeiner Geringfügigkeit abgeholfen werden, von nun an ſollte er die Nähe Gottes nicht mehr zu fürchten haben.

Mit einer an und für ſich kleinen, aber dennoch höchſt wichtigen Begebenheit war alſo in dem Leben des Petrus ein Abſchnitt eingetreten. Nicht der reiche Fiſchfang, den er gethan hatte, konnte eine ſolche Wichtigkeit in ſich ſchlieſſen; Das, was ihm dadurch geoffenbart wurde, machte dieſen Augenblick wichtig und entſcheidend für ſein ganzes Leben.

Den Unterſchied zwiſchen dem vorigen und dem künftigen Leben des Petrus, welcher mit dieſem Augenblicke eintrat, bezeichnete Jeſus mit dem Ausſpruche: du wirſt Menſchen fangen!

Was in dieſen Worten Jeſu zuvörderſt zu beachten, iſt die Bedeutung, welche darin auf das Wort Menſch gelegt iſt. Das Gefühl ſeiner menſchlichen Beſchränktheit und Schwäche war es, was den Petrus vor der Nähe der Gottheit ſchaudern und erzittern machte; „ich bin ein Menſch, ein ſündiger Menſch," hatte er ausgerufen. Und gerade dieſes Wort nun, in welches Petrus das Gefühl ſeiner Niedrigkeit legte, wurde von Jeſus mit ſolcher Bedeutung ausgeſprochen, wurde von ihm zum Troſte und zur Beruhigung des Petrus angewendet. Er ſollte ſich nicht fürchten; denn er werde in Zukunft Menſchen fangen, ſagte Jeſus.

Sollte wirklich dieſes Wort dem Petrus zum Troſte und zur Beruhigung gereichen, ſo mußte er zuvor den Menſchen in einem erhabeneren Lichte erblicken. Ehe er ſich in Beziehung auf andere Menſchen denken konnte, mußte er auf ſich ſelbſt ſein Augenmerk richten. Was war es, das Jeſus meinte, da er zu Petrus ſagte: Von nun an wirſt du Menſchen fangen? Zu jener Zeit, da ihm ſein Beruf erſt angekündiget wurde, konnte Petrus noch keinen klaren Begriff von demſelben haben. Aber Das, wozu Jeſus ihn berief, gieng in dieſem Augenblicke mit ihm ſelbſt vor. Jeſus zog ihn an ſich, und erfüllte ſeine Bruſt mit der Ahnung einer göttlichen Liebe, einer Vereinigung mit Gott, wie ſie ihm zuvor ganz fremd geweſen war. Es gieng gleich-

ſam ein neues Leben in ihm auf, da der wunderthätige Heiland ihn ſo liebreich bei der Hand ergriff, die Furcht von ihm entfernte, und ihm die Ausſicht eröffnete, die Seligkeit, die er ſelbſt empfand, auch anderen Menſchen mitzutheilen.

Wir erkennen den Eindruck der Worte und des Benehmens Jeſu auf Petrus aus der gänzlichen Veränderung, die er in wenig Augenblicken in ihm herſtellte. Zuvor ſagte Petrus: Herr, entferne dich von mir, da ich ein ſündiger Menſch bin. Jeſus erwiderte ihm: Fürchte dich nicht, von nun an wirſt du Menſchen fangen. Und nun, ganz im Gegenſatze zu ſeiner vorigen Rede, führte Petrus ſein Schiff an's Land, verließ Alles, und folgte Ihm nach.

Zuerſt ſo viel Furcht, und gleich darauf ſo viel Vertrauen! Wie läßt ſich dieſes erklären? Offenbar lag der Grund dieſer plötzlichen Veränderung einzig in den Worten und dem Benehmen Jeſu. Hier haben wir nun Gelegenheit, den Einfluß der göttlichen Liebe auf jede gute Seele recht wahrzunehmen und genau zu betrachten.

Durch ein Wort Jeſu ließ ſich Petrus beſtimmen, nach einer Menge vergeblicher Verſuche und nach dem Schwinden der letzten Hoffnung doch noch einmal in die hohe See zu fahren, die er ſchon verlaſſen hatte, und ſein Netz zum Fange auszuwerfen. „Meiſter, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen; auf dein Wort aber will ich das Netz auswerfen.“

Eben ſo ließ er nun auch durch ein einziges Wort Jeſu ſich beſtimmen, ſeine Furcht mit Vertrauen zu wechſeln. Auf ein bloßes Wort folgte er ihm nach.

Dieſe Empfänglichkeit für jeden göttlichen Eindruck, dieſes ſchnelle Beſtimmtwerden durch ihn iſt ſelbſt ſchon Vertrauen. Der Keim desſelben iſt jeder guten Seele eingeboren, weil ſie ſich von dem Göttlichen angezogen, mit ihm verwandt fühlt, wo ſie dasſelbe wahrnimmt. Aber von Anfang kann das Vertrauen nicht unbedingt wirken, weil das

Bewußtſeyn der Schuld, welches wir mit uns tragen, der Furcht vor der Gerechtigkeit Gottes die Oberhand gibt. Wäre dieſes Bewußtſeyn nicht, ſo fände ſich die Seele ohnehin immer auf das Innigſte mit Gott vereinigt. So aber muß erſt die Furcht aus der Seele entfernt werden, ehe dieſe dem Vertrauen vollkommen ſich hingeben kann, d. h. Gott muß uns als Sündern und Strafwürdigen wieder entgegenkommen, damit wir uns an ihn anſchließen können. Ein Strahl ſeiner göttlichen Gnade, ein Wort aus dem göttlichen Munde entfernt die Furcht, und weckt das volle Vertrauen. Was Gott zu einer guten Seele einmal geſprochen hat, das ſteht feſt in ihr und erleidet keinen Wandel; nur ſo lange Gott ſeine volle Liebe und Verzeihung noch nicht ausgeſprochen hat, müſſen wir ſeine Gerechtigkeit fürchten. Ein Wort genügt, uns von dieſer Furcht zu befreien, und uns jener Liebe und Verzeihung zu verſichern.

„Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingeheſt unter mein Dach, ſondern ſprich nur ein Wort" — rief auch der Hauptmann von Kapharnaum aus. Wie ſchön ſtimmen dieſe Worte mit dem heutigen Evangelium zuſammen! Der Hauptmann fürchtet ſich vor der Nähe Gottes, er hält ſich ihrer nicht würdig. Darum getraut er ſich nicht, Jeſus zu ſich zu bitten, und wagt es nicht einmal, das Verſprechen Jeſu, daß er ſelbſt zu ihm kommen wolle, anzunehmen; aber er hat das feſte Vertrauen, daß Jeſus mit einem Worte ſeiner Noth abzuhelfen vermöge. Nur um dieſes Wort ſtellt er die Bitte, und auch mit dieſer Bitte zu Jeſus zu kommen, ihn zuerſt darum anzugehen, wagt er nur deßhalb, weil Jeſus ſchon vorher im ganzen Lande als einen bereitwilligen Helfer, als den Erhörer aller ſolcher Bitten ſich gezeigt hat.

Den nachkommenden Geſchlechtern iſt Jeſus noch als ein viel größerer, bereitwilligerer Helfer offenbar geworden. Er hat ſich dem ganzen Menſchengeſchlechte ungebeten auch als einen Helfer, als einen Erlöſer von dem Tod der Sünde

bewieſen. Darum wagen wir es jetzt, ſelbſt mit der Bitte um dieſe Erlöſung ihm zu nahen. Das Wort, um das wir ihn bitten, iſt nicht mehr blos das Befreiungswort von Krankheit und irdiſchem Elend; es iſt das Befreiungswort von dem ewigen Tode, von allem Uebel. Die Weiſe, wie wir um dieſes Wort ihn bitten, iſt dieſelbe, mit welcher der Hauptmann von Kapharnaum bat; denn ehe das Befreiungswort geſprochen iſt, müſſen wir den Gerechten fürchten, wie er. „Herr," ruft der Chriſt, „ich bin nicht würdig, daß Du eingeheſt unter mein Dach, ſondern ſprich nur ein Wort, ſo wird geſund meine Seele!" Jeſus ſpricht das Wort, und dann ſind wir würdig, ſeine Wohnung zu werden!

Ein ſolches Wort war das Wort Jeſu zu Petrus, da er ſagte: Fürchte dich nicht, von nun an wirſt du Menſchen fangen.' Die ganze Zukunft des Petrus lag nicht nur in dieſem Worte angedeutet und bezeichnet, ſondern dieß Wort war zugleich der Aufruf zu ſeinem Berufe, mit dieſem Worte begann zugleich für ihn die Zeit, die darin angedeutet und bezeichnet war. Es waren dieſe Worte Jeſu eine genaue Antwort oder Erwiderung auf den Ausruf des Petrus. „Ich bin ein ſündiger Menſch," hatte Petrus gerufen. Jeſus erwiderte ihm: „Von nun an wirſt du Menſchen fangen", d. h. von nun an habe ich dich entſündigt; denn ich habe dich auserſehen zum Grundſtein meiner Kirche, du wirſt in Zukunft in meinem Namen ſogar ſelbſt entſündigen. „Entferne dich von mir, o Herr!" hatte Petrus gerufen. Jeſus erwiderte ihm: „Fürchte dich nicht," d. h. du ſollſt nicht mehr als ein ſündiger Menſch ferne von mir ſtehen; ich bin gekommen, daß du mir nachfolgeſt, und ſtatt der Furcht mit Liebe auf mich ſchaueſt. Darum entſündige ich dich. Du wirſt mit mir vereinigt ſeyn, und auch Andere mit mir vereinigen.

XXXIV.

Der fünfte Sonntag nach Pfingſten.

Die vollkommene Gerechtigkeit.

Matth. V., 20—24.

Petrus hörte das Wort Jeſu, verließ Alles, und folgte ſeinem Meiſter. Es war dieß, wie wir aus der Geſchichte ſeines Lebens wiſſen, nicht ein blos augenblickliches Nachfolgen, ein Nachfolgen aus Neugier oder Gewinnſucht, ſondern eine Nachfolge für immer, auf allen Wegen. Zunächſt war es ein ſichtbares Nachwandeln auf den Schritten Jeſu, weil in Jeſus das Göttliche ſichtbar auf Erden wandelte. Aber dieſem Sichtbaren lag etwas Unſichtbares zu Grunde, die Kraft und der Einfluß des Geiſtes Jeſu auf den Geiſt des Petrus. Dieſer folgte nicht nur ſichtbar dem irdiſchen Wandel Jeſu, ſondern auch unſichtbar den Gefühlen und Geſinnungen desſelben. Jeſus ſelbſt hatte Beides im Sinne, wenn er zu ſeinen Jüngern ſprach: Folget mir nach! Er führte ſie geiſtige Wege. Gerade ſo, wie er ihnen ſichtbar vorauswandelte, und ſie auf jedem Schritte ihn begleiten konnten, ſo enthüllte er ihnen auch jeden Schritt, den ihr Geiſt wandeln ſollte, und gieng auch in dieſer Hinſicht ihnen voraus. Das heutige Evangelium iſt eine Erklärung über das Wort Jeſu: „Folget mir nach!“ in geiſtiger Hinſicht.

Ich ſage euch, daß ein Jeder, der ſich wider ſeinen Bruder erzürnet, des Gerichts ſchuldig ſeyn wird.

Vor Jeſus lehrte man nur: Wer Jemanden tödtet, der

macht sich des Gerichts schuldig. Nur einen solchen hielt man für gottlos. Man hatte damals noch keinen Begriff von einer so innigen Verbindung mit Gott durch die Liebe, wie Jesus sie lehrte. Erst durch das Christenthum wurde ja diese Vereinigung vollkommen hergestellt. Aus ihr sind aber alle Foderungen und Gebote Jesu an seine Jünger natürlich abgeleitet. Alles war dem Christen Sünde, was seine Vereinigung mit Gott aufhob. Die zehn Gebote des Herrn, welche im alten Bunde dem israelitischen Volke durch Moses auf dem Berge Sinai gegeben wurden, erhielten durch Jesus erst die volle Erklärung, da er sie auf den Einen Grundsatz der Liebe, der Einheit mit Gott, zurückführte. Er nahm eine gewaltige Aenderung vor in dem Innern seiner Jünger. Es kam nicht mehr blos darauf an, was äußerlich geschah, und daß die gröbsten Ungerechtigkeiten und Vergehen, welche die äußere sittliche Ordnung angriffen und zerstörten, vermieden wurden, sondern eine so innige Gemeinschaft mit Gott, wie das Christenthum sie verlangte, wurde auch durch das innerlich Vorgehende, durch den bloßen Willen und Gedanken, beeinträchtigt. „Eure Einheit mit Gott," sagte Jesus in jenem Worte, „ist schon aufgehoben, wenn ihr auch nur einen Zorn gegen euren Bruder in dem Herzen tragt. Denn Gott ist die reinste, vollkommenste Liebe, und darum müßt auch ihr voll von Liebe seyn, wenn ihr nicht von ihm getrennt seyn, d. h. des Gerichtes schuldig werden wollt."

Der heilige Apostel Paulus schreibt hierüber:

„Das Ziel und Ende des Gesetzes ist Liebe aus reinem Herzen, aus gutem Gewissen, aus ungeheucheltem Glauben. Das ganze Gesetz ist erfüllt, wenn das Eine Wort gehalten wird: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Nur wer seinen Nächsten liebet, erfüllet das Gesetz. Die Gebote: Du sollst nicht ehebrechen, nicht tödten, nicht stehlen, nicht falsches Zeugniß geben, nicht lüstern seyn, und wie sie weiter heißen — das alles ist in dem Worte zusammengefaßt: Du sollst

deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. Denn die Liebe des Nächſten thut ihm nichts Böſes. Die Liebe iſt alſo die vollkommene Erfüllung des Geſetzes.“

Alles, was nicht Liebe iſt, iſt nicht chriſtlich, iſt Gott zuwider. Alles Solche muß der Chriſt von ſich entfernt halten, und es iſt daher für ihn die nützlichſte Beſchäftigung, den Unterſchied Deſſen, was nicht Liebe iſt, von Dem, was Liebe iſt, ſich recht klar vor Augen zu ſtellen. Jeſus ſpricht hier von dem Zorne gegen den Bruder, und es iſt darunter jeder, auch der geringſte, Mangel an Liebe gegen den Mitmenſchen verſtanden. In dem Augenblicke, in welchem wir uns gegen einen Bruder erzürnen, nimmt unſere Seele eine Richtung, die nicht mehr zu dem Guten führt. Sie ſieht, wenn auch noch ſo kurze Zeit, davon ab, und verfolgt ein Ziel, das außer ihrem Weſen liegt. Auf dem Geſichte eines Zornigen ſpricht es ſich aus, was in ſeinem Innern vorgeht. Die Seele folgt den irdiſchen Antrieben und Reizen, ſtatt dieſe zu beherrſchen. Sie verliert dadurch nicht nur den Zuſammenhang mit dem Göttlichen, ſondern wird ſogar in eine entgegengeſetzte Richtung getrieben. Daher kommt es, daß ſo leicht die kleinſte Abweichung von dem chriſtlichen Sinne das erſte Glied einer zuſammenhängenden Kette von Geſinnungen und Thaten wird, die mit der förmlichen Laſterhaftigkeit endiget. Alles, was ſich am Ende daraus entwickelt, liegt ſchon anfangs als Keim in der Geſinnung des Menſchen, und drückt ihr ihren Charakter ein. Die Liebe zu dem vollkommenſten Weſen kann auch nur eine vollkommene ſeyn. Jede Regung unſerer Seele, die mit den Eigenſchaften Gottes nicht im Einklang ſteht, und einen anderen Charakter hat, hebt dieſe Vollkommenheit auf, und verſetzt die Seele in einen Zuſtand, in welchem ſie den göttlichen Wirkungen entgegenwirkt. Der Todſchlag iſt nichts, als ein zu ſeiner höchſten Stufe entwickelter Zorn und Haß gegen den Mitmenſchen, während in der Liebe das Beſtreben liegt, überall wohlzuthun und Leben zu verbreiten.

Geh' zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, alsdann komm zum Altare, und opfere deine Gabe!

Liebe zu Gott ohne Liebe zu den Menschen ist nicht möglich. Wir können nicht die Vereinigung mit Gott wollen und suchen, und auch nur in Einem Punkte ihm entgegenwirken. Jedes Opfer, das wir dem Ewigen darbringen, ist ihm nur angenehm, ist nur dann ein Zeichen unserer Liebe zu ihm, wenn es mit reinem, versöhnlichem Herzen dargebracht wird. Vor Allem gilt dieß von dem Opfer der heiligen Messe, weil wir selbst den Werth des Opfers, das hier dargebracht werden soll, nicht erkennen, wenn wir Jesus nicht in Dem nachahmen, was ein Haupt-Ausdruck des Göttlichen in ihm gewesen ist, und was er allen seinen Jüngern vor seinem Scheiden als die heiligste Pflicht auflegte. Jesus zeigte uns in Einem Bilde vereinigt, wie Gott, und wie der Christ zu den Menschen sich verhalte. Der ganze Unterschied, da er als Mensch handelte, war, daß er den Herrn anrief. Das den Mitmenschen zu verleihen, was er als Gott im Namen des Vaters ihnen selbst verlieh. So soll es auch unter uns Christen seyn.

Eine vollkommene Reinheit des Herzens ist es also, was das Christenthum fodert. Unser Herz soll ganz von Gott erfüllt seyn. Man soll an uns nichts als die Wirkungen des göttlichen Wesens auf uns wahrnehmen. Petrus verließ Alles, und folgte Ihm nach. Er verließ nicht nur sein Schiff und seine Habe, um immer bei Jesus seyn zu können, sondern er machte sich auch von allen Gefühlen und Gedanken los, welche ihn hinderten, denen seines Herrn und Meisters zu folgen. Er wurde der Fels, auf den der Herr seine Kirche baute.

Es kam aber auch eine Zeit, in welcher Jesus zu Petrus sagte: Wo ich hingehe, kannst du mir jetzt nicht folgen, du wirst mir aber dermaleinst nachgehen. Warum, erwiderte Petrus voll Bereitwilligkeit, kann ich dir jetzt nicht folgen?

Herr, ich will mit dir in den Kerker und in den Tod gehen, ich will mein Leben für dich geben. Jeſus verſetzte: Du willſt dein Leben für mich geben? Ihr alle werdet noch dieſe Nacht an mir Aergerniß nehmen.

Selbſt die liebevollſte, bereitwilligſte Seele, ſo lange ſie noch auf Erden weilt, muß zuweilen, wenn ſie dem Göttlichen folgen möchte, im Staube und in ihrer Schwäche zurückbleiben. Sie wird ſich an dem Göttlichen nicht feſtzuhalten wiſſen. Aber dereinſt wird ſie auch dahin dem Göttlichen nachgehen. Dereinſt werden die Schranken brechen, die ſie hier zurückhalten. Folgen werden wir dem Göttlichen überall, aber manchmal muß das Göttliche weit vor uns hergehen, und uns den Weg bereiten.

Am Genaueſten und Bedeutungsvollſten vernehmen das von Jeſus zu Petrus geſprochene Wort „Folget mir nach" in beiden bezeichneten Rückſichten die Geiſtlichen. Bei ihnen iſt es ganz der Fall, wie bei Petrus, daß ſie alles Andere verlaſſen, und ihm allein anhangen. Wandelt Jeſus auch nicht mehr ſo ſichtbar vor ihnen, wie vor Petrus, ſo befinden ſie ſich doch immer in ſeinem Hauſe, er weilt ihnen immer ganz beſonders nahe, ſie werden am Innigſten mit ihm vereinigt. Unaufhörlich beſchäftigen ſie ſich mit dem Göttlichen, ohne es jemals aus den Augen zu verlieren, ſie vernehmen unaufhörlich ſeine Worte, und ſie vor Allen ſehen die Wunder, die von ihm ausgehen. An ſie iſt daher auch vor Allen die Auffoderung gerichtet, Jeſus im Geiſte ganz nachzufolgen, eben ſo liebevoll und gut gegen die Mitmenſchen zu werden wie Er.

Aber auch im Allgemeinen erſchallt jetzt der Ruf Jeſu: Folget mir nach! noch viel feierlicher und lauter, als vordem. Als Erlöſer der Menſchen und Ueberwinder des Todes, als der Ewige und Beſeligende, in der ganzen Majeſtät ſeiner Gottheit wandelt er jetzt vor uns her. Mehr als je ſpricht in jedem Augenblicke ſein Geiſt in Beglückung und Segnung der ganzen Welt ſich aus; ſeine Liebe hat ſich in ſo reicher

Fülle ergossen, daß wir ihn gar nicht einmal zu lieben wähnen können, wenn nicht auch in unserer Brust eine Fülle der Liebe ist. Sein Wort, wodurch er das Opfer Derjenigen verwarf, die es mit unversöhnlichem Herzen bringen, ist jetzt von der höchsten Bedeutung. Denn ausgeschlossen sind jetzt dadurch alle Lieblosen von dem himmlischen Opfer, das Er selbst für uns gebracht hat, und das als ein Versöhnungs-Opfer der Menschheit jetzt täglich zum Himmel emporsteigt.

Endlich ist noch erwägenswerth, wie wir, dem Petrus gleich, wenn wir Jesus nachfolgen, einen so steten und sicheren Haltpunkt gewinnen, daß auch mit uns von nun an eine große Veränderung vorgeht. Denn von dieser Zeit des Nachfolgens an bleibt in unserem Wesen nichts Schwankendes, nichts Unbestimmtes mehr. Alles, was an uns ist, findet in Gott seine feste Begründung, und wir sind gleichsam in jedem Augenblicke eine reine, unentweihte Schöpfung des Herrn. Wir sind nicht nur durch seinen Willen überhaupt da, sondern sind auch genau nach seinem Willen da, genau so, wie und in welcher Eigenschaft unser Daseyn jeden Augenblick von ihm bestimmt wird. Und da Gott immer hinaufzieht zum Guten, so zieht unser Daseyn auf diese Weise in jedem Augenblicke sich empor zu einer höheren Bestimmung, zu der Bestimmung der Engel, zu der Bestimmung der seligsten Geister.

Jede Minute, in welcher wir uns selbst bestimmen, dem Willen und den Einwirkungen Gottes entgegenhandelnd, zieht uns aber wieder abwärts zu der Erde. Die kleinste Feindseligkeit, der geringste Zorn gegen unseren Bruder hebt die harmonische Bestimmung unseres Innern durch Gott auf, und zerstört das bisherige Fortschreiten zum Ewigguten.

Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! befahl Jesus.

Diese ruhige Sicherheit, diese feste Begründung ist es, was auch in dem Angesichte eines wahren Christen mit so himmlischem, unwiderstehlichem Reize uns anspricht, und

was ſelbſt im Schmerze aus den Mienen desſelben nicht verſchwindet, ja gerade da am Hellſten ſich ausprägt. Der Friede iſt der Ausdruck der Vereinigung mit Gott. In dem Verkündigungsworte der Engel bei der Geburt Chriſti: Ehre ſey Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind! liegt die höchſte irdiſche Verheißung.

Dieſer Friede iſt es, welcher auf dem Geſichte eines Zornigen, eines Liebloſen mangelt. Je deutlicher der Mangel ſich verräth, deſto grauender und fürchterlicher wird der Anblick. Es mangelt der Friede auf dem Geſichte eines jeden Sünders, aber nirgends deutlicher, als in den Mienen eines Solchen, der liebios gegen ſeine Mitmenſchen ſich beweist. Ein Solcher verletzt ja auch die Liebe am Sichtbarſten.

In ſeiner größten Reinheit ſtrahlte der Friede von dem Angeſichte Jeſu. Darum folgten ihm auch Alle ſo gerne, die eines guten Willens waren.

Der Friede iſt die Verklärung, welche unſere auferſtehenden Leiber erwartet. Denn es werden Seelen darin wohnen, die eins mit Gott ſind, auch in der Ununterbrochenheit und Ewigkeit ihrer Liebe. Wohl Denen, welchen der Friedhof wahren Frieden gibt! Wohl den Todten, deren Seelen an Friede gewonnen haben! In welchem Maaße wir Frieden haben auf dem Todbette, — wahren, ächten Frieden der Seele — in demſelben Maaße ſind wir mit Gott vereinigt und weiterer Vereinigung fähig. Weiterer Vereinigung, — denn wenn wir immer den Willen haben, ſo vermehrt Gott immer unſere Kräfte. Aus allen unſeren Kräften werden wir Gott lieben, dort wie hier; aber unſere Kräfte werden einen unendlichen Zuwachs erhalten.

Darum auch keine Andacht ohne Friede! Je friedlicher das Herz, deſto andächtiger iſt es. Das Opfer eines unfriedlichen Herzens iſt nie ein wahrhaft andächtiges.

Betrachten wir in dieſer Beziehung noch das Verhältniß der Engel zu uns! Denn es iſt auch in dieſer Hinſicht merk-

würdig. Sie sind schon verklärt durch den Frieden. Sie theilen uns von ihrem Frieden mit, wie auch sogar ein Mensch dem andern Frieden mittheilen kann. Sie schützen dadurch unsere Vereinigung mit Gott, befördern unsere Andacht. Sie stehen den Kindern am nächsten, weil diese eine Fülle des Friedens haben.

Ein Kind wird, so lange der eigene Wille noch nicht in ihm sich regt, ganz und in allen seinen Dingen von Gott bestimmt. Es folgt ganz den Einwirkungen der Gottheit; aber noch ohne Freiheit des Willens. Wir sollen werden wie die Kinder, nach Jesu Ausspruch, d. h. so friedensreich wie sie, aber mit und durch die Freiheit unseres Willens. Einem Menschen, der auf solche Weise einem Kinde gleicht, steht sein Schutzengel noch näher als dem Kinde.

Unsere Schutzengel werden unsere Seelen in das Jenseits einführen, wenn sie aus diesen Leibern scheiden. Wir werden uns mit ihnen des gemeinsamen Friedens freuen.

Friede sey mit Euch! war selbst der höchste, der liebevollste Wunsch aus Jesu Munde. „Ich lasse euch den Frieden, meinen Frieden gebe ich euch!“ So schied er aus der Welt, und es war dieselbe Verheißung, die er mit den Worten aussprach: „Ich bleibe bei euch bis an's Ende der Welt.“

Dieser Friede wird also Denjenigen zu Theil, die Jesus nachfolgen. Er sättiget die Seele mit Frieden.

Sein Friede geht auf uns über. Wir betrachten ihn als den Geber alles Guten, wenn wir ihn als Friedensgeber betrachten. Als solcher stellt er wieder in der heiligen Kommunion sich dar, und das nächste sonntägliche Evangelium gibt uns Anleitung, ihn in dieser Eigenschaft ganz kennen zu lernen. In der heiligen Kommunion gibt er sich selbst als Brod des Friedens, als Brod der Liebe. Sie ist das Mahl des Friedens und der Liebe.

XXXV.

Der sechste Sonntag nach Pfingsten.

Das zweite Wunder der Brodvermehrung.

Mark. VIII., 1—9.

Zum Zweitenmale sehen wir in dem heutigen Evangelium Jesus als wunderbaren Ernährer einer Menge Menschen, die in einer Wüste um ihn versammelt waren. Es knüpft sich heute eine andere Betrachtung an dieses liebliche Bild an, als das Ersteremal. Jesus hatte eine Menge Menschen an sich gezogen, zwar nicht mit den ausdrücklichen Worten: „Folget mir nach!“ wie er sie zu Petrus sprach, aber doch durch sein liebreiches, wohlthuendes Benehmen gegen Jeden, der ihm nahe kam —, durch die erhabene Würde seines ganzen Wesens. Sie waren auch nicht gleich Petrus dem Heilande nachgefolgt, um Alles, verlassend, immer bei ihm zu bleiben; aber sie waren ihm doch nachgegangen in die Wüste, um seine Rede zu hören, und von ihm unterrichtet zu werden. Drei Tage lang hatten sie sich schon bei ihm aufgehalten. Der Augenblick war da, in welchem Jesus selbst sie wieder von sich entlassen, und sie in ihre Heimath zurücksenden wollte. Es war dieß zugleich der Augenblick, in welchem Jesus dafür sorgen wollte, einen unauslöschlichen Eindruck in ihren Gemüthern hervorzubringen, damit sie auch in der Entfernung seiner Lehre gedenken und ihr treu bleiben möchten.

Während sie, um Jesus versammelt, mit dem Gedanken an den himmlischen Meister [illegible]

Sorge um das Irdiſche von ihnen hintangeſetzt, und die Wüſte bot ihnen keine Nahrung. Viele hatten einen weiten Rückweg vor ſich, und ſahen ſich daher einem langen Hunger preisgegeben. Das Irdiſche übte ſeine Gewalt über ſie nun um ſo ſtärker, je länger es geruht, und dem Höheren die Herrſchaft über das Gemüth dieſer Menſchen eingeräumt hatte. Es konnte ihnen nun ſo ſcheinen, als ob ſie durch die Beſchäftigung mit dem Göttlichen von allem Irdiſchen losgeriſſen, in Noth und Mangel verſetzt, und in der Befriedigung ihrer dringendſten Bedürfniſſe verkürzt würden. Es konnte ihnen ſcheinen, als ob ihr irdiſches Wohl unverträglich ſey mit der Sorge, die ſie dem Göttlichen weihten. Wenigſtens konnten ſie meinen, daß ſie ihre Zeit und ihre Sorge theilen müßten zwiſchen dem Irdiſchen und dem Göttlichen, und daß ſie wohl dann und wann einige Tage, von dem Irdiſchen losgeriſſen, dem Göttlichen nachhängen könnten, ſodann aber wieder von dem Göttlichen ſich losreißen und alle ihre Sorge auf das Irdiſche wenden müßten. Jede ſolche Meinung würde der Lehre Jeſu, die er in der Wüſte ſo eben ihnen vorgetragen, widerſprochen, ſich mit ihr nicht vertragen haben. Jeſus lehrte ja, daß man Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften, über Alles lieben müſſe, und daher ſein Inneres immer ihm zugewendet haben ſolle; er lehrte, daß Gott, der himmliſche Vater, hinwiederum voll von Liebe gegen die Menſchen ſey, daß er in Allem für ſie ſorge, und alle gute Gabe von ihm herſtamme. Er lehrte ihn als den Vater hier auf Erden wie dort im Himmel erkennen. Das Wunder der Brodvermehrung, das er jetzt wirkte, war eine Fortſetzung, eine Bekräftigung ſeiner Lehre. Der erſte Blick, den das Volk auf das Irdiſche zurückwarf, ſollte ihnen die Hand des Vaters, ſein Wirken und Walten, auch in ihren irdiſchen Verhältniſſen offenbaren, und ſie auf dieſe Weiſe ihr irdiſches Leben in einem ganz anderen Lichte betrachten laſſen. Er ſtellte ihnen in dieſem Wunder Gott als den irdiſchen Vater der Menſchen vor Augen, wie er ihn

ihnen bereits als ihren himmlischen Vater genähert hatte. Er hielt sie dadurch an Gott fest. Denn sie lernten nun, ganz auf ihn vertrauen. Sie erfuhren, daß sie ihren Blick und ihr Herz zu ihm wenden könnten, ohne allen ihren wahren irdischen Bedürfnissen entsagen zu müssen, und sahen die Verbindung ein, in welche das Irdische mit dem Himmlischen gesetzt sey. Sie fanden in diesem Wunder die Bestätigung, daß Gott der liebevolle, allgegenwärtige und allsorgende, allmächtige Vater sey, als welchen Jesus ihn ihnen geschildert hatte. Sie wurden ohne Zweifel auch aufmerksam darauf, daß er, wenn gleich nicht so sichtlich wunderbar, dennoch bei all' ihrem Thun und Treiben ihnen nahe stehe, und jedes Glück, jedes Gelingen aus seinen Händen komme. Ja, sie empfanden noch mehr. Sie überzeugten sich jetzt, daß Gott um so herrlicher, um so wunderbarer sich offenbare, und den Menschen um so näher stehe, je mehr ihr Geist sich ihm annähere, je besser und richtiger ihre Erkenntniß von ihm sey, je mehr sie sich mit ihm beschäftigen. Dabei war Jesus insbesondere ihnen in diesem Augenblicke ein Bild, wie man, auch mit dem Irdischen sich beschäftigend, dennoch sein ganzes Herz, die ganze Seele, alle Kräfte bei Gott haben könne, und wie der Blick des Menschen hier auf Erden immer gegen den Himmel gerichtet seyn könne. Sie hatten bisher Jesus nur als Lehrer des Göttlichen und als den Gesandten Gottes, der da von der Sünde, und von der Krankheit, der Strafe der Sünde, befreie, gesehen; jetzt sahen sie ihn mit einer rein irdischen Sorge beschäftigt. Jeder Hausvater sah in diesem Augenblicke Jesus auf eine Weise geschäftig, wie er selbst es täglich gewesen. Wie jetzt das Volk um Jesus, so waren um jeden Hausvater noch vor wenig Tagen die Seinigen versammelt, wartend der Nahrung, die er ihnen austheilte. So wie sie jetzt von Jesus, waren schon oft ihre Kinder von ihnen gesättiget worden. Aber die Aehnlichkeit war nur eine äußere. Wie verwandelte sich das Bild dieser schönen, lieblichen Vater-

Sorge, da Jesus sie auf sich nahm! Wie anders vollbrachte Er diese Handlung! In irdischer Hinsicht war er in einer für das Vaterherz drückenden Lage; er stand da, nicht als ein überreicher Mann, der die Hand ausstreckt nach seinen Schätzen, und von der aufgehäuften Fülle den Seinigen mittheilt, er stand ganz arm und verlassen da, so daß jeder Bettler sich an seine Stelle setzen konnte. Rings um ihn eine Wüste, in der nichts von der Freigebigkeit und dem Ueberflusse der Natur zu sehen war, vor ihm nichts, als sieben Brode, und etliche Fischlein, aber mehrere tausend Menschen, die von ihm gesättigt werden sollten. Seine Mienen veränderten sich nicht, da er von der Verkündung des göttlichen Wortes zu diesem väterlichen Geschäfte überging; er stand noch mit derselben Würde, mit derselben Ruhe und Salbung vor ihnen, als ob er noch redete. Da nahm er die Brode, sah zum Himmel auf, dankte dem göttlichen Geber, brach sie, und vertheilte. Eben so nahm er die Fischlein, segnete sie, und ließ sie vertheilen. Und siehe! — von den wenigen Broden und Fischlein sättigten sich die viertausend Menschen, seine Hände wurden nicht leer von Geben; ja, es blieben sieben Körbe noch übrig. Welch' einen Eindruck mußte dieses auf das Volk machen! Jesus hatte hier eine ganz andere Versammlung um sich, als bei dem früher erzählten Wunder der Brod-Vermehrung. Dort hieß es: eine große Menge Volks war ihm gefolgt, weil sie die Wunderzeichen sahen, die er an den Kranken that. Und: sie wollten ihn, nachdem er das Wunder gethan hatte, mit Gewalt zum Könige machen. Hier aber waren sie zu ihm gekommen, seine Rede zu hören, und waren drei Tage lang in einer Wüste bei ihm verharrt, so daß sie nun nicht einmal etwas zu essen gehabt hätten, wenn Jesus sich ihrer nicht so wunderbar angenommen hätte. Sie wollten ihn nicht zum Könige machen, da er sie gesättiget hatte, sondern die heilige Schrift sagt blos: Jesus entließ sie. Wie schieden sie von ihm? Die wenigen Worte der heiligen Schrift lassen uns keinen Zweifel darüber. Sie schieden

still, und in sich gekehrt, noch ganz erfüllt von Dem, was sie gehört und erfahren hatten, — mit einem ganz anderen Blicke in sich selbst, in das Leben. Die erhabensten Gedanken regten sich in ihnen. „Also so nahe," werden sie gedacht haben, „liegt uns Alles, was Jesus lehrte! Wie einfach und wie allumfassend ist es doch! Nicht blos der Himmel, auch die Erde, wo wir wohnen, jeder Ort, an dem wir uns aufhalten, ist das väterliche Haus, in dem Gott waltet. Nicht blos wenn wir im Tempel sind, und ihm opfern, oder wenn wir uns zuvor Tage lang darauf vorbereitet haben, sondern in jedem Augenblicke, bei jedem Unternehmen ist er bei uns. Nicht blos das Größte, auch das Allergeringste kömmt uns von ihm zu. Er war es also, der uns so oft mit Ueberfluß überraschte, wenn wir darben zu müssen wähnten, der das Brod in unserem Hause nicht ausgehen ließ, und unsere Nahrung segnete, der für uns sorgte, wenn unsere Gedanken bei ihm verweilten. Gott ist immer und wahrhaft unser Vater, wir dürfen uns wahrhaft seine Kinder nennen. So sicher und friedlich wie ein Kind, so lange es bei seinem Vater ist, der es schützt und leitet, können wir unser ganzes Leben hindurch seyn. Selbst in der Wüste sind wir nicht von ihm verlassen. Je mehr wir ihm vertrauen, je mehr wir uns mit ihm beschäftigen, desto offenbarer wird seine Vater-Liebe und Güte. Wir wollen wie Jesus immer zu ihm aufblicken, wollen Glauben und Vertrauen fassen, und auch all' unser irdisches Thun und Treiben soll in Zukunft gleichsam nur ein recht vertrauensvolles Gebet seyn, das den himmlischen Segen auf die Erde herabruft."

So friedlich stand der brodvermehrende Jesus unter den Tausenden, die er nährte, und so viel Friede und Vertrauen kam in ihr Herz, ehe sie von ihm schieden. Aber dieses große Wunder, das er hier an dem Volke in der Wüste übte, erscheint jetzt nur als leise Verkündigung eines viel größeren, herrlicheren Wunders, in welchem Jesus als der ächte Näh-